AGB
E. 243/2

Die Wiellinger.

Zweiter Theil.

E. 243/2

Die

Wiellinger.

Historisches Gemälde

aus der Zeit des obderennsischen Bauernkrieges.

Von

Friedrich Wilhelm Arming.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1848.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Erstes Kapitel.

„. . . . . . . Diesen Staatsverräther
Nehmt in Verwahrung und bewacht ihn wohl!
. . . .
Er ist bewehrt — Entreißt ihm seinen Dolch!"

Fr. v. Schiller.
Maria Stuart. 4. Act. 4. Scene.

In ziemlich früher Nachmittagsstunde verließ Herr Hans von Wiellinger das Schloß Aistershaim. Der Abschied zwischen Vater und Sohn war ein weit weniger herzlicher als dem Stande der Verhältnisse nach zu erwarten gewesen wäre; aber wir haben bereits erwähnt, daß von jeher zwischen ihnen ein Grad von Entfremdung obwaltend war, wie er sonst zwischen Vater und Sohn selten zu bestehen pflegt; und dieser hatte, was den Ersteren betraf, in den wenigen Stunden ihres Beisammenseins, nach zehnjähriger Trennung nur noch zugenommen. Herr Achaz von Wiellinger sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Er hatte an seinem klugen, gewandten und kriegserfahrenen Sohne einen kräftigen und thätigen Theilnehmer seines gewagten Unternehmens zu erhalten gehofft, dagegen geradezu

einen Gegner seiner Ansichten, einen mißbilligenden Beurtheiler der von ihm ergriffenen Mittel und Wege zur Durchführung seiner Sache getroffen. Dieses erbitterte ihn um so mehr, als er manchen Einwürfen seines Sohnes nichts entgegen zu setzen vermochte. Dadurch war er jedoch keineswegs von dem Unrecht seiner Handlungsweise überzeugt, sondern erklärte nur in seinem Innern, das Hans durch seinen langen Aufenthalt in der Fremde kühl für die Interessen seines Vaterlandes geworden sei, wobei er jedoch nicht alle Hoffnung für dessen Wiedergewinnung aufgab und diese dadurch zu erreichen hoffte, daß er ihn in die Angelegenheiten des Aufstandes enge zu verwickeln suchte; — zu welchen Ende er ihn nun auch nach Linz sandte. Anders stand es mit unserm jungen Freunde. War durch das kühle Benehmen des Vaters das Erwachen einer wärmeren Empfindung in dem Herzen des Sohnes unterdrückt worden, so tauchte diese jetzt als er das Schloß, wo sein Vater wohnte, verließ, nun so energischer auf. Er blickte nochmals zurück und dachte über das Schicksal des Mannes nach, der ihm so nahe stand. Es war ein trauriges Gefühl, welches ihn dabei befiel, und das er nicht bekämpfen konnte und auch nicht wollte; doch kam ihm dabei insoweit der natürliche Jugendmuth zu Hülfe, daß er auf eine glückliche Wendung denken konnte und sich selbst für fähig hielt, dabei wirksam sein zu können. — In Folge

dessen erwog er mit Vorbedacht und Ernst den Ton und die Weise, die er seinem Benehmen in so schwieriger Angelegenheit zu Grunde zu legen hätte, — und in bester Hoffnung verfolgte er die Straße, welche er in Begleitung seines Leibknappen, — als welchen wir nun wohl den Geiger Franz anerkennen müssen. — eingeschlagen hatte.

Bis Gaspaltshofen zogen sie die eigentliche Landstraße; hier bogen sie von dieser links ab, um ihre Reise auf abseits gelegenen und wenig betretenen Waldwegen und über vollkommen pfadlose Wiesen fortzusetzen. So waren sie an dem von einem Wassergraben umgebenen Schlosse Würting vorüber und durch das Dörfchen Offenhausen gezogen, hatten außerdem aber jeder größern Ortschaft sich zu nähern vermieden. Es konnte keinen bessern Wegweiser als Franz geben. Er war durch ein mehrjähriges Herumziehen als Geiger in seinem „Gäu" — wie er das ganze Land, wo er bei Hochzeiten und Festlichkeiten aufgespielt hatte, nannte — mit jedem Fußpfade und Waldwege, mit jedem Busche und Zaune bekannt geworden, — und dieses ist wohl die nothwendige Bedingung für einen guten Wegweiser, dabei war er aber auch gewandt genug, um als Generalstabler zu dienen.

Sie trafen auf eine Gäutaferne, d. i. ein isolirt gelegenes Wirthshaus, welches gleichsam den Mittelpunkt für mehre in größerer und geringerer Entfernung

herum zerstreut liegender Bauerhöfe abgibt. In diesen findet man in der Regel nur an Sonn- und Festtagen Gäste, welche hier ihren Most und Brandtwein trinken; außerdem hat der Tafernwirth Muße seine Felder zu bestellen und seinen sonstigen Wirthschaftsangelegenheiten nachzugehen, welche gewöhnlich mit diesem periodischen Ausschanke vereinigt sind. Sie waren bereits ein paar Stunden geritten. Franz machte den Vorschlag, hier, wo es stille und verlassen genug aussah, sich und den Pferden eine Stunde Erholung zu gönnen, um dann, bei näher gerücktem Abende, den Weg zu verfolgen, welcher nordwestlich von Lambach, von Stift und Markt durch das Reinthal und den durch dieses hinfließenden Schwarzbach geschieden, und von reichlichem Tannengehölz verdeckt, über den Mariahilfer- und Kalvarienberg hinläuft. Diesen verfolgend, glaubte er am sichersten, besonders im Dunkel des Abends, Lambach, welches durch seine militairische Besatzung für sie einen gefährlichen Posten abgab, umgehen und sich über die Höhen hin der Stadt Wels nähern zu können.

Herr Hans von Wiellinger stimmte dem Vorschlage seines Begleiters bei, und sie stiegen vor dem kleinen unansehnlichen Hause, welches bei all den wilden Stürmen, die im Lande hausten, sich in seiner Abgeschiedenheit einer ungestörten patriarchalischen Ruhe zu erfreuen schien, ab. Franz blieb vorläufig bei

den Pferden, der Ritter trat aber in die niedere, dunkle Gaststube, um Jemanden zu treffen, der den Rossen ein paar Bündel Heu und den Reitern einen Trunk Obstwein zu verabreichen sich bereitwillig fände. Er traf hier in der That Niemand, als den Gastwirth, einen kleinen, freundlichen Mann, der auch sogleich, als er in dem Jargon seines Landes, welchen der Wiellinger nach Möglichkeit zu gebrauchen für zweckmäßig erachtete, angesprochen wurde, das Verlangte zu liefern sich beeilte.

Die Pferde standen vor dem Hause, an einem hier befindlichen Ständer angebunden und ließen sich das süße Bergheu vortrefflich munden, — nicht minder die beiden Reiter den Most und das wohlausgebackene Brot, — mit Anderm konnte die Gäutaferne nicht aufwarten; aber Hunger und Durst sind gute Köche und Kellermeister, und ohne eben viel Worte zu wechseln saßen die Beiden beisammen, leerten ihre Krügel und schnitten ein Stück nach dem andern vom großen Laib herab, der zum beliebigen Gebrauche auf dem Tische lag.

Der Wirth ging ab und zu, bald um die Krüge frisch zu füllen, bald um bei den Pferden nachzusehen, — solch ein Wirth macht sich stets zu thun, — um so mehr, je weniger er zu liefern vermag; — bei ihm heißt es: „zahlet den Willen fürs Werk.“

Die auf diese Weise in dem Gastzimmer herrschende

Stille wurde plötzlich durch das geräuschvolle Eintreten eines Mannes gestört.

„Nun, Hansjürg — wie ist's? hast Du viele Gäste? — na, will Dir schon ein wenig helfen. — Einer kann nicht Alles!" so rief der mit vieler Geschäftigkeit Hereinpolternde, welcher niemand Anderes war, als Michel, unser alter Bekannter. Er hatte aber für jetzt allen jenen militärischen Schmuck abgelegt, in welchem wir ihn das letzte Mal getroffen, — seine Kleidung war die gewöhnliche eines friedlichen Landmannes, und die vorgebundene blaue Schürze gab dem guten Manne wieder ganz das Ansehen des dienstfertigen, emsigen und höflichen Gastwirthes „auf der Leiten" in welcher Gestalt wir ihm zum ersten Male begegnet sind. — Der arme Michel hatte nicht Rast noch Ruhe, — sein Ideengang war ein sehr bewegter, und wie er da von Einem zum Andern sprang, so veränderte er auch stets seinen Aufenthalt. Er war bereits nicht nur in der ganzen Bauernarmee, sondern auch in dem ganzen Strich Landes, in dem er sich seit jener Zeit, wo er unglücklicherweise um Haus und Hof gekommen war, herumgetrieben hatte, als der „verrückt' Michel" bekannt, und wenn man einerseits mit vielem Glauben auf seine bisweilen fast im prophetischen Geiste gesprochenen, meistens jedoch vielen Unsinn ausdrückenden Worte horchte, so legte man ihm auch anderseits keine Hindernisse in den Weg, ganz nach eigenem

Gefallen zu bleiben oder zu gehen, wohin es ihm eben beliebe.

Gegenwärtig mochte es ihm wohl eben wieder in den Sinn gekommen sein, daß er nicht zum Kriegsobristen geboren, sondern als dienstbereitwilliger Gastwirth auf seinem Platze sei; und in dieser Idee hatte er denn auch sein Aeußeres umgestaltet. Uebrigens mochte er heute gewiß schon ein hübsches Stück Weges zurückgelegt haben, wie wenigstens sein erhitztes Gesicht, sein schweißtriefendes Haar und seine bestaubte Kleidung vermuthen ließen.

„Bin ein wenig müd, — bin gerannt wie ein Wiesel — aber es macht nichts — ich will Dir doch beispringen, Hansjürg, wie's recht ist; — Du allein kannst es nicht richten, und hast keine Dirn und kein Knecht — und wenn die Gäste zu viel sind, so sind's zu viel," so plauderte der Arme und war sogleich daran, mit seiner gewohnten Geschäftigkeit sich in der Stube herumzutummeln, die hier befindlichen Stühle zur Seite zu rücken, Tisch und Bank mit seinem Vortuche abzuwischen, mit Einem Worte, sich so zu benehmen, wie er es früher „auf der Leiten" gethan hatte, wenn er der Ankunft mehrer Gäste entgegensah.

„Geh, rast' ein wenig aus, Michel" sagte Hansjürg, der Wirth auf der Gäutaferne — „Du bist ja zaunmüde — kommst gewiß von der Weit'; — magst einen Trunk Most?"

„Was ein rechter Wirth ist, der denkt auf keinen Trunk, so lang er die Stuben voll Gäste hat,“ erwiderte Michel, ohne sich in seiner selbst gewählten Beschäftigung irre machen zu lassen.

„Die Stuben voll Gäste,“ lachte Hansjürg — „sind eben nicht mehr als die Zwei da, und die haben ihr' Sachen.“

„Nun — und die aft kommen, — auf die denkst' nicht? Du Krauderer!“ rief Michel ein wenig unwillig „und gar aus die Dragoner — das sind Kunten — mit mir rede — ich habe sie 'kost't! — gleich werden sie da sein.“

„Geh an — du Plauser,“ lächelte Hansjürg, „wo sollen denn Dragoner sich zu mir verlaufen?“

Wenn aber auch die Ankündung des keineswegs angenehmen Besuches weniger Eindruck auf das Gemüth des Wirthes der Gäutaferne machte, so um so mehr auf unsern fahrenden Ritter, welcher wie sein Begleiter bisher stillschweigend der Unterhaltung der Beiden zugehorcht hatte. Es schien ihm nicht unmöglich, daß der arme Geistesverwirrte seine Meldung auf mehr als aufs Gerathewohl hin gemacht habe, — und wünschenswerth war es ihm sicher nicht, mit Leuten zusammenzutreffen, denen auszuweichen er triftige Gründe hatte.

„Sage Michel — bist Du den Dragonern begegnet?“ stellte der Wiellinger jetzt seine Frage an den sich geschäftig Herumtummelnden.

„Gleich werden sie da sein,“ erwiderte Michel mit vieler Bestimmtheit, und in demselben Augenblicke vernahm man auch schon Pferdegetrampel vor dem Hause. „Na, habe ich's nicht gesagt!“ rief Michel mit dem Lächeln der Zufriedenheit in seinen verstörten Gesichtszügen. — Hansjürg blickte zum niedern Fenster hinaus, und ganz verzagt sagte er: „Bei meiner armen Seele — sie sind es! — was wollen denn die Leutschinder bei mir?“

Unser Wiellinger mochte in seinem Innern wohl Vergleichungen anstellen, um wie weit annehmlicher es für ihn sein dürfte, sich jetzt eine Stunde Wegs von der einsam gelegenen Gäutaferne entfernt zu wissen, als hier mit Leuten zusammenzutreffen, von denen er nicht wissen konnte, wie sie ein solches Zusammentreffen aufnehmen würden. Da es aber nun einmal nicht zu ändern war, so ergab er sich in das unabwendbare Verhängniß, mit dem Vorsatze, klugerweise jeden Erörterungen möglichst auszuweichen.

Die neuen Gäste traten ein. Es waren sechs Dragoner unter Anführung eines Mannes, den wir ebenfalls bereits kennen, — jenes Wachtmeisters, der damals gar schnell mit dem Säbel aus der Scheide, aber auch nicht minder schnell mit Feuerzeug und Schwefelfaden zur Hand war. Sie polterten herein, und machten auf dem festgestampften Fußboden ein furchtbares Getöse mit ihren eisenbeschlagenen schweren

Stiefeln und ihren langen nachschleppenden Schwertern. Hansjürg zitterte in wohlgegründeter Furcht vor den Erpressungen und Plünderungen, womit solche Besuche stets begleitet waren, und näherte sich den Herrn mit der Frage der Unterwürfigkeit: was zu Befehl stehe. Herr Hans Wiellinger fand aber noch mehr Grund zu unruhiger Besorgniß, als er bei dem ersten Blicke auf die Eintretenden sich sogleich der Gesichtszüge seines Gegners im Zweikampfe von Damals erinnerte. Wenn wir den geistesverwirrten Michel, welcher mit einfältigem Gelache um die Dragoner herumkreiste, ausnehmen, so war Franz vielleicht derjenige, welcher am besten seine Fassung behauptete. Mit dem Anscheine von Gleichgiltigkeit und Dummheit, den der obderennsische Bauer in Zeiten und bei Gelegenheiten, wo er es für zweckmäßig hält, so gut anzunehmen weiß, biß er mit seinen weißen Zähnen emsig in das Stück Schwarzbrot ein und schien sich dabei um nichts weniger als um die neuen Ankömmlinge zu bekümmern.

„Was befehlen die Herrn?“ wiederholte Hansjürg demüthig seine Frage, da der Wachtmeister, nach gewohnter Weise seinen Blick in der Stube herumsendend, diese das erste Mal unbeantwortet gelassen hatte.

„Zehn Metzen Hafer, — vierzig Bund Heu, — eine Fuhr Stroh — für's Regiment; — für uns eine Hand voll alter Thaler,“ sagte der Wachtmeister, sich

auf einen Stuhl werfend, mit jener Roheit, welche die Executoren der damaligen Pfand- und Gewaltherrschaft charakterisirte.

Hansjürg machte erschrocken einen Satz rückwärts, und die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, ergoß er sich in einen Schwall von Worten über die Unmöglichkeit, das Verlangte zu leisten, wobei er auch nicht ermangelte in Thränen auszubrechen.

„Laß das gut sein, Alter, — das wissen wir besser," sagte der Wachtmeister höhnisch lachend — „Deine Kneipe liegt von der Straße so abseits und hinterm Holze so wohl verborgen, daß bis heute keiner von unsern Fouragierer, so gute Hundsnasen die Bursche auch haben, das Nest aufgefunden hat. Da mußte schon der Wachtmeister Stephan Wölfel daran, — der findet, was er sucht, und läge es zwei Klaftern tiefer als die Hölle. Geht euer Zwei mit dem Alten und ladet auf, — spannt die Ochsen vor, die wir von drüben haben, — wir müßen trachten, daß wir weiter kommen, — es bleibt nicht mehr gar zu lange Tag. — Vorwärts, Alter — mach' keine Umstände, sonst setzt es — —"

Er machte eine unzweideutige, leichtverständliche Bewegung mit dem Arme, — zwei Dragoner ergriffen den armen Hansjürg, der nicht wußte, wie ihm geschah, und zogen ihn mit sich zur Stube hinaus.

„Aber das Haus müßt Ihr ihm doch nicht anken-

ten," sagte Michel, der bisher einen stummen Zuhörer der Verhandlung abgegeben hatte, zum Wachtmeister gewendet.

„Was murrt da" grollte der rohe Dragoner; als er aber nun seinen Blick dem Sprecher zugewendet hatte, rief er, eine teuflische Lache aufschlagend: „Hahaha! da ist ja ein alter Bekannter! -- nur weiß ich nicht, an welches Zusammentreffen sich der gute Michel am liebsten erinnert, — ob an das auf der Leiten oder an das zu Ohlstorf?

Michel machte große Augen, aber mit einem Ausdrucke von Verschmitztheit sagte er nach kurzem Bedenken: „Zu Ohlstorf war es doch ein recht lustiger Tanz" und schnell abbrechend lächelte er in stiller Erinnerung vor sich hin, während er mit großer Emsigkeit wieder Tische und Bänke abzuwischen begann.

„Und die dabei am lustigsten waren, hoffe ich noch alle am Galgen zu sehen," sagte der Wachtmeister mit verbissener Wuth, und sich dem Wiellinger zuwendend fragte er: „Was meint der Herr? —"

„Ich verstehe in der That eure Frage nicht," erwiderte dieser sehr ruhig.

„Potz Blitz! da gibt es ja wieder einen alten Bekannten!" rief der Wachtmeister im Tone der Ueberraschung, obwol in Wahrheit sein Scharfblick längst seinen Mann erkannt hatte —" und da wird der Dritte mir gewiß auch nicht fremd sein! — richtig — der

Geiger Franzl — schau, schau! was sich da für eine hübsche Gesellschaft zusammengefunden hat!"

Feige war unser Ritter nicht, dies hatte er oft genug bewiesen, — aber unüberlegt handelte er auch nie. In Erwägung der gegenwärtigen Verhältnisse hielt er es für das Gerathenste, gegen den rohen Dragoner-Wachtmeister sich so zu benehmen, daß dieser keine Ursache zum Zanke finden sollte. In einem ganz andern Tone, als des Andern Betragen eigentlich verdient hätte, sagte Hans Wiellinger: „Ihr habt Recht, Herr Wachtmeister, wir trafen uns schon einmal, — damals, im Wirthshause auf der Leiten, — wie geht es meinem Freunde, dem Rittmeister? Ich vernahm seit jenem unglücklichen Abend nichts von ihm."

„Wie es dem Rittmeister geht? — hm! — Ihr meint den Grafen?" erwiderte der Wachtmeister nicht ohne einige Verlegenheit; — er hatte wahrscheinlich ein anderes Entgegenkommen des jungen Mannes auf sein dermaliges Betragen hin erwartet — „Nun, dem geht es, wie ich glaube, ganz wohl; — er lag wol einige Tage darnieder; — hm, die jungen Herrn sind so tüchtige Kopfnüsse, als damals ausgetheilt wurden, nicht gewohnt, — und als er wieder in die Höhe war, rief man ihm sogleich ab, — nach Linz, — man sieht es dort nicht gerne, daß die Offiziere Sr. kaiserlichen Majestät mit Rebellen in guter Kameradschaft stehen."

Letzteres sprach er mit ganz besonderem Nachdruck; übrigens war das Gesprochene schon an und für sich verständlich genug, als daß es noch einer besonderen Betonung benöthigt hatte.

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Wiellinger kräftig und ernst; — es kam ihm jetzt wol so vor, daß das zufällige Zusammentreffen mit den Churfürstlichen nicht mit einem gütlichen Auseinandergehen enden werde.

„Was ich damit sagen will? — Ihr wollt es wissen? — nun denn, ohne weitere Umschweife: Ich werde Euch ersuchen, mich nach Lambach zu begleiten; — meinem Herrn Lieutenant, da er weder Euer Freund noch Kamerad von Sonst her ist, wird wol daran liegen, Euere Bekanntschaft zu machen,“ sagte der Wachtmeister mit dem hämischen Ausdrucke des Spottes.

„Mein Weg führt nicht nach Lambach, — auch fehlt es mir an der Zeit, mich länger hier zu verweilen,“ erwiderte der Wiellinger, während er von seinem Sitze sich erhob.

Auch der Wachtmeister stand auf. „Und doch ersuche ich Euch, sich Zeit zu nehmen, um diesen kleinen Abstecher zu machen. Ich ersuche Euch,“ sagte der Wachtmeister, – „Ihr werdet doch selbst einsehen, wie artig das von mir gesprochen ist,“ setzte er mit spöttischem Tone und einem Seitenblicke auf seine Dragoner hinzu.

„Und was berechtiget Euch, dieses von einem Manne, der friedlich durch das Land reiset, zu fordern?“ erwiderte der Ritter.

„Was mich berechtiget, fragt Ihr? — Dieser Rock und dieses Schwert sind mein Patent. Wollt Ihr mehr wissen, so seht in die Verordnung, ausgestellt von einer löblichen Statthalterschaft zu Linz, die alle Offiziere und Soldaten ermächtiget, verdächtige Leute aufzuspüren, auszufragen und zu greifen.

„Was habt Ihr für einen vernünftigen Grund, mich zu verdächtigen?“ fragte der Wiellinger.

„Verdächtigen? — Ihr habt Recht, es war ein dumm gewähltes Wort, wo die Sache klar genug ist,“ erwiderte der Andere —“ der Name Wiellinger — so heißt ihr ja doch, wenn ich mich recht erinnere, — dann hier die Gesellschaft von Leuten, die uns ebenfalls ganz gut bekannt sind — —“

„Zu Ohlstorf war ich der General,“ platzte Michel jetzt heraus, nachdem er die ganze Zeit über schweigend zugehorcht hatte — „der da hat die Courage nicht gehabt, wann er gleichwol beim Kriegsrath, wie sie es genennt haben, auch mit 'broddelt hat.“

Franz gab seinem Schwiegervater in spe einen tüchtigen Rippenstoß, daß dieser ganz verblüfft ihn ansah. „Na Franzl, weißt du es denn nicht? warst doch auch dabei,“ sagte er erstaunt.

„Nun, wie gefällt Euch das?“ sagte der Wacht-

meister lächelnd zu Wiellinger — „Kinder und Narrn reden die Wahrheit. Und Ihr wißt ja, Herr Ritter von Wiellinger, daß Ihr als getreuer Unterthan mit den Rebellen nicht Gemeinschaft pflegen solltet, — Euer Herr Vater wird Euch jedoch wol anderen Unterricht ertheilt haben? — wie? — ihr waret wol im Promwalde auch dabei?“

„Ueber das, was der Zufall fügte, werde ich mich zu vertheidigen wissen,“ sagte Wiellinger.

„Und wenn ich Euch nun weiters gar nicht zu Worte kommen ließe?“ sagte der Wachtmeister — „und ganz kurzen Prozeß führte? — gegen sechs Mann und einen Wachtmeister dürften Euere Parelo kup, wie der Herr Rittmeister damals die Geschichte, wo Ihr mir den Säbel aus der Hand hiebet, nannte, doch nicht ausreichen. — Ihr würdet zu Boden geworfen, geknebelt werden — und wer könnte es mir wehren, wenn ich meine Dragoner ihre Karabiner zur Hand nehmen hieße, sechs Schritte von Euch entfernt aufgestellte und dann Feuer! komandirte?“

„Das werdet Ihr nicht thun!“ sagte Wiellinger mit vieler Würde — „ich bin Offizier — Ihr würdet zu schwerer Verantwortung gezogen werden.“

„Pah! lassen wir das,“ erwiderte der Wachtmeister — „wir wollen darüber nicht streiten. — Ihr habt Euch, mit dem Schwerte in der Hand, churfürstlichen Dragonern entgegengestellt, — ich kannte Euch

weiter nicht, — traf Euch in Gesellschaft von erklärten Rebellen — — nun seht, es wäre genug, um sich zu verantworten; — doch ich will Euch honett behandeln, — ich nehme Euch blos Schwert, Karabiner und Pistolen ab und ersuche Euch, mich nach Lambach zu begleiten."

Herr Hans von Wiellinger sah es gar wohl ein, daß er gegen eine solche Uebermacht den Kürzern ziehen, und daß sich seine Angelegenheit durch offenbare Widersetzlichkeit gegen eine Aufforderung zur Folgeleistung, von einem churfürstlichen Offizier gestellt, nur noch übler gestalten müsse. Er hoffte auch, sich gegen Höhergestellte und mit der Sachlage Vertrautere, als der Wachtmeister zu sein schien, um so leichter vertheidigen zu können, und überreichte seine Waffen.

Die beiden zur Auffindung von Fourage kommandirten Dragoner traten jetzt ein und meldeten, daß Alles in Ordnung sei, worauf der Wachtmeister seine Leute aufsitzen hieß.

Einer der Dragoner stellte die Frage, ob man nicht auch die beiden Rebellen, Michel und Franz mitnehmen solle. „Den Henker auch!" rief der Wachtmeister —" was sollen wir mit so vielem Lumpenpack uns belästigen, — die Bursche entgehen dem Galgen doch nicht, wenn ich auch nicht der Scherge sein mag." Und sich zu einem andern der Reiter wendend sagte er: „Nun Hinz, wie stehts? habt ihr Thaler gefunden?"

Der Kerl hatte einen ganzen Topf voll so lieber runder Dingerchen im Schweinstall vergraben —“ erwiderte der Gefragte lachend.

„Aber der Hinz hat sie doch ausgeschnüffelt,“ rief der Wachtmeister eben so — „ei, das wußte ich wohl — Dir bleibt nichts verborgen.“

Unter rohem Lachen und gemeinen Scherzen bestieg man jetzt die Pferde, und der Wachtmeister ordnete den Zug. Voraus fuhr der Wagen, beladen mit Hafer, Heu und Stroh, was man eben gefunden hatte, und dem ein Paar tüchtiger Ochsen vorgespannt war, die man in einem etwa eine halbe Stunde entfernten Bauerhofe gekapert hatte. Der Bauer selbst mußte das Gespann bis nach Lambach geleiten, um dann von selbem auf ewige Zeit Abschied zu nehmen. Dem armen Kerl war dabei wehmüthig genug ums Herz, als er jetzt zum letzten Male die Besteller seiner Felder zu rascherem Schritte antreiben mußte, damit diese um so schneller ihrem irdischen Ziele — der Schlachtbank zutrabten; aber in dem Blicke, welchen er seinem Nachbar, dem unter der Thüre stehenden, am ganzen Körper zitternden Wirthe zuwarf, lag auch Etwas, was die Hoffnung auf baldige Vergeltung auszudrücken schien. Dem Wagen zur Seite ritt ein Dragoner mit blankem Schwerte, dessen Fläche er auf den Rücken des Fuhrmanns fallen ließ, sobald das Gespann sich seinem gewohnten gemächlichen Schritte überlassen

wollte, wo dann dieser nichts Angelegentlicheres thun konnte, um Prügel und Scheltworte zu verhüten, als durch kräftige Geißelhiebe seine Ochsen zur möglichsten Eile anzutreiben. Hinter dem Wagen ritten der Wachtmeister und der Dragoner Hinz, welcher durch seine besondere Aufspürungsgabe vor den Andern die Gunst seines Vorgesetzten sich erworben zu haben schien, und zwischen Beiden Herrn Hans von Wiellinger. Die andern vier Dragoner folgten mit den geladenen Karabinern im Arme. „Ihr könnt das nicht unhöflich nennen,“ sagte der Wachtmeister spöttisch zu seinem Gefangenen, als er diese Anstalten traf, „das ist Kriegsgebrauch, wenn man einen Gefangenen von Bedeutung escortirt, wie Ihr selbst wissen werdet.“

Nach dieser Anordnung setzte sich der Zug in Bewegung, und es ging ziemlich rasch auf Lambach zu.

„Da ziehen sie hin, die Räuber, die Diebe,“ jammerte der arme Hansjürg, als der Zug weit genug entfernt war, um von seinen Klagen nichts mehr zu vernehmen — „da ziehen sie hin mit meinem Hab und Gut, und haben nicht einmal gefragt ob ich katholisch oder lutherisch bin. Das ist ihnen aber auch ganz gleich, wenn sie einen Ochsen oder eine Kuh röhren hören, wenn sie eine Fourage schmecken, — und mit dem Schwarzen haben sie auch ihr Gespiel — wie hätten sie sonst meine Thaler gefunden — o, ich bin

ein geschlagener Mann — ich sags —!" So jammernd stürzte er hinein, wo es traurig genug aussah. Kasten und Truhen waren aufgeschlagen, das Unterste zu Oberst gekehrt in emsigem Suchen nach verborgenen Schätzen. — Alles war rein ausgeplündert — die beiden Dragoner hatten in der kurzen Zeit mehr geleistet, als ihr würdiger Führer selbst erwartet hatte, und wofür er ihnen vielleicht jetzt nachträglich sein Lob ertheilte.

Franz, der sich bisher stillschweigend verhalten hatte, eilte jetzt seinem Pferde zu, welches man wahrscheinlich als einen abgetriebenen Klepper der Mitnahme nicht für werth genug gehalten haben mochte. Er hatte den Blick so gut als die wenigen Worte, welche ihm der Ritter bei dem kurzen Abschied zugeflüstert hatte, verstanden; denn Franz war, wie schon einmal gesagt, pfiffig genug. Die Schriften, welche in der Satteltasche verborgen waren, mußten in Sicherheit gebracht werden. Er schwang sich rasch auf und trabte, so gut es seinem Pferde möglich war, eiligst den Waldweg entlang, welchen er wol lieber, als jetzt allein, in Gesellschaft seines Ritters verfolgt hätte.

„Franzl, so nimm mich doch auch mit!" rief jetzt Michel dem Davoneilenden nach — „Schau! schau! was der Bue sich schlaunen laßt — so wart doch ein Wenig!"

Als er aber trotz seines angestrengten Rufens keine

Antwort erhielt, — auch nicht dadurch eine Verzögerung der Eile des Davonreitenden erzweckte, so schüttelte er den Kopf, und vor sich hinbrummend marschirte er nicht minder eilig in entgegengesetzter Richtung, als Franz den Weg eingeschlagen hatte, davon.

Zweites Kapitel.

„Was dort am fernen Himmel glänzt, das sind
die Kuppeln von Sewerisch Nowogrod. —
Welch heitrer Anblick! welche schöne Auen!“

Fr. v. Schiller.
Demetrius 2. Act, 2. Scene.

Die Abtheilung churfürstlicher Dragoner unter dem Kommando des ehrenwerthen Wachtmeisters Stephan Wölfel näherte sich nach etwa einer Stunde Reitens mit dem Gefangenen und der eingetriebenen Fourage dem Kloster Lambach. Die aufgefundenen Thaler waren bereits unter der Truppe vertheilt, wobei der Wachtmeister, wie natürlich, etwas besser weggekommen war, — Hafer und Heu mußte jedoch ausgeliefert werden, da auf diese Weise die im Lande garnisonirenden Schwadronen der bairischen Reiter für die Fütterung ihrer Pferde zu sorgen pflegten.

Die Unterhaltung während des Rittes war eine sehr einsylbige, wenigstens was unsern Wiellinger betraf; denn wenn auch der Wachtmeister einige Male sich mit einer Anrede an ihn wendete, so war diese doch immer von der Art, daß er es für das Klügste

hielt, gar nichts zu erwidern. So schwieg denn auch Herr Stephan Wölfel, und man verfolgte schweigend die Straße, welches Schweigen nur zeitweise durch einen rohen Scherz des einen oder andern der Dragoner, oder durch einen Fluch des neben dem Wagen Reitenden und dann durch das „Hista hoh!“ des sein Gespann zur Eile antreibenden Bauers unterbrochen wurde.

Der Reiterhaufe näherte sich dem Kloster auf jener Straße, welche aus Nordwest diesem zuläuft. Ehe wir denselben jedoch sein Ziel erreichen lassen, wollen wir dem Topographen ins Handwerk pfuschen und zu Nutz und Frommen unserer Leser es versuchen, eine Schilderung der Oertlichkeit des Stiftsgebäudes und seiner Umgebungen zu geben. Wir sehen gar wohl ein, in welchem Vortheile sich in dieser Beziehung der Maler oder Zeichner befindet: wo er mit Strichen, leicht hingeworfen, allenfalls hier und dort mit einigen Farben, und wenn auch nur andeutend, vollkommen ausreicht, müssen wir bei aller angewendeten Sorgfalt genau zu beschreiben, doch stets befürchten, undeutlich zu bleiben. Wir sehen dieses wohl ein, und doch müssen wir uns zu diesem Versuche entschließen, da gerade in dieser Oertlichkeit so Manches vorfällt, was wir in diesem und einigen folgenden Kapiteln zu erzählen haben, und welches dem Leser undeutlich bleiben müßte, wenn er nicht wenigstens in Etwas eine Vorstellung davon bekäme.

Das Kloster Lambach erhebt sich auf einer ziemlichen Anhöhe, an deren Fuße der rasche Traunfluß hinströmt, über welchen eine breite Brücke, die Verbindung des Hausruck- mit dem Traunvirtel herstellend, sich wölbt. Von dem einem oder dem andern Fenster des hohen Gebäudes aus bietet sich ein gar herrlicher Anblick in das jenseitige, romantische Traunthal. Es ist ein viele Stunden fortlaufendes, mehr ebenes, nur hie und da zur mäßigen Hügelhöhe sich erhebendes Land mit unzähligen Gewässern, die, theils ruhig und friedlich, theils wild und waldstromartig, theils munter und lustig, dem Land, durch das sie fließen, den Anstrich des Lebens und froher Rührigkeit ertheilen. Das bedeutenste dieser Gewässer ist der Traunfluß, ein gar kühner Geselle, der sich seinen Weg gebahnt hat durch die Seen von Hallstadt und Gmunden, der sich Bahn bricht zwischen Felsen und Sandgestein hin und mit wüthendem Angestürme über die sich ihm entgegenstellenden Massen hinabstürzt unter sturmähnlichem Getöse, unter dem Zerschellen seiner Krystallfluthen zu schwellendem, milchweißem Schaum. Oberhalb Lambach nimmt er seinen friedlicheren Bruder, den ihm aus dem Attersee zuströmenden Agerfluß auf, und von jetzt an ist er, wenn gleich immer noch flüchtig dahineilend, doch weit gemäßigter, und viel ruhiger windet er sich in kühnen Krümmungen und Bogen durch das reizende Gelände, bald sichtbar, bald

verborgen von überragenden reichbewaldeten Höhen, der fernen Donau zu. Das Traunthal ist gar anmuthig. Die Ebenen und die sanften Abhänge sind mit Saaten geschmückt, von üppigen Baumpflanzungen, und reichen Waldungen durchzogen, daß die eingefriedeten Felder wie gleichsam aus ihnen ausgehauen anzusehen sind Die Obstbäume, welche die meisten ländlichen Gehöfte umgeben, geben dem Thallande das Ansehen, als wenn es aus eben so vielen englischen Gartenanlagen zusammengesetzt wäre, — ist doch das ganze Land ein Garten, — und zwischen diesen in mäßiger Entfernung von einander, bis zum Gmundnersee hin und gegen West und Ost, liegen größere und kleinere Ortschaften. Im fernen Hintergrunde erheben sich wieder unsere alten Bekannten, die Höhen des Salzkammergutes mit ihrem vorgeschobenen Riesen, dem majestätischen Traunstein.

Dort, wo die Ager mit der Traun sich vereiniget, und wo das zwischen beiden Flüssen liegende Land die Agerspitz heißt, liegt etwa eine Viertelstunde oberhalb Lambach und jenseits des Traunflusses auf einem mäßigen Hügel die Baurakirche, ein Denkmal des gottesfürchtigen Abtes Maximilian von Lambach, dafür erbaut, daß der Herr die Umgegend, früher die Bauern-Au genannt von der Pest gerettet. Der fromme Stifter baute dieses Gotteshaus in fünf Jahren und hatte hierbei die Idee aufgegriffen, zu Ehren der heiligen Drei-

einigkeit ein hieroglyphisches Dreieck darzustellen. So ist die Baura-Kirche dreieckig erbaut, hat drei Aufschriften, drei Kirchenthüren von rothem Salzburger Marmor eingefaßt, drei Altäre mit drei Tabernakeln, drei Musikchöre, drei große Fenster, drei Sakristeien und drei Thürme mit drei Glocken. An der Spitze der sogenannten Laterne, auf der kupfernen Kuppel prangt eine vergoldete dreifache Pyramide, die Einfassung der Altäre ist mit dreifarbigem kararischen Marmor geziert, jeder Tabernakel mit drei alabasternen Statuen geschmückt, sogar der Fußboden mit dreifarbigen Steinen von blauem, rothem und weißem Marmor ausgelegt, — und so löset sich hier Alles in drei auf, schmilzt Alles wieder in drei zusammen. Der Bau dieser Kirche wurde jedoch erst in der Zeit zwischen 1717 und 1712 vollendet, und wenn wir uns haben bestimmen lassen, der Zeit voran zu eilen und von diesem merkwürdigen Gebäude Erwähnung zu thun, so geschah es, um diejenigen unserer Leser, welche etwa nach der Hand diese Gegend besuchen würden, darauf aufmerksam zu machen, wobei sie aber nicht vergessen wollen, daß zu der Zeit, aus welcher wir erzählen, an der Stelle der heutigen Baurakirche und überhaupt statt all' der freundlichen mit bequemen Fußpfaden durchschnitten Anlagen rundum nichts als wildes Buschwerk und Weidengestrüpp, auf den Hügeln Nadelholz zu schauen war. Zwischen diesen zerstreut lagen einige Bauerhöfe,

bewohnt von den Hintersassen des Stiftes Lambach, meistens klein und armselig im Vergleiche zu den Gehöften in den fruchtbareren und mehr ausgehauenen Gegenden des Traun-Thales. Es war die sogenannte Bauern-Au und ein großes hügeliges wüstes Land, welches sich von dieser abwärts zum Ufer senkte, hieß der Schmierenschlegel. Durch dieses hin lief die Straße, welche von Gmunden her nach Lambach führte. Diese hält sich meist ziemlich nahe dem rechten Ufer des Traunflusses und durchläuft also auch die Ortschaft Stadel, welche ihren Namen dadurch erhielt, daß man beim Beginnen der ärarialischen Traunschifffahrt im Jahre 1575 hier eine Scheune erbaute, um das Salz bis zur Verfahrung aufzubewahren, die aber bald durch den Anbau der Gebäude der Traunzugsverwaltung, des Salzmagazins, der Salzstadeln und vieler kleinen Häuser, der Wohnung der Arbeiter und Flußbefahrer, zum Mittelpunkte eines kleinen Dorfes wurde.

Wir verfolgen von letzterem Punkte aus die Straße, wo wir nach einer kleinen halben Stunde zu der über den Traunfluß führenden Brücke gelangen. Jenseits dieser erhebt sich die Straße sogleich zur Höhe und führt zum Haupteingange des umfangreichen Stiftsgebäudes, welches sich auf der den Fluß überragenden Anhöhe mit seinen Thoren, Thürmen, Höfen, Abtei- Convent- und Gastgebäuden ausbreitet.

Wir sind am Hauptportale angelangt. Hier theilt

sich die Straße vierfach. Die eine läuft nach West und führt durch den obern Markt, durch die Krautgärten im Marktfelde, — jeder Bürger des Marktes hatte damals hier ein sogenanntes Krautlandel, — und endlich durch das Marktfeld selbst, worauf sie im weitern Verlaufe nach Vöklabruck und Salzburg führt. Eine zweite Straße geht gegen Nordost, sich um den Klosterberg windend, wo sie dem untern Markt zuläuft. Hinter diesem erhebt sich der Buch- auch der Mariahilferberg genannt, an diesen anstoßend der Kalvarienberg, von welchem aus eine Kette niederen Hügelwerkes sich weiterhin verläuft. Die dritte Straße ist die gegen Nordwest und die Häuserreihe des obern Marktes hin verlaufende. Sie überragt das anmuthige Rainthal, welches vom Schwarz- oder Lambach durchströmt und fruchtbar bewässert sich in dem Anbau des untern Marktes an der Hinterseite des Klosters endet. Der vierte Auslauf aus der Theilung der Hauptstraße ist nun der, welcher gerade dem Eingange des Stiftsgebäudes zuführt. Ueber diesem ist das Stiftswappen: ein Schild mit zwei Feldern, in dem einen der golden gekrönte Adler, in dem andern ein auf sturmbewegtem Wasser schwimmendes Schifflein, in welchem eine Jungfrau mit fliegenden Haaren und goldener Krone nnd Halsgeschmeide zu schauen ist. Die Sage von der Entstehung Lambachs berichtet:

„Vor mehr als tausend Jahren, noch in der Römer-

zeit, bewohnte ein schönes Schloß, am Attersee gelegen, ein stolzer Römer, — alt an Jahren und leidenschaftlich strenge, ernst und kalt. Dem hochberühmten Stamme Austria entsprossen, geehrt und geachtet im Vaterlande, hatte er es doch verlassen und das rauhe Norikum zu seinem Aufenthalte erwählt, aber er hatte die Sitten und Gebräuche Italiens und auch Roms Götter mit in das Alpenland gebracht. — Eines Tages trieben sich des Römers Sklaven rührig in des Schlosses Räumen umher. — Die Säle wurden geschmückt, — Purpurpolster gelegt, Blumen gestreut, — Wohlgerüche erfüllten die Gemächer — und auf dem Altar, den Laren geweiht, brannte kostbares Holzwerk als Opfergabe. Im obersten Gemache des Hauses saß aber Sulpitius, der Römer, Flaviens, seiner Tochter, Ankunft entgegensehend. Seit Jahren hatte sie in der Weltstadt Rom gelebt, und im Hause des Octavianus, eines mächtigen Patriziers und treuen Freundes ihres Vaters, mit dessen Tochter Unterricht genossen in allen dem, was edlen Frauen zu wissen ziemt.

In stolzer Erwartung sah Sulpitius der Tochter Ankunft entgegen. Ein hohes Frauenbild, stolz und hehr, wo Geist und Witz und Schönheit sich verbinden, — eine Römerin hoffte er zu erblicken, — und ein schlankes Mädchen, zart und freundlich, mit einem Auge, welches Demuth und sanfte Würde spricht, mit einer klaren Stirne, auf welcher stille Heiterkeit und

Unschuld thront, tritt ihm entgegen. Da fehlet jeder Schmuck, jedes Glanzgepränge — ein weißer Schleier, welcher die ganze Gestalt umwallet, ist ihre einzige Zierde. Der stolze Römer schüttelt das greise Haupt, — so hat er sich seine Tochter nicht erwartet, — aber freundlich begrüßt er sie, und bald scheint er sich auch in ihre Weise zu finden.

Sie liebt den Vater, ist froh und heiter, doch in eigener stiller Art, — gibt ihr Inneres nicht der Welt zur Schau, sondern ist stets mehr in sich selbst versunken. Am liebsten verweilt sie in dem großen Garten, der an das Schloß stößt und weit bis zum See hinabreicht. Hier unten im stillen Haine, im Schatten der Tannen, zwischen wilden Rosen und Hängebirken, auf kleinen mit Blumen bewachsenen Erdhügel steht ein einfaches, leicht zusammengefügtes Kreuz. Vor diesem sinkt sie in die Kniee und betet.

Wieder kniet sie einmal hier in Andacht hingegossen, und mit der Vögel jubelvollem Liede vereint schwingt sich ihr Gebet zur blauen Höhe empor. Da rauscht es im Gebüsche.

„Wie, Nazarenerin!“ ruft eine donnernde Stimme, und der Vater stürzt hervor, — bleich ist sein Angesicht, seine Lippe bebt, und in wilder Wuth lodert sein Auge. Er ergreift mit starker Faust der Tochter Arm, reißt sie auf aus knieender Stellung, — nochmals blickt sie zu Dem empor, den sie zum Zeugen

nahm. — Dann folgt sie dem Vater, wie er befohlen.

Auf dem Altare dampfen Wohlgerüche. — kostbares Holz verbrennt zu Asche, — Flavia soll sich sühnen, soll den beleidigten Laren ihre Opfergaben bringen. — Da erhebt sich das Mädchen in voller Kraft und Würde, und sie spricht es ohne Zagen aus, daß ihre Lippen nur den Christengott bekennen. In Roms Katakomben hatte sie von Priesters Hand die heilige Taufe empfangen und das große Gelübde abgelegt, zu dulden, zu lieben und im Glauben fest zu stehen auch im Tode, gleich unserm Meister, Herrn und Gott!

Da entgleitet den Lippen des Römers ein fürchterlicher Fluch, und er ertheilt einen Befehl an seine Sklaven, daß diese zitternd erbleichen und ängstlich zagend einen Widerruf erwarten; aber nein — sie müssen gehorchen, — der strenge Gebieter hat befohlen.

Entblößt, gefesselt, an einen Kahn geschmiedet auf der Ager wogen sieht man die Jungfrau. Ihre Locken fliegen, vom Sturmwind zerstreut, der sie umsaust, und der durch die Fluth der weißschäumenden Wogen den Nachen hinreißt. Ihr Antlitz ist bleich wie ein Grabtuch — ihre Glieder beben, — aber ihr Auge ist im starken Glauben dem Himmel zugewandt, — der Donner brüllt, — das leichte Schifflein schwankt, doch treibt es flüchtig fort durch Bäume, Fels und Steingeklippe.

Dort, wo die Ager und Traun in Einen Strom zusammenfließen, — dort lebt einsam auf der grünen Haide ein alter Schäfer. Er nur und sein Sohn, ein Knabe jung an Jahren, bewohnten die niedere Hütte, — rund um diese weidete die kleine Heerde, — und das Bächlein, welches von jenseits aus den Holzungen kam, tränkte diese. Es ward das stille Plätzchen „am Lämmerbach" genannt. — Der Sturm hatte ausgetobt, — der reinste Abend sank nieder auf Berg und Thal, — der Schäfer und sein Knabe gehen zur Ager hinab, um Treibholz und losgerissene Stämme, von der Fluth ans Ufer geschwemmt, einzusammeln. Da dringt ein Ton an des Alten Ohr, gar seltsam und wunderbar, — er schaut durch das Gebüsch — traut seinen alten Augen kaum — „ein menschlich Wesen ist's" — ruft der Sohn — „in einem Kahn, — ein Mädchen, bleich und schön mit nassem Haar." — Sie drängen sich durch das Gestrüpp dem hier hineingetriebenen Schifflein zu, — ohnmächtig liegt sie da, wie ohne Leben. Der Alte will sie aus dem Nachen heben, da sieht er, daß sie an diesen angeschmiedet ist. Er starrt — er staunt. — „Wer weiß, welch Geheimniß man mit ihr begraben wollte!" spricht er zu Knaben; — doch in menschlichem Erbarmen besinnt er sich nicht lange, sie zu retten. Er sprengt die Kette, und mit aufmerksamer Sorge trägt man sie zur Hütte. Der Himmel lohnt des braven Alten Mühe, sie schlägt

die Augen erwachend auf. „War's ein Traum?" rief sie, — doch die Erinnerung mahnte, daß sie die Wirklichkeit erfahren, — da fühlte sie aber auch, daß sie allein jetzt stehe auf der Welt und nirgend eine Heimath habe, — allein! verlassen! — „Doch nein! verlassen bin ich nicht!" ruft sie — „wer auf den Herrn vertraut, den verläßt er nicht! — hat nicht ein Wunder mein Leben erhalten?" — „Verlassen? nein, verlassen bist Du nicht" sagte der Greis — „und wenn dich alle Welt verstößt, verstoße ich Dich nicht."

Am andern Morgen schon begann er, mit der Hand ihr eine eigene Hütte aufzubauen. Der Knabe schleppte junge Tannen, Rinden und braunes Moos herbei. Des stolzen Römers Tochter hütete unterdeß die Lämmer unten auf der Haide. Bald steht das freundliche einsiedlerische Häuschen fertig auf der Höhe, dessen Fuß die Traun bespült, — der grüne Vorplatz voll Blumen blüht, ist mit einer lebendigen Hecke umzäunt, — sie findet da alles, was sie braucht, von der Liebe des Alten und des Knaben ihr besorgt, — sie selbst aber hat aus leichtem Tannenholze ein Kreuz gezimmert und an die Hüttenwand geheftet. Vor diesem knieen dann in den Morgen- und Abendstunden die ersten Christen am Lämmerbache, ein schönes, frommes, liebenswürdiges Kleeblatt:

„Die Jungfrau, neben ihr der engelholde Knabe,
Der Greis mit schwanenweißem Haupt dabei;
Und vorn am Kreuz als freundlich arme Opfergabe,

Auf einem hölzernen Gestell ein Blumenkrug
Der seiner Blüthen süße Wohlgerüche
Empor zu ihrem Schöpfer trug."

Wir meinten unseren Lesern das, was die Sage erzählt, nicht vorenthalten zu dürfen; erfüllen aber nun auch die Pflicht des wahrhaften Erzählers, indem wir berichten, was uns die Chronik eröffnet:

Es haben die Römer zur Zeit ihres Kaisers Aurelius Antoninus die Gegend von Lambach so vortheilhaft befunden, daß sie dahin eine Colonie, nach ihrem Kaiser benannt, verlegten, den Ort befestigten und endlich selbst zu einem bischöflichen Sitz erhoben. Später residirten hier eigene Grafen, von denen zu Schärding abstammend, und aus solchem vortrefflichen Geschlechte hatte Arnold um das Jahr 1000 gelebt und in dem wunderschön gelegenen Schlosse (wo jetzt das Kloster steht) Hof gehalten. Er hatte mit seiner geliebten Gemahlin Regilla nebst mehren andern Kindern auch einen Sohn Namens Adalbero erzeugt, welcher sich von Jugend auf aller Tugenden beflissen und den geistlichen Stand allen andern vergänglichen Weltehren vorgezogen hat, von welchem ihn dann auch der tugendliche Vater keineswegs abhalten wollen, sondern zur Beförderung seiner Intention anfangs nach Würzburg, dann auf die damals berühmteste hohe Schule nach Paris geschickt, wo er denn auch an Tugenden und Wissenschaften dergestalt zugenommen,

daß er nach Absterben Brunos, des Bischofs zu Würzburg, sowol von dem Clerus als auch dem zahlreich versammelten Volke einstimmig zu dessen Nachfolger ausgerufen und canonice erwählt worden war. Aber es hatte sich einmal begeben, daß Adalbero, der eifrig beflissene Schüler der Gottesgelahrtheit, mit zweien seiner lieben Schulgespannen, Gebhard und Altmann auf der Reise sich bei einem Brunnen erquickten, und da thaten sich die Drei unter verschiedenen gottesfürchtigen Reden gegenseitig das Gelübde, daß wenn sie Bischöfe werden würden, jeder aus ihnen ein Kloster stiften wolle; und der Herr hatte Wohlgefallen an dem Gelübde: es wurden die Drei wirklich Bischöfe. — Aber es wurde auch das Versprechen treulich gehalten, Gebhard, Erzbischof zu Salzburg, stiftete das Kloster zu Admont, — Altmanus, Bischof zu Passau, das Kloster Gottweih, — und als Graf Arnold, nachdem er sein geliebtes Gemahl und alle Kinder aus dieser Zeitlichkeit verloren, ebenfalls das Diesseits mit dem Jenseits vertauscht hatte, da weihte Adalbero, der Bischof von Würzburg, das Schloß seiner Ahnen sammt allen dazu gehörigen Ländereien zu Ehren der heiligen unbefleckten Jungfrau und Mutter Gottes Mariä und des heiligen Kilian; er war somit der Stifter des Klosters Lambach, welches nach der Hand, statt der früher hier eingesetzten weltlichen Priester, mit Ordensleuten des heiligen Benediktus besetzt wurde.

die Zeit und was diese mit sich bringet, — das Nöthigwerden neuer Auf- und Zubauten, — Anwandlungen von Laune der Bewohner, — und manche andere Ereignisse hatten von jener Zeit an, wo das Schloß der Grafen zum Wohnorte der Benediktiner geworden war, bis zu uns wol Manches an den Aeußeren und Inneren des Gebäudes verändert, wo wir insbesondere der Zeit gedenken müssen, in welcher der hochwürdige Herr Severinus als Prälat die Regierung in Händen hatte, und welcher in den Jahren zwischen 1678 und 1705 das Kloster mit unterschiedlichen schönen und nützlichen Gebänden, absonderlich dem seltenen, aller Orten berühmten Fasangarten geziert hatte. Aber zum guten Glücke liegt uns eben aus der Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, eine gute Zeichnung und ausführliche Beschreibung des Klostergebäudes vor, und wir sind daher in den Stand gesetzt, unsern Lesern davon wenigstens insoweit ein Bild zu geben, als es eben nöthig sein dürfte, um die Ereignisse, zu deren Mittheilung wir nun bald schreiten können, mit der Oertlichkeit, wo sie vorfallen, in klare Verbindung zu bringen.

Wir haben oben gesagt: der vierte Auslauf aus der Theilung der bis zur Höhe gelangten Straße führte gerade zum Eingange des Klosters; — aber ehe man zum eigentlichen Portale gelangte, mußte man den niederen Bogengang eines in Pfefferbüchsen-

form aufgebauten, gleichsam als erste Schutzwehre dastehenden Thurmes, der bis hinauf mit Schaulöchern versehen war, passiren. Von diesem aus lief eine bei zwölf oder vierzehn Klafter hohe feste Steinmauer, längs der nordöstlich verlaufenden Straße und dem Klosterberg abwärts dem untern Markte zu, welchen sie zum Theil, sammt den an der Rückenfronte des Stiftes angebauten Stallungen und Wohngebäuden des Dienstpersonales einfriedigte. Eine eben solche Mauer zog sich auch längs der Straße herab, welche von der Traunbrücke heraufführte, und diese erstreckte sich dann noch weiter am Gestade des Flusses hinab, wo sie niederer werdend endlich in dem dichten Weidengestrüppe als unregelmäßig auf einander gehäufte Steinmasse endete. Es ist ungewiß, ob diese äußerste Schutzmauer noch aus jener Zeit herrührte, wo auf Lambach die Grafen von Schärding ihren Hof hielten, oder ob die nachherigen Bewohner in den damals nicht gefahrlosen Zeiten es für zweckentsprechend gehalten hatten, diese Seite, wo der Zugang minder steil und beschwerlich war, zu befestigen; in welchem Anbetracht denn auch die Mauer dorten endete, wo wildes Gestrüpp, manche abschüssige Stellen, hervorragende Felsstücke und überhaupt ein jähes Aufsteigen der Anhöhe an und für sich schon größere Sicherheit vor einen versuchten Angriffe gaben. Der auf solche Weise von der künstlichen Mauer eingeschlossene, minder steile

und auch von bebaubarem Erdreich bedeckte Theil der Anhöhe ward zum Klostergarten verwendet, und wenn dieser damals auch nicht mit dem heutzutage in steifem Geschmacke, mit abgezirkelten Beeten, weiß besandeten Wegen und kurz beschnittenen Hecken gezierten und von Manchen gewiß für sehr prächtig geschätzten Anlagen sich in künstlerischer Beziehung in einen Vergleich einlassen konnte, so war er dagegen gewiß um so anmuthiger anzuschauen mit seinem frischgrünen Rasen, seinen blüthenreichen Apfelbäumen und den lebendigen Hecken aus Schlehen und wilden Rosen, welche ihn von dem felsigten und unwirthlichen Theil der Anhöhe trennten. Zu höchst dieses ganz simplen Obstgartens und längs des ganzen Abteigebäudes hin war eine ziemlich geräumige Esplanade; hier waren einige Blumenbeete, und hier stand an die Schutzmauer angebaut ein kleines Sommerhaus. Von diesem führte eine Stiege rückwärts in das Innere der Abtei, eine andere bedeckte Stiege führte längs der Mauer abwärts einer kleinen Grotte zu. In dieser sprudelte ein lustiges Wässerchen aus dem Rachen eines unförmlichen Delphin in ein grob ausgehauenes Felsenbecken, in dessen Tiefe sich der Ablauf mündete, durch welchen das sich ansammelnde Wasser der nahe genug vorüberströmenden Traun zugeleitet wurde. Diese Anlage war nicht zu verwerfen. Sie machte es dem jeweiligen hochwürdigen Prälaten möglich, wenn er sich aus dem Strudel

seiner Geschäfte, von dem Leben und Treiben im Innern der Abtei und des Convents zurückziehen, sich Ruhe und Erholung in der anmuthig kühlen Grotte holen wollte, dieses auf wohl verdecktem Wege zu bewerkstelligen, wobei er weder den heißen Strahlen der Sonne noch den Blicken seiner Conventualen sich auszusetzen nöthig hatte.

Außer dieser den ganzen Klosterberg sammt Garten, Neben- und Anbauten umzingelnden Schutzmauer umgab eine ähnliche, nur weit besser in Stand erhaltene das eigentliche Klostergebäude, bestehend aus Abtei, Kirche und Convent, aus gewaltigen Felsblöcken zusammengefügt.

Wir durchschreiten jetzt den Bogengang, vom Pfefferbüchsenthurme überragt. An dessen Ende angekommen, treten wir auf eine Brücke in Ketten hängend, welche, wenn sie aufgezogen wird, sich an das Thor einer viereckigen Steinmasse anlegt, die mit zahlreichen Schaulöchern versehen ist und damals mit dem bezeichnenden Worte „die Wehr" benannt wurde. Es ist ersichtlich, daß die beiden Vorwerke mit dem dazwischen liegenden breiten Graben, nicht wenig zur Befestigung und zur Verwahrung des dahinter liegenden Hauptthores, in der eigentlichen Ringmauer angebracht, beitrugen. Dieses, aus festen Eichenbohlen gezimmert, und reichlich mit Eisenwerk beschlagen, war von einem hohen, schlanken Thurme, dem eigentlichen Thorthurme

überragt, welcher ebenfalls wieder mit Schaulöchern bis zur Spitze hinauf versehen und mit einer kupfernen Kuppel gedeckt war. Durch das Thor eingetreten befinden wir uns in dem von den vier Flügeln des Abteigebäudes eingeschlossenen, regelmäßig viereckigen Hofe, von welchem aus wir nach verschiedenen Richtungen durch die das Gebäude durchbrechenden niederen Bogengänge in Seitenhöfe und in verschiedene kleine Zwinger gelangen, je nachdem der Raum oder die Laune des jeweiligen Architekten größere oder kleinere Zwischenräume zwischen den zu verschiedenen Zeiten aufgeführten Anbauten gestatteten. Von allen Seiten führen enge Wendeltreppen zu den Gängen hinauf, welche das Hauptgebäude umgeben, und von wo aus man in die Gemächer, Säle und Zimmer der Abtei gelangt.

Folgen wir vom großen Hofe aus der östlichen Richtung, und durchschreiten wir einen ziemlich geräumigen Thorweg, so gelangen wir auf einen freien Platz, und vor uns erhebt sich die Stiftskirche mit ihren zwei kupfergedeckten Glockenthürmen. Wir könnten von dieser sowol ihrem Außern als Innern nach eine ganz genaue Beschreibung geben, thun es aber nicht, um nicht in die Gefahr zu kommen, die ohnedieß schon bedeutend auf die Probe gestellte Geduld unseres Lesers durch eine zu sehr ins Detail gehende Beschreibung zu verlieren. Wir begnügen uns daher mit der

allgemeinen Angabe der Lage der Hauptgebäude, wo wir noch hinzuzufügen haben, daß hinter der Kirche und an diese anstoßend sich das Conventgebäude erhob, ein mit der Abtei übereinstimmendes, weitgedehntes Bauwerk, zwei Stockwerke hoch, in seinem Innern durch Höfe und Zwinger unterbrochen, allenthalben mit Treppen und Gängen versehen, von wo aus man in die kleinen niederen Zellen der Ordensleute des heiligen Benediktus gelangte.

Der fromme, gottselige Stifter Adalbero mochte es wohl nicht geahnt haben, als er aus dem Sitze seiner Vorfahren ein Kloster zu Ehren der heiligen und unbefleckten Jungfrau erstehen ließ, wo fromme Väter in strenger Zurückgezogenheit von dem wüsten Weltgetümmel im Dienste des Herrn leben und die Himmelskönigin Maria unausgesetzlich mit Lobgesängen verehren sollten, — er hatte es wol nicht geahnt, daß dieses einstens der Tummelplatz wilden kriegerischen Getümmels werden sollte. Lambach war zwar von den Bauern verlassen worden, als Achaz von Wiellinger sich von Linz zurückgezogen und die Stadt Wels durch Capitulation den Churfürstlichen übergeben hatte; Schwanenstadt, Vöklabruk und die dortige Gegend blieben aber noch immer von den Rebellen besetzt. Hierzu kam noch die Nachricht von den Unruhen um Gmunden und von neuen Rottirungen in der Weiberau; daher faßte man den Entschluß, sich des wichtigen Postens

Lambach bestens zu versichern. Seit dem Ende des Monates August war im Markte eine Compagnie unter dem Befehle des Kapitänlieutenant Johann Müllner von der goldenen Krone als Besatzung gelegen. Am 23. September hatte diesen der Hauptmann von Leßle abgelöst, der nebst seiner Kompagnie auch die des Hauptmannes Delari komandirte, — auch war ihm eine Escadron Dragoner, gegenwärtig nur einen Subalternoffizier an der Spitze, zugegeben worden. Diese geringe Garnison sollte Kloster und Markt gegen einen möglichen Anfall der Bauern, welche dann gewiß in großen Massen angezogen kamen, schützen. Hauptmann von Leßle war ein tüchtiger Kriegsmann, und sah gar wohl die Wichtigkeit des ihm gegebenen Auftrages ein; aber er konnte es sich selbst nicht verhehlen daß, um ihn zu erfüllen, alle Sorgfalt und Umsicht nöthig sei. Er ließ es auch hieran nicht fehlen. Die allenfalls hier oder dort schadhaften Mauern wurden ausgebessert, Kanonen auf höher gelegenen Punkten aufgeführt, — Schanzkörbe gefüllt, — neue Schanzen zwischen den Häusern des Marktes aufgeworfen; — die Schwerter wurden geschliffen, die Gewehre eingeschossen, die Mannschaft wurde geübt, es gab viel Lärm und kriegerisches Getöse im Markte und in der Abtei, — Leßle war überall, wo es noththat.

Eben befand er sich mit einigen Offizieren im ersten Hofe, um noch einige Vorsichtsmaßregeln zu

besprechen, als der Trupp Reiter, welcher unter dem Befehle des Wachtmeisters Stephan Wölfel auf Fouragierung ausgeschickt worden war, vor dem kleinen Thurme mit der Pfefferbüchsenform ankam. Die Parole wurde nach Kriegsgebrauch gefordert und gegeben, die Zugbrücke herabgelassen, — und der schwer beladene Wagen rollte, von den Dragoner gefolgt, in den Hofraum.

„Ist die Kourage zum Teufel gegangen?“ sagte der Wachtmeister spöttisch zu seinem Gefangenen.

„Nun, vielleicht findet sich da auch wieder ein Kriegskamerad; — seht, dort steht der Kommandant, Hauptmann Leßle. — Einer vom Fußvolk; — ärgert uns Dragoner genug, daß wir so einem Lockenpatscher gehorchen müssen, aber für Euch wird er eben recht sein.

Hans Wiellinger schenkte dem halblauten Gemurmel des Dragoners kein weiteres Gehör, sondern rasch vom Pferde springend und den Zügel einem Reiter zuwerfend, schickte er sich an, ohne Säumniß auf den Hauptmann zuzuschreiten.

„Hoho! junger Herr, — so geht es nicht!“ rief der Wachtmeister, ebenfalls rasch absitzend — „das wäre gegen den Kriegsgebrauch. — Zwei Mann sitzt ab!“ kommandirte er mit kräftiger Stimme — „ihr Andern geleitet den Wagen zu den Stallungen, — die armen Schindmähren werden sich auch freuen, einmal

was Frisches zu bekommen. So junger Herr, — jetzt vorwärts — Marsch!" kommandirte er wieder; und unter des Wachtmeisters Vortritt, zu jeder Seite einen Dragoner mit dem Karabiner im Arme, näherte sich jetzt der junge Ritter Wiellinger der kleinen Gruppe churfürstlicher Offiziere.

Er ging mit festem Schritte auf sie zu, und sich sogleich an den rechten Mann wendend, da ihm dieser durch die reichere Kleidung und durch die Auszeichnung, welche ihm die übrigen Herrn erwiesen, als der Hauptmann genugsam bezeichnet schien, sprach er mit männlichem Trotze: „Was hat diese Soldaten berechtigt, mich, einen friedlich Reisenden, festzunehmen und in der Fortsetzung meiner Reise zu hindern?

Hauptmann Leßle war ein Mann, wenngleich nicht hoch, doch bereits in den Jahren, wo man das hochmüthige Entgegentreten eines Jünglings von einigen und zwanzig nicht eben leicht hinzunehmen pflegt; überdieß war er etwas trotzigen Humors, rauhen Gemüthes und in Sprache und Manier ganz der Soldat von Damals, wo unerschrockene Tapferkeit, ausdauernde Gesundheit und Unermüdlichkeit in Ertragung aller Art Strapatzen — gut fechten, reiten, und trinken zu können — und seinem Dienstreglement strenge nachzukommen alle Anforderungen an den Offizier befriedigte. Hauptmann Leßle war nun ein solcher Offizier im strengsten Sinn des Wortes und als solcher geschätzt und geach-

tet von seinen Vorgesetzten, die nun einmal keine andern Anforderungen zu stellen gewohnt waren. Die Anrede des jungen Mannes kam ihm sonderbar genug vor, und obwol sein praktischer Blick, den er flüchtig über die Gestalt des trotzigen Fragers hatte hinstreifen lassen, ihn keinen Augenblick im Zweifel ließ, sondern ihm die Gewißheit gab, daß er es hier mit keinem gewöhnlichen Landläufer zu thun habe, so erwiderte er doch mürrisch und in einem beleidigenden Tone: „Wenn Ihr es nicht wißt, wie kann ich es wissen, — wir werden uns daher wol mit der Bitte um Aufklärung an den Herrn Wachtmeister wenden müssen."

„O, nichts von Bitte, wo von Schuldigkeit die Rede ist" erwiderte dieser schmunzelnd, und sich in militärische Positur versetzend, referirte er: „Könnte ein Langes und Breites erzählen, — will es aber nur unterlassen, da ich mit Einem Worte Euer Gnaden, Herrn Hauptmann zur Hacke den Stiel geben kann; — der junge Herr heißt — Wiellinger!"

Er hatte seine Absicht zu überraschen erreicht; denn zu gleicher Zeit riefen beinahe alle Herrn: „Wie? — Wiellinger?

„Wiellinger? — Ihr seid — — — fragte Hauptmann von Leßle nicht minder überrascht; doch ihm rasch in die Frage fallend, sagte der Gefangene: „Ich bin nicht Willens, meinen Namen zu verschweigen, — ja — ich bin Hans Ernst von Wiellinger."

„Der Sohn des — — — — ?“

„Der Sohn des Edlen und Herrn Achaz Wiellinger von der Au, auf Hinterntobl und Khätering, Landmannes im Ritterstande, —“

„Und Oberhauptmannes der rebellischen Bauern“ fiel jetzt Herr von Leßle dem jungen Manne ins Wort — „Da hat Wachtmeister Wölfel ja einen recht glücklichen Fang gemacht.“

„Ihr möget der Sache den beliebigen Namen geben“ — erwiderte Hans Wiellinger mit entschlossenem Tone — „so sehe ich doch immer nicht ein, was Euch oder Eueren Soldaten das Recht gibt, mich zu verhaften, — ich erkläre es für eine Verletzung meiner Rechte als Edelmann und Offizier.“

„Auf meine Ehre, allerliebst! der junge Herr erklärt sich für einen Offizier, natürlich für eine Art Oberst oder sonst dergleichen unter dem Oberkommando des gestrengen Herrn Vaters?“ sagte der Hauptmann mit dem scharfen Tone des Spottes, sich halb den übrigen Herrn zuwendend.

„Hierüber würde ich allenfalls einem ordentlich constituirten Kriegsgerichte Antwort geben, aber nicht dem Hauptmann Leßle in churfürstlich bairischem Dienste“ sagte der Wiellinger mit vielem Stolze.

„Nun denn, junger Herr,“ antwortete der Hauptmann mit all der militärischen Strenge im Tone, die ihm eigen war — „so will ich Euch beweisen, daß dem

Hauptmann Leßle in churfürstlich baierischen Diensten, dem gegenwärtigen Kommandanten zu Lambach, allerdings zusteht, an einen Menschen, der von einer Streifpatrouille als verdächtig aufgegriffen und eingebracht worden ist, jede beliebige Frage zu stellen und sich im Weigerungsfalle auch die geziemende Antwort zu erzwingen." —

Dann erwarte ich aber eine mir gebührende Behandlung," sagte der Ritter — „und wiederhole Euch nochmals, daß ich als Offizier bin und im Heere des berühmten Feldherrn Don Gomez, Herzogs von Feria stand."

„Ei seht! und die Erfahrungen, die der wackere Herr in den italienischen Kriegen unter so berühmtem Meister gemacht hat, verwendet er jetzt zu Gunsten der rebellischen Schurken!" rief der Hauptmann, und sich zu den Offizieren wendend, fuhr er fort: „Hab ich's nicht gleich gesagt, daß Leute dabei sein müssen, welche die Sache verstehen, wie hätte sonst so dummes Volk einen Begriff von Schanzenaufwerfen, Hinterhalt und geregeltem Angriff bekommen. — Ihr wart wol auch im Prammwalde mit dabei, Herr Kamerad?" fragte er mit scharf spöttischem Tone.

„Weder im Prammwalde noch sonstwo habe ich mein Schwert für eine Sache gezogen, die traurig genug in Aussicht steht, und die desto mehr an Hoffnungslosigkeit gewinnt, je mehr sich streitbare Männer

ihrer annehmen, da sie dadurch nur um so mehr in die Länge gezogen wird und doch keinen günstigen Ausgang erwarten läßt," erwiderte der Wiellinger mit Ruhe.

„Ei seht doch — der junge Herr ist politisch fein," rief der Hauptmann unter rohem Lachen — „aber wenn sich so halbwegs ein gutes Ende erwarten ließe, so wäret Ihr wol nicht abgeneigt, das Hundevolk gegen die Truppen Eures Kaisers zu führen?"

„Ich habe nicht gehört, daß die Truppen der Bauern mit den Kaiserlichen zusammengetroffen wären," sagte der Wiellinger etwas spitzig.

„Und daß sie sich mit den Soldaten Sr. churfürstlichen Gnaden raufen, erklärt ihr für billig und recht?" fragte der Hauptmann mit einem zweideutigen Lächeln.

„Das Volk ist durch schmählichen Druck zur Verzweiflung gebracht, es ist gezwungen worden, die Fahne der Empörung aufzupflanzen, — was es thut, ist der Ausdruck des Wahnsinnes, — das arme Volk ist zu bedauern, es muß zur Strafe für jene eintreten, die gesündigt haben," sagte Wiellinger mit Ruhe und Würde; seine Kühnheit schien die Umstehenden mächtig zu überraschen.

„Allerliebst!" rief der Hauptmann — „hört ihr meine Herrn, aus welchem Tone das Vögelchen pfeift?" Und sich wieder dem Gefangenen zuwendend, sagte er

mit beleidigendem Ausdrucke: „Es ist völlig genug, Euere Sprache stimmt mit meiner ersten Ansicht über Euch vollkommen überein. Ich könnte Euch als offenbaren Rebellen ohne Anstand erschießen oder auch am nächsten besten Baum aufhängen lassen — —"

„Das könnt Ihr nicht!" rief der Wiellinger erbittert —" ich habe es vor diesen Herrn erklärt, daß ich Offizier und obderennsischer Landmann im Ritterstande bin, — beliebt es Euch, mich zu verdächtigen, so fordere ich vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden."

„Hm! obderennsischer Landmann, — Ritterstand, — Herrenstand, — hm! — ist schon Mancher um einen Kopf kürzer gemacht worden, — und es wird noch an Manchen die Reihe kommen," schmunzelte der Hauptmann halblaut vor sich hin. — „Wie viel hat denn gefehlt, so hätte Sr. Gnaden der Statthalter auf den Mauern von Linz ein halb Dutzend solcher Herrn erschießen lassen. — Doch wir wollen weiter darüber nicht streiten," fuhr er dem Gefangenen zugewendet fort: „Ihr seid Offizier, habt unter dem Herzog von Feria gefochten, — Ihr sollt nicht sterben wie ein anderer ordinärer Hund, wie solch' ein lutherischer Bauernlümmel. Vielleicht habt Ihr noch Einiges Sr. Gnaden dem Herrn Statthalter mitzutheilen, über geheime Verbindungen mit dem Auslande, über Correspondenz u. s. w. u. s. w. Nun, man hat da schon so

allerlei Hülfsmittel, stumme Zungen redend zu machen — z. B. ein paar enge Stiefeln von Eisen — nun, Ihr werdet schon vernünftig sein und eher sprechen. — Ich schicke Euch nach Linz, — die Herrn dort sollen auch Euere Bekanntschaft machen, erzählt ihnen nur recht viel von schmählichem Druck und nothwendiger Aufpflanzung der Empörungsfahne — nun dann wird es schon recht werden.“

„Ich ersuche Euch, sobald als möglich, Euer Vorhaben, mich nach Linz zu schicken, in Ausführung zu bringen,“ sagte Wiellinger.

„Sobald als möglich? — Nun, wir wollen sehen,“ erwiderte der Hauptmann — „ich hoffe dieser Tage noch einige solcher Herrn kennen zu lernen, einen Madlseder, einen Tobias Mair — den Herrn Richter Forauer — da geht gleich ein hübscher Transport mitsammen, — nun wir wollen sehen. — Ihr seid wol nicht ungehalten, wenn ich mich jetzt von Euch beurlaube, — es gibt allerlei Geschäfte, — Euere guten Freunde im Lande draußen halten einen aufmerksamen Kommandanten gar tüchtig in Athem.“

Und zu dem Wachtmeister sich wendend, sagte er mit barscher Stimme: „Wachtmeister, im zweiten Stockwerk, die Thüre mit Nr. 14 bezeichnet wird des Herrn Offiziers vorläufige Wohnung sein. — In den Gang kommt ein Posten, — scharfgeladener Karabiner, — Versuch der Flucht, — niederschießen!“ —

„Guten Abend, Herr Kamerad“, und mit stolzen Schritten ging er dem äußern Hofthore zu. Die übrigen Herrn folgten.

„Nun werdet Ihr doch zur Erkenntniß gekommen sein, daß es um einen Dragoner-Wachtmeister ein wenig was anderes sei, als um solch' einen Lakenpatscher, und wenn er sich wirklich Hauptmann und Kommandant nennt,“ sagte Stephan Wölfel — „ich war doch noch höflich mit Euch, aber der spricht aus ganz anderm Tone. Nun so kommt denn.“

Der Wiellinger folgte mit einem bitteren Gefühle, doch nicht niedergeschlagen, da er sich keinen üblen Ausgang dieses obwol an und für sich üblen Ereignisses denken konnte, dem vor ihm herschreitenden Wachtmeister, — die zwei Dragoner, den Karabiner mit gespanntem Hahn im Arme, schritten hintendrein.

Man ging dem nördlich gelegenen Flügel des Abteigebäudes zu, hier über zwei Stiegen hinauf. Die Thüre mit Nr. 14 bezeichnet wurde geöffnet, und Wiellinger betrat ein ziemlich geräumiges Gemach, welches vorläufig zu seinem Gefängniß bestimmt worden war.

„Machts Euch bequem, — an einem Trunk soll es nicht fehlen,“ sagte der Wachtmeister spöttisch. — „Ihr werdet wol auch durstig sein, — der weite Ritt und das klafterlange Geschwätz von dem Füselierhauptmann, — nun ich bringe Euch schon einen ordentlichen

Krug voll — ist's auch kein Wein, so doch frisches Wasser. Ist auch viel gesünder für solch' junges Blut.“ — So höhnend verließ er den Gefangenen.

Unser junger Freund stellte sich ans Fenster, welches die Aussicht auf den untern Markt und die jenseits gelegenen Hügelreihen bot, und während sein Blick in den Reize neiner Abendlandschaft zu schwelgen schien, beschäftigte sich seine Seele mit ganz andern Gedanken. — Das Gemach, in dem er sich befand, lag von dem vordern Hofe ganz abgesondert, und so drang kein Laut von dem hier herrschenden kriegerischen Getöse zu ihm hinauf; die tiefe Stille ward nur durch den klirrenden Schritt des auf dem Gange schildernden Dragoners unterbrochen.

Drittes Kapitel.

„— — ich erröthe, ihn
Zu sehn — —
Warum erröthen? . . . .
. . — Diese züchtigen
Bedenklichkeiten jetzt bei Seite; wenn
Wir was vermögen sollen.“
Fr. v. Schiller.
Iphigenie in Aulis. 5. Akt. 5. Scene.

Während das von uns im vorigen Kapitel Erzählte im großen Stiftshofe vorging und Herr Hans von Wiellinger auf Nr. 14 seine Wohnung angewiesen erhielt, saß im gerade entgegengesetzten Flügel des Abteigebäudes, in einem der vielen Gemächer des zweiten Stockwerkes und an einem der beiden niedern Fenster desselben eine junge Dame. — Es war Elisabeth von Grienthal. — Wir haben oben gesagt: „von dem einen oder andern Fenster des hochgelegenen Stiftgebäudes aus bietet sich ein gar herrlicher Anblick in das jenseits des Flusses sich ausbreitende romantische Traun-Thal“ — und das Fräulein mochte ihr Auge nun wohl auch mit dem Beschauen dieser Welt von Flüssen, Wäldern und Hügeln beschäftigen; denn ihr Blick war unverwandt da hinaus gerichtet.

Ein Herbstabend, und wenn er noch so milde und angenehm ist, bringt doch gewöhnlich in der Seele des Menschen eine mehr ernste, beschauliche Stimmung hervor. Es ist um ihn auch etwas ganz Anderes, als um einen Sonnenuntergang an einem Mai- oder Frühsommertag, wo die letzten Sonnenstrahlen noch frischgoldig über das saftige Grün ihren Schimmer ausbreiten, und wo die Luft so milde und lau und mit den balsamischen Düften der sich eben öffnenden Knospen und Blüthen geschwängert ist, daß jeder leise Windhauch uns ein Meer von Wohlgerüchen zuführt. Die ganze Welt hält da Feiertag, von der brüllenden und blökenden Heerde an, die sich langsam und gemächlich über das Weideland hinzieht, bis zur leichten Mücke, die sich tändelnd in Kreisen dreht; und die Seele des Menschen trägt den Nachhall des schönen Maitages und sieht wonniglich noch einer ganzen Reihe eben so schöner, sonniger Tage entgegen. Die Herbstsonne dagegen nähert sich als große feurige Kugel dem Horizont; sie hat alle ihre Strahlen eingezogen, und Hügel, Berg und Thal ruhen in dem Zwielichte von Hell und Dunkel. Lange Schatten dehnen sich über die Fläche hinaus; gleich schwarzen Nachtgestalten liegen die düstern Tannenwälder da, und dem fahlen Gelb und Braun der Blüthen-Haine mangelt Leben und Frische. Schwere Nebelwolken ziehen sich, zu wunderlichen Gestalten geformt, über die Höhen, und ein

kühler Wind pfeift durch die Stoppeln, viel abgefallenes Blätterwerk vor sich hertreibend. Raben und Dohlen flattern kreischend hin und her, und in der höchsten Höhe über den Nebelwolken zieht durch das dunkle Blau des herbstlichen Abendhimmels ein Heer von Schneegänsen, durch ein gellendes Geschrei das baldige Eintreffen der Winterstürme und der Schneegestöber verkündend. Wir blicken zurück auf die sonnigen und wonnigen Tage der Blüthen, Blumen und Früchte, — vor uns liegt die Zeit des Frostes, der Ermüdung, des die Natur zu neuen Kräften erstarkenden Winterschlafes.

Bis dahin wäre es wol das Bild des menschlichen Herzens; doch hat dieses einmal seine Jahreszeiten durchlebt, die Zeit des Frostes, der Ermüdung erreicht, da gibt es für ihn keinen zu neuem Aufleben erstarkenden Winterschlaf, da ist kein Wiedererwachen zum Keimen, Blühen und Früchtebringen, da sind keine wonnigen Tage des Frühlings, keine sonnigen Tage des Sommers mehr zu erwarten, — schnell durchlebt das Herz seinen Herbst mit dem Vergilben seiner grünen Hoffnungen, — dunkle Schatten breiten sich aus auf den Feldern, auf denen es nach Ehren, Auszeichnungen — nach Liebe gesucht hat. Es legt sich zur Zeit des Frostes zur Ruhe, um — nicht wieder zu erwachen.

Wir glauben übrigens nicht, daß die junge Dame,

deren wir eben erwähnten, derlei Gedanken nachhing; dazu war Fräulein Elisabeth zu jung. Mit siebzehn Jahren pflegt man noch nicht an den Herbst und Winter unter den Jahreszeiten des menschlichen Herzens zu denken; aber ein Herbstabend bringt gewöhnlich in der Seele des Menschen eine ernste, nachdenkliche Stimmung hervor, und es liegt gewiß in jedem Herzen irgend eine tiefere Empfindung, eine Erinnerung, die mit einer besondern Scene in harmonischer Verknüpfung steht; und indem Elisabeth, an und für sich schon mehr nachdenklich gestimmt, dem Süden zublickte, da erregte wirklich Zeit und Scenerie eine Erinnerung in ihrer Seele; — in jener Gegend lag Oberweiß, — und um diese Stunde war der junge Fremde von dort abgeritten.

So wenige Stunden sie in seiner Gesellschaft zugebracht hatte, so waren diese doch genug, um in der Seele des jungen Fräuleins zur Erinnerung zu erwachen. War es sein etwas abenteuerliches Erscheinen, — ein solches macht gewöhnlich auf ein junges Mädchenherz einigen Eindruck, wenn es auch nicht gerade von Tristan und Lanzelot schwärmt, — und das geheimnißvolle Verschweigen seines Namens; oder war es das Fremdartige, Ausländische seiner Sprache und seines Benehmens; oder war es überhaupt seine Redeweise und Erzählungsgabe, die gleich des Zauberers Stab aus ärmlichen Hütten reiche Palläste, aus

wüsten Einöden fruchtbare Triften und blumenreiche Gärten zu schaffen vermag; oder war es jene geheime Sympathie, welche meistens unbewußter Weise erwacht, und dann nur zu oft die Thore des Herzens weit öffnet, um einen fremden Gast einzulassen, der aber dann auch unter dem Beistande seines mächtigen Verbündeten festen Besitz vom Platze nimmt? — War nun das Eine oder das Andere die Ursache, so ist doch so viel gewiß, daß sie im Verlaufe dieser Tage recht oft und namentlich jetzt bei dem Hinausblicken in die herbst-abendliche Landschaft an den Fremden dachte.

Liebe? — Nein, das war es gewiß noch nicht, vielleicht selbst nicht einmal das erste Erwachen derselben; — aber recht unlieb war es ihr, daß er von ihnen fortgezogen war, ohne sich zu nennen, ohne die Möglichkeit eines Wiederzusammentreffens in Aussicht zu stellen. Der Onkel hatte ihn einen tüchtigen Offizier genannt, die Tante seine feine Art im Benehmen gerühmt, — sie hatte hierauf nichts zu entgegnen, aber noch hinzuzufügen, daß er überhaupt ganz anders sei, als die jungen Männer ihrer Bekanntschaft, die Herrn von Starhemberg, von Springenstein, von Schaumburg, und wie sie alle hießen, mit denen sie schon zusammengetroffen war, und die über die Grenzen des Vaterlandes nie hinausgekommen waren. Elisabeth gehörte zu den Reichbegabten an Fähigkeiten und Talenten, welche ihr Eigenthümer selbst nicht ahnet, und

deren Entwicklung ihre Erziehung, die damals in ihrem Stande gewöhnlich, wie auch der Umgang mit Menschen, die ebenso erzogen worden waren, im Wege standen. Sie hatte vielen Sinn für das Mehr als das Gewöhnliche, aber einen freien Ausflug ihres Geistes hemmte das Mangelhafte der Ausbildung desselben durch Unterricht, und wagte sie es einmal über Anderes, als die gewöhnlichen Dinge zu fragen, über manches Wie und Warum zu forschen, so konnten ihr entweder die, an die sie sich wandte, keine Auskunft ertheilen, oder sie wurde selbst noch ausgelacht und mit der Weisung abgefertigt: Derlei hätte ein junges Frauenzimmer ihres Standes nicht zu kümmern. — Damals waren die Damen noch nicht so gelehrt wie heut zu Tage. — Auf solche Weisungen und Abfertigungen hin hielt sie aber dann mit ihren Fragen zurück, und wenn sie auch in ihrem Innern oft dachte und grübelte, so erschien sie doch in ihrem Aeußern als eben jenes Fräulein von Stande, wie die Andern alle, welche die haute volée von Oberrösterreich ausmachten. Da erschien der junge Fremde, — der Abenteuerer ohne Namen, — der tüchtige Offizier, — der artige junge Mann. Wie interessant wußte er über Länder und Völker zu sprechen, was wußte er Alles über Baukunst, Malerei und Bildhauerei zu sagen, — die wenigen Stunden seines Besuches auf Oberweiß hatten ihr eine neue Welt eröffnet. — Wäre

er in die Reihe der ihr bekannten jungen Herrn getreten, von ihm hätte sie gewiß über manches „Wie“ und „Warum“ Aufklärung erhalten, das wußte sie gewiß. Und über was Alles hätte sie ihn nicht gerne gefragt, — aber sie traf ihn vielleicht ihr Lebelang nicht mehr, und das war ihr sehr unlieb; — daß eine so interessante Bekanutschaft, kaum gemacht, auch schon wieder abgerissen sein soll, das war ihr unlieb. Der Onkel und die Tante hatten wol diese Tage über den Kopf geschüttelt, wenn auf den jungen Fremden die Sprache gekommen war, und gemeint, hinter dem Incognito stecke nichts Gutes, aber Elisabeth hatte bei sich selbst Entschuldigungen genug für dessen Festhaltung gefunden und jedenfalls gedacht: Er ist Kavalier und Offizier, wie er sagt, — und ein Lügner ist er gewiß nicht. Für die Verheimlichung seines Namens wird er aber wol seine guten Gründe haben, — ehrenrühige sind sie doch keines Falles.

Solchen Gedanken hing sie jetzt eben wieder nach, — da öffnete sich die Thüre, — es kam ihr sehr ungelegen, eben jetzt gestört zu werden. Annemarie trat rasch ein. Sie war sichtbar bestürzt und erschrocken.

„Euer Gnaden, — Fräulein! — einen Gefangenen haben sie eingebracht, — himmlischer Vater! — ist es doch Schade um den Menschen, — gar so lieb und so gut, wie er ist —“ so brach sie sogleich in ein Lamento aus.

„Einen Gefangenen?“ fragte Fräulein Elisabeth — „Deinen Franz?“

„Franzl? — O nein! nein! der Franz ist es nicht,“ sagte das gute Mädchen schluchzend, — entweder aus eigenem Gefühle oder vielleicht ahnend, welchen Eindruck ihre Nachricht auf das Fräulein machen werde. „O, liebes Fräulein! — es ist der gute junge Herr, der mich nach Oberweiß gebracht hat.“

„Der junge Kavalier!“ rief Elisabeth in der That heftig erschreckt. — „Unmöglich! Was könnte man dem anhaben? Er müßte nur für ein gekränktes Recht aufgestanden sein; er äußerte sich eben nicht zu Gunsten des Druckes, welchen das Volk von den Soldaten eines fremden Herrn erleiden müsse, wie er es nannte.

„O, liebes Fräulein!“ sagte Annemarie — „die fragen nicht lange, was recht nud was nicht recht ist. Die verstehen es, die Sache zu drehen und zu wenden, und wenn sie wollen, kommt Einer an den Galgen, und ist er auch unschuldig wie ein neugebornes Kind. — Ich weiß seinen Namen“, setzte sie schluchzend hinzu — „Und der allein ist genug, daß er hängen muß — so hat mir der Dragoner gesagt.“

„Sein Name?“ fragte das Fräulein.

„Er nennt sich Wiellinger — und ist der Sohn vom alten Wiellinger zu Hinterntobl „referirte Annemarie — „er ist auch mit im Prammwalde dabei gewesen

und itzt haben sie ihn gefangen, und alle, die dort dabei waren, kommen an den Galgen."

„An den Galgen? rief Elisabeth schnell aufspringend und mit hastigem, zitterndem Tone fuhr sie fort: „Das kann man nicht — das soll man nicht — ich will mit dem Onkel, mit der Tante sprechen — sie sollen sich für ihn bei dem Kommandanten verwenden."

„Mit dem Herrn Onkel? — mit dem alten Fräulein?" sagte Annemarie mit zweifelndem Ausdrucke — „nein! thut das nicht, es nützt Euch nichts, — die reden für den armen jungen Herrn nicht ein Sterbenswörtel, wenn sie hören, daß er dem alten Wiellinger sein Sohn ist. Hat doch der Herr Onkel oft genug über das Lumpengesindel, wie er die Bauern nennt, losgezogen, daß sie so keck sich gegen die Soldaten setzen. — Und das Fräulein — nun, die hat oft genug gesagt, nur mein Unverstand lasse sie vergessen, daß mein Vater und der Franzl auch dabei sind. — Nein, nein, liebes Fräulein, die reden für Keinen ein gutes Wort, der den Bauern hilft."

„Doch, woher weißt Du das Alles, was Du da erzählest?" sagte Elisabeth — „es kommt mir so unwahrscheinlich vor. — Er vermied es zwar, seinen Namen zu nennen, aber es ist nicht zu vermuthen, daß er mit dem Aufstande des Volkes in irgend einer Verbindung stehe," setzte sie nachdenkend hinzu.

„Wie ich's erfahren habe?" sagte Annemarie —"

das will ich Euch gleich sagen. Das Fräulein Tante hat einen Trunk frisches Wasser verlangt, — ich nehme ein Glas und gehe zum Brunnen im hintern Höfel, — da ist das Wasser am besten, hat mir der Kammerdiener des Prälaten gesagt — ich wasche das Glas gut aus; denn es war Wein drin gewesen, und das Fräulein ist haklig genug: sie schmeckt gleich, wann das Glas nicht sauber ist. Und wie ich's aft mit Wasser angefüllt habe, renn' ich, was ich rennen kann, übern Hof und will die Stiege herauf; denn wo man nur hinschaut, gibt's Soldaten, und wenn man ihnen ausweicht, so ist's gut, da komme ich bei der Schildwacht vorbei, die an der Stiege steht. Schau, schau, da bringen's Einen, sagt die Schildwacht zu einem Audern. Ich schau mich um, wie ich das hör' — richtig bringen's Einen beim Thor herein. — Ist's mir doch in die Knie gefahren, — zuerst habe ich gemeint, der Franzl wäre es, aber wie ich so recht hinschau, da erkenne ich den saubern jungen Ritter, und fast ist es mir noch einmal in die Knie gefahren. Nicht um ein Schloß hätte ich über die Stiegen herauf können. Ich bleib stehen — ich schau, ich loos' — langmächtig hat der Hauptmann mit dem armen Herrn raisonirt — aft führten sie ihn rückwärts über die Stiegen hinauf. Jetzt hat es mich nicht länger gelitten. Ich hab es erfahren müssen, was mit ihm vorhaben — ich geh' ihnen nach, und wie die

Andern wieder fort waren, bin ich zu dem Einen hin, der auf dem Gange als Wacht stehen geblieben ist."

„Und der?" fiel Elisabeth rasch in die etwas in die Länge gedehnte Erzählung ein.

„Nun der — nun das war der Christian," sagte Annemarie, sonst ein guter Bue bis auf das, daß er ein Baier ist. Ich kenne ihn von der Leiten her — er ist öfters hingekommen. Den hab ich gefragt, und der hat mir haarklein erzählt."

„Um Gott, was beginnen wir, um den armen Mann aus der Gefahr zu ziehen?" sagte Elisabeth und ging mit angstbeklommenem Herzen im Gemache auf und nieder. — „Vielleicht hat er Freunde, die sich seiner annehmen, vielleicht in Linz, — wenn man diesen Nachricht gäbe — —?"

„Daß muß aber bald geschehen, sagte Annemarie — „denn die zaudern nicht lange; einen Strick und einen Baum haben sie bald, — — meinem Franzl werden sie wol schon den Garaus gemacht haben." Sie brach in ein heftiges Weinen aus.

„Deinem Franz? — wahrscheinlich wüßte der Ritter von ihm zu sagen," unterbrach das Fräulein das Schluchzen des Mädchens — „wenn man mit ihm sprechen könnte — — vielleicht erlaubt es der Kommandant, daß der Gefangene meinem Onkel und der Tante einen kurzen Besuch abstattet," setzte sie nach einigem Nachdenken hinzu.

„Das erlaubt der Kommandant nicht, — das weiß ich gewiß,“ erwiderte Annemarie — „das ist recht ein Mühlsteinerner. Aber ich hab’s, Fräulein, ich hab’s,“ rief sie mit freudiger Aufregung — „wir gehn zu ihm hinüber, — wir gehen durch die Gänge — über den Kirchenchor — o, ich weiß den Weg mentisch gut — kein Auge sieht uns — no, und mit dem Christian will ich schon fertig werden, — er hat ein wenig eine Schneid auf mich, — hat gar ein Mal gesagt, er würde ein Bauer, wann ich ihn möcht’. — No, so einen bairischen Dragoner könnte ich brauchen! — aber den krieg ich dran, — ich mache ihm ein wenig das Maul, und ich weiß gewiß, er laßt uns hinein.“

Mit dem Plan ist es nichts,“ erwiderte das Fräulein kopfschüttelnd — „ich kann doch nicht den Gefangenen besuchen —?“

„Es erfahrt’s keine Seele,“ demonstrirte Annemarie.

„Ich kann es um meiner selbst willen nicht thun,“ sagte Elisabeth.

„Nicht? — und wegen was denn nicht?“ fragte das Mädchen erstaunt — „wenn ich wüßt’, daß mein Franzl drüben sitzt, da müßt ich zu ihm, und wenn ich der Schildwacht zu Füßen fallen und eine halbe Nacht auf den Knien umrutschen sollte.“ —

„Du und Franz — das ist etwas Anderes — —

Ihr Beide seht Euch gerne — werdet Euch heute oder morgen heirathen —" sagte das Fräulein nicht ohne einige Verlegenheit.

„No — was nicht ist, kann noch werden," sagte Annemarie mit einem schlauen Lächeln — „ich habe eben gemeint, das Fräulein sehet den jungen Herrn auch nicht ungern. Ist auch ein recht lieber Herr — machet Keine einen Fehlgriff, die den nimmt."

Das Fräulein erröthete bis unter die zierlichen Flechten ihres schönen Haares hinauf. Annemarie aber näherte sich ihr, und ihre Hand ergreifend und an die Lippen drückend sagte sie: „Mußt keinen Verdruß auf mich werfen, daß ich so was zusammen plausche, — war so mein Gedanke: Ihr zwei Leutel wäret ein schönes Paar; — will aber nichts mehr reden davon, — aber ich gehe zu ihm. Christian muß mich ins Stübel lassen, wo er sitzt, und da frag ich ihn um seine Freunde, um den Franzl — und einen Gruß von Euch darf ich ihm doch ausrichten?" fragte sie schelmisch genug lächelnd, um abermals das Aufsteigen einer feinen Röthe auf des Fräuleins Wangen zu erregen.

„Ja, ja — thu das mein Mädchen," sagte Elisabeth, mit Mühe ihre Verlegenheit vor der Dirne verbergend, welche fast, wie es den Anschein hatte, einen tieferen Einblick als sie selbst in ihr Herz gethan hatte — „und hier hast Du einen Thaler, vielleicht erreicht der, was Deinen Bitten verweigert wird."

„Nun, ich kann den Thaler mitnehmen, aber ich weiß gewiß, ich brauche ihn nicht,“ sagte Annemarie mit einigem Stolze auf die Gewalt ihrer Reize, welcher die Dienstpflicht eines bairischen Dragoners nach ihrem Erwarten wol unterliegen sollte, und ohne einen Augenblick länger zu säumen eilte sie fort.

Als jetzt Elisabeth wieder in ihrem Zimmer allein war, ergab sich ihre Seele in voller Ausdehnung den peinlichsten Gedanken über das Schicksal des jungen Mannes, welcher — wie sie sich wohl eingestand — ihr werth geworden war; und wenn sie auch dem einfachen Landmädchen gegenüber ein tieferes Gefühl als das der gewöhnlichen Theilnahme zu verbergen gesucht hatte, so pflog sie eben jetzt eine strenge Prüfung dessen, was in ihrem Innern vorging. — Wir wollen sie dieser überlassen, da wir mit dem Resultate doch noch bekannt zu werden hoffen, und folgen der hübschen Wirthstochter „von der Leiten“ über Gänge, Kirchenchor und Seitentreppen — die Kleine hatte richtig die Communication zwischen den einzelnen Theilen des Abteigebäudes ausgekundschaftet, — hinüber in den gegen Norden gelegenen Flügel.

Christian ging mit seinem Karabiner im Arme langsam im Gange auf und nieder und sprach zeitweise dem großen Mostkruge zu, der in einer Fenstervertiefung auf dem hier befindlichen Tische stand. — Der Wachtmeister selbst hatte ihm den Labetrunk herauf-

geschickt, da nach seiner Ansicht zwischen der Schildwacht auf dem einen oder dem andern Posten ein gewaltiger Unterschied sei, und während auf dem einen kein Wort gesprochen, nicht gesungen noch gepfiffen, noch weniger getrunken werden dürfe, auf dem andern der Mann sich schon etwas mehr Freiheit erlauben könne. Von letzterer Art erschien ihm nun auch das Verhältniß der Schildwache auf dem Gange in der Abtei, vor dem Gemache, in welchem unser Wiellinger saß, und da Christian gegen die Ansicht seines Wachtmeisters etwas einzuwenden keinen triftigen Grund hatte, so ließ er sich den Labetrunk nicht umsonst gebracht haben und pfiff sich auch dazwischen eine oder die andere lustige Weise.

Annemarie bog um die Ecke des Ganges, eben als der Dragoner den Krug nach wiederholtem herzhaften Zug von den Lippen brachte.

„Gluck — gluck — gluck!“ rief sie lachend, — „schmeckt Dir doch der Lambacher Most so gut als auf der Leiten?“

„Finde keinen Unterschied, als daß der Lambacher Most nichts kostet — und auf der Leiten hat's «Zahl Peterl» geheißen,“ erwiderte der Dragoner lachend.

„Nun, Ihr Dragoner habt Euch weh gethan mit Zahlen,“ sagte Annemarie schelmisch herausfordernd — „habe davon weiter nichts häufig erlebt.“

„Bin ich Dir leicht etwas schuldig?“ rief er launig — „sag, und ich zahl Dirs mit Bußerln.“

„Nun da müßte ich bitten,“ sagte sie mit einem Blick und Tone, worin sie so viel Verachtung des Vorschlages ausdrückte, als sie eben für nöthig hielt. „Wir aus dem Traunkreise geben keinem Bueben ein Bußerl, der nicht unser Liebster ist.“

„Nimmst mich halt dafür,“ erwiderte der Dragoner, ihr näher rückend und, während er den Karabiner senkte, den freien Arm leicht um ihre Hüfte schlagend.

„Einen Dragoner mag ich nicht,“ sagte Annemarie. In dem Blicke, welchen sie jetzt dem Zudringlichen zuwarf, lag aber Etwas, das eben nicht mit ihren Worten übereinzustimmen schien.

„Hast leicht den Franzel noch im Sinn?“ fragte er etwas unwirrsch.

„Mit dem Franzl ist's aus, — rein aus,“ erwiderte sie, den Blick zu Boden schlagend und mit dem Finger am Schürzenband zupfend. „Du weißt ja die Geschichte mit dem Vater.“

„Geh, Annemie, Du machst mir nichts weiß,“ sagte er — „Dein Vater ist ja beim Leben —“

„Und glaubst Du, ich hab mir's nicht gemerkt?“ erwiderte sie mit dem aufrichtigsten Tone von der Welt — „beim Franzl geht das Hafel allzu gäh über, — könnt mir in der Hitze leicht auch einmal mit dem

Taschenfeidel eines versetzen. — Nein, nein — mit dem ist's aus."

„Und an den Galgen kommt er auch noch — Du wirst es erfahren," sagte Christian — „da zieht er alleweil mit den Hallunken herum, bis sie ihn erwischen. Hätten ihn heute schon fast gehabt, aber der Wachtmeister hat gemeint, wir sollen uns mit solchem Gesindel nicht abgeben."

„Was war das? Du hast ihn heute gesehn?" fragte Annemarie in einer plötzlichen Aufwallung, da sie hier so schnell eine Befriedigung ihres Wunsches, von ihrem Liebsten etwas zu erfahren, erwarten durfte, wo sie es am wenigsten erwartet hätte.

„Schau, schau — wie das glost," rief der Dragoner unwillig — „der Franzl liegt Dir denn doch noch im Sinn."

„No — man kann halt doch nicht Einen sogleich vergessen, den man ein Mal geliebt hat," sagte sie einlenkend — „und wo hast Du ihn denn gesehn?"

„War er ja mit Dem, der da drinnen hockt," sagte der Reiter — „und wie wir ihn haben laufen lassen, aft ist er auch gerennt, oder eigentlich davon geritten, was das Roß hat rennen mögen. — Der Bue hat nicht um zwei Pfennig Courage, sonst hätte er sich wol gesetzt und seinen Herrn nicht im Stich gelassen."

„Pfui Teufel!" sagte Annemarie Verachtung affec-

tirend, obwol es ihr in diesem Falle ganz recht war, daß ihr Liebster nicht mehr Muth gezeigt hatte — „Einen, der davon rennt, den mag ich schon gar nicht“

„Hast Recht, Annemarie — so eine Dirne und so ein feiger Kund, — da bin ich ein anderer Mann,“ sagte der Dragoner mit vielem Selbstgefühl, und wieder schlang er den Arm um ihren Leib.

„Einen Soldaten mag ich nicht,“ sprach sie mit leisem Tone, wieder verlegen an der Schürze zupfend.

„Hat mich auch nie recht gefreut das Leben, und wann sich's thut, schau ich, daß ich davon kann!“ erwiderte er ganz vertraulich. — „Mein Vater ist todt, die Wirthschaft hat der Bruder. — Ist ein schönes Gut, drei Stund ober Passau. — Ich war sein Knecht — hat mir nicht getaugt, und ein Mal, — just zu Christi Himmelfahrt — sitze ich in der Taferne, — da kommen ihrer Drei, — Dragoner sind es gewesen, — die trinken mir fleißig zu, — ein wenig geladen hab ich schon gehabt, — no wie es schon geht: ich trink und trink, — gesungen ist auch dabei geworden, — aft bin ich schlafend worden, — und in der Früh, wie ich aufwache, sagt mir der Eine, das Handgeld hätte ich schon. — Richtig hab ich auch einen Thaler im Hosensack. No, schau, so bin ich ein Dragoner geworden, — aber gefreut hat's mich nicht, und s' wird mich nicht freuen, gar aus jetzt — no, no,

ich komm' schon davon, — und aft, Annemie? — Geh', Annemie, schlag ein!"

Der gute Bursche hielt in seiner Naivetät seine breite, schwielige Hand ihr entgegen; sie aber, nicht ohne einige Koketterie, sagte lächelnd: „Einschlagen thu ich noch nicht, — schau, daß Du den Karabiner weiter bringst, aft wollen wir schon sehn, wie es sie schickt."

„Und ein Bußerl zum Drangeld," — bat er zärtlich.

„Ein Bußerl? — träumt Dir?" sagte sie verschämt, mit jener feinen Art von Ziererei, die halb verweigert, halb gewährt.

„So geh', Annemie — sieht's ja keine Seele," bat er inständig.

„Und Du sollst es haben," erwiderte sie leise — „aber nur für ein Gefallen."

„Das wäre?" fragte er schnell, mehr und mehr erpicht, den süßen Sold der Minne von ihren schönen Lippen zu empfangen.

„Mit dem da drinnen soll ich reden, — nur zehn Worte — seine Liebste schickt mich zu ihm, — gelt Christian, Du läßt mich hinein — gleich bin ich wieder da," so bat jetzt sie, doch nicht zu dringend. Die kleine Schelmin wußte gar wohl Blick und Worte zu gebrauchen.

„Du willst zu Dem?" fragte der Dragoner erstaunt — „nein, das kann nicht sein."

„Nicht? — auch wieder gut, — ich werde ihr es sagen“, erwiderte Annemarie ganz kühl, und sie machte Miene sich zu entfernen.

„Bist hart?“ fragte er zärtlich.

„No, nicht werd ich's sein“, erwiderte sie schmollend, sich seinem Arme entwindend.

„Aber ich darf ja nicht, — wenn's wer erfährt; krieg ich den Steigbügelriemen zu kosten“, entschuldigte er seine Weigerung.

„Wann der Franzl dastünde, der ließ mich hinein, — „das weiß ich gewiß“, sagte das Mädchen — „das ist die Liebe zu mir, von der Du schwatzest? — Geh, laß mich aus.“

„Der Franzl — schon wieder der Franzl!“ sagte der Reiter unwillig.

„Lieber hat er mich doch als Du, — und wann ich ihn wieder sehe, — ich will nichts verreden.“

Sie hatte sich jetzt wirklich seinen Armen entwunden und sich ein paar Schritte von ihm entfernt.

„Halt, Annemarie! — bleib da!“ sagte er zweifelhaft zögernd — „von seiner Liebsten? Nun, was wird ihm denn die zu sagen haben?“

„Zehn Worte und nicht mehr“, erwiderte das Mädchen, in ihrem Innern bereits über den Erfolg ihres Versuches jubilirend.

„Und länger haltest Du Dich nicht bei ihm auf?“ fragte er zweifelnd.

„Eiferst Du mit dem auch,“ sagte sie schelmisch lächelnd — „hast am Franzl nicht genug?“

„Es ist nicht wegen den,“ erwiderte der Dragoner — „dem fällt jetzt wol nichts ein, und wenn alle Eilftausend zu ihm kämen; — aber ich werde bald abgelöst.“ Er näherte sich dem Fenster, welches in den großen Hof sah; von dort aus mußte man kommen, um ihn abzulösen.

„Gleich bin ich wieder heraußen“, sagte Annemarie, und schon hatte sie den Querriegel zurückgeschoben, ebenso schnell die Thüre geöffnet — und sie trat in das Gemach, in welchem sich der Wiellinger befand. Sie schloß die Thüre hinter sich.

„Ein Hauptdirndel! aber sauber ist sie“, sagte der Dragoner vor sich hin — „gar zu lange darf sie mir doch nicht drinnen bleiben.“ Er that jetzt einen tüchtigen Trunk aus dem Kruge, und dann fing er sogleich an mit gemessenen Schritten auf und nieder zu gehen, durch Pfeifen sich die Zeit vertreibend, bis ihm der süße Lohn für die Uebertretung seiner Pflicht zu Theil würde.

Annemarie traf den jungen Ritter am Fenster stehend, in die von den Schatten des schon sehr vorgerückten Abends überdämmerte Landschaft hinausblickend. Als er bei der Oeffnung der Thüre umblickte und die eintretende bekannte Gestalt sah, ging er ihr rasch mit einer freudigen Aufregung entgegen; aber es war nicht

nur die Freude, das gute Mädchen hier, wo er es gar nicht vermuthet, zu treffen, was ihn heftig bewegte, es kam auch die Vermuthung dazu, daß noch ein anderes Wesen, ihm werther und theuerer als irgend eines, mit ihm unter Einem Dache sich befinde. Er hatte des Mädchens Hand ergriffen, und in drängender Eile sprudelten aus seinem Munde die Fragen hervor: „Ei, Annemarie, Du hier? doch nicht allein, — der Hauptmann, die Tante und das Fräulein sind auch in Lambach? — Nicht so? — und wie kommt es, daß Ihr Alle hier seid?“

Gedrängter, als es sonst ihre Art war, erzählte Annemarie von den Ereignissen, die wir bereits kennen und in derselben bündigen Kürze theilte sie mit, wie sie genöthigt worden waren, Oberweiß zu verlassen und nach kurzer Reise im Kloster um Aufnahme und Unterstand für die Zeit, bis Fräulein Helene wieder fähig sei, die Reise fortzusetzen, anzusuchen. Etwas weitläufiger setzte sie auseinander, wie das Fräulein Elisabeth erschrocken sei, als sie von ihr über seine Gefangenschaft Nachricht erhalten habe. Das gute Mädchen, mit der Liebe und ihren Freuden und Leiden gar wohl bekannt, dachte sich ganz richtig, daß dem jungen Manne in seiner Gefangenschaft kein süßerer Trost gegeben werden könne, als durch die Eröffnung der innigsten Theilnahme eines Wesens, welches ihm wahrscheinlich bereits eben so lieb war oder doch bald

werden konnte, als sie sich schmeichelte, ihrem Franz zu sein. Daß sie in ihrer ländlichen Naivetät keinen falschen Schluß gemacht hatte, erwies sich auch sogleich. Der Wiellinger drückte innig ihre Hand, und mit strahlendem Blicke sagte er eifrig: „Das Fräulein ist also besorgt um mein Geschick, — um das eines Fremdlings, dessen Namen sie nicht einmal kennt?"

„Und das nicht wenig", erwiderte Annemarie — „ganz blaß ist sie geworden, — ich habe doch richtig gemeint, es wird ihr anders, — und aft hat sie mich hergeschickt, und ich soll Euch fragen, wie es kommt, daß man Euch zum Arrestanten gemacht hat, — ob sie für Euch was thun kann, — ob Ihr gute Freunde in Linz habt, denen sie schreiben sollte — — redet nur schleunig, — zehn Worte und nicht mehr hat mir der Dragoner zu reden erlaubt."

„Sage dem Fräulein, gute Annemarie, daß der Beweis ihrer Theilnahme mich hoch beglückt habe; — sage ihr, daß ich von diesem Augenblicke an, was immer diese rohen Söldlinge eines fremden Gewaltherrn über mich verfügen, mit Ruhe und Fassung ertragen werde. Aber sage ihr auch —, und es wäre mein Wunsch, auch den Hauptmann und Fräulein Helene davon zu verständigen, — daß ich unbilliger Weise in die Lage, in welcher ich mich gegenwärtig befinde, versetzt worden bin, indem ich mich bis jetzt keineswegs als Theilnehmer des Aufstandes verdächtigt habe. — —"

„Ihr seid aber doch des alten Wiellinger zu Hinterntobl Sohn?“ fragte Annemarie neugierig.

„Ja, ich bin der Sohn des unglücklichen Mannes der durch schmählichen Druck dahin kam, für Glauben und Recht das Schwert zu ziehen,“ erwiderte der junge Mann düster — „und weil ich es wußte, daß dieser Kampf eines zum Aeußersten getriebenen Volkes von Vielen verdammt, und daß jene, die ihn kämpfen, Räuber, Mörder, Rebellen gescholten werden, so schwieg ich damals, — der Familie Grienthal wollte ich mich nicht als den Sohn des Anführers dieser — Rebellen nennen.“

„Dem jungen Fräulein hättet Ihr es sagen können“, sagte Annemarie — „die schmält nicht gar so sehr auf die armen Bauern, — habe oft ihre Augerln naß gesehen, wenn die Alte gar so losgezogen hat.“

„Elisabeth ist gut — engelsgut, — ihr Herz fühlt Mitleid mit den Armen, — sie erkennt es, daß ihnen die Fahne der Empörung durch tyrannische Gewalt in die eben noch um milde Schonung flehenden Hände gedrückt worden ist“, sagte Wiellinger — „doch wir haben keine Zeit zu verlieren. Sage dem Fräulein, sie soll meinetwegen nicht zu sehr bekümmert sein; denn so ein Labniß mir ihre Theilnahme ist, so möchte ich doch diese nicht durch lange Zweifel gesteigert sehen, wo ich solche mit wenigen Worten lösen kann. Ich habe mich, wie gesagt, bis zur Stunde nicht in diese unseligen

Angelegenheiten verwickelt, ja ich war eben auf dem Wege, um Alles was in meinen Kräften steht, zu einer günstigen Wendung derselben zu versuchen, als ich durch einen unglücklichen Zufall den untergeordneten Dienern der Gewaltherrschaft in die Hände fiel. Sage dem Fräulein, daß wenn der Onkel, Herr Andreas von Grienthal zu meinen Gunsten ein Wort sprechen wollte, so wäre es, um Hauptmann Leßle zu bestimmen, daß ich nicht zu lange hier in gefänglicher Haft gehalten würde."

Annemarie versprach, dem Fräulein genau jedes Wort, das der Ritter gesprochen hatte, wieder zu sagen, und wollte jetzt eben auf einen sie betreffenden Gegenstand, zu einer Nachfrage um ihren Franz übergehen; doch da öffnete sich plötzlich die Thüre, und der Reiter rief herein: „Annemarie, — rechtsum kehrt Euch! Marsch — der Wachtmeister kommt — und der darf Dich hier nicht treffen." — Mit dieser Ansicht war aber auch das Mädchen vollkommen einig, und so sprang sie nach flüchtigem Gruße schnell zur Thüre hinaus und wollte eben so rasch über den langen Gang hineilen; aber: „Halt, halt!" rief der Dragoner — „meinst Du: s'Versprechen wäre bäuerisch und s'Halten herrisch?" — Mit einem Satze war er ihr nach, und kühn den Arm um ihren Leib schlagend, drückte er einen herzhaften Kuß auf ihre frischrothen Lippen, — jeder Versuch eines Sträubens war um-

sonst, und es wäre wol zu einem zweiten, vielleicht auch dritten Kuß gekommen, — doch da ließ sich ein klirrender Schritt über die Stiege herauf vernehmen, — der Reiter ließ das Mädchen los, und flüchtig wie ein Reh flog Annemarie den Gang entlang.

Als sie um die Ecke gebogen hatte, mäßigte sie ihren Lauf zu einem mehr ruhigen Schritt, und mit der Hand über den Mund wischend, als habe sie hier eine möglicher Weise zurückgebliebene Spur zu vertilgen, sagte sie halblaut vor sich hin: „Hm! Gesehen hat's der Franzl nicht, und sagen werde ich's ihm nicht."

Mit diesem sich selbst gegebenen Troste trat sie jetzt durch die halbgeöffnete Thüre auf den Chor der Kirche. Hier war es bereits ziemlich dunkel, da die Erhellung nur allein aus dem Schiffe der Kirche kam, welche aber bei bereits weit vorgeschrittenem Octoberabend eine ziemlich spärliche war. Sie eilte, auf den jenseitigen Gang zu gelangen; — aber es schien Bestimmung, daß der heutige Tag für sie nicht ohne noch ein kleines Abenteuer verstreichen sollte. Sie wandte sich um das Gerüste des bis zum Plafond reichenden Orgelwerkes, und mit einem lauten Schrei prallte sie ein paar Schritte zurück. Vor ihr stand eine dunkle Mannsgestalt.

„Ei, Kindchen, — erschrecke doch nicht", sagte der Mann, in welchem Annemarie einen mit dem Ordensgewande des heiligen Benediktus Bekleideten er-

kannte, mit dem freundlichsten Tone — „erschrecke nicht, ich bin ja kein Gespenst." — „Grüß Gott, Herr!" sagte Annemarie und wollte schnell an dem Pater vorüber, der Gangthüre zu; aber er hatte bereits ihre Hand ergriffen, und eben so freundlich wie früher sagte er: „Nein, nein, liebe Kleine, — so schnell darfst Du mich nicht verlassen, — vorher mußt Du mir sagen, was Dich in so später Stunde hierher geführt hat."

„Hierher?" fragte sie verlegen.

„Die Neugierde wohl, eine katholische Kirche zu sehen? — gestehe es nur, Du kleine Ketzerin", sagte er; aber mit diesem Worte stand weder der Ton, mit dem er gesprochen, noch auch der zärtliche Händedruck, welchen Annemarie dabei empfand, im Einklange, und verwundert sah sie zu dem Manne auf, welcher sie zu einem längeren Verweilen in seiner Gesellschaft nöthigte.

Es war wol ziemlich dunkel, aber nicht so, daß sie nicht die Persönlichkeit des ihr so nahe Stehenden hätte wahrnehmen können. Es war ein großer, schlanker Mann, etwa dreißig und einige Jahre alt. Er trug das schwarze Habit des Benediktinermönches, — seinen Kopf unbedeckt. Das tiefschwarze Haar war kurz geschoren und endete, von beiden Schläfen stark ausbiegend, in der Mitte der hohen Stirne und an beiden Ohren mit stumpfen Spitzen, so daß diese natürliche Kopfbedeckung wie eine übergezogene schwarze Kappe anzusehen war, welche bestimmt schien, die grelle Bläſſe

des Gesichts nur so mehr hervorzuheben. Die dunklen Brauen zogen sich gleich ein paar feinen Strichen in starken Bogen über die etwas tiefliegenden, blau umränderten Augen hin, welche jetzt auf das Mädchen gerichtet eine etwas schielende Stellung hatten. Die Nase war römisch, — ein fein zusammengestutzter Bart lag auf den Lippen, unter diesen zog sich ein schmaler Zwickelbart bis zum Kinne herab, — ein eben so kurz zusammengestutzter Backenbart lief, das blasse Gesicht umkreisend, von der einen Schläfe bis zur andern.

Wir sind in den Stand gesetzt, nach einem noch heute im Stifte Lambach vorfindlichen Portrait die Persönlichkeit des Benediktinermönches und Doktors Theologiä, Pater Philipp zu beschreiben, — denn dieser und kein Anderer war es, welcher die Hand der schönen Wirthstochter „von der Leiten" in der seinen hielt und der kleinen Ketzerin die kritische Frage über die Ursache ihres spätabendlichen Besuches der römischkatholischen Kirche vorlegte. Diese war aber, wie wir bereits wissen, pfiffig und gewandt genug, um über eine solche Frage auch nicht im Geringsten zu erschrecken. — Ja, als sie jetzt den Frager ansah und dem von zärtlichem Händedrucke begleiteten, in schiefer Richtung um so sehnsuchtsvoller verlangenden Blicke begegnete, konnte sie sich eines schelmischen Lächelns eben so wenig als des Dranges, ihrer neckenden Laune den Zügel zu lassen, enthalten.

„Möchte es doch gerne einmal bei Tage anschauen“, sagte sie in kindlichem Tone — „wann sie so klingeln und läuten, und die Herrn das schöne Gewand anziehn von Seide und Gold, und wann sie dazu musiciren. — Einmal hab ich zu Gmunden bei den Kapuzinern ein wenig hineingeguckt. — Nein! das war mächtig schön, aber der Vater hat mich gleich weiter fortgezerrt.“

„Hat er Dich? — und Du hättest gerne noch mehr geschaut? — Ei, das war nicht recht vom Vater“, sagte der Mönch. — „Nun sieh, liebe Kleine, morgen sollst Du das Alles sehen und noch viel schöner und prächtiger als bei den Kapuzinern zu Gmunden. Willst Du?“

„Ob ich will? — no, ich thäts meinen“, erwiderte sie.

„Doch so offen, vor aller Leuten Augen kann es nicht geschehen“, sagte der Mönch, und sie mit halbgebogenem Zeig- und Mittelfinger in die Wange kneipend, setzte er lächelnd hinzu: „Du kleine Schelmin, man weiß es ja, daß Du eine Ketzerin bist, — doch ich werde Dir ein Plätzchen anweisen, von dort aus wirst Du Alles sehen, was in der Kirche vorgeht.“

„Mein! mein! da werde ich gewiß recht dankbar sein“, sagte sie, und als ob sie schon im Voraus einen Theil ihres Dankes abstatten wollte, ergriff sie des

Mönches Hand, um ihre Lippen darauf zu drücken; doch dieser wehrte solches durch ein schnelles Zurückziehen seiner Hand, und seinen Arm leicht um den Leib des wirklich bildhübschen Mädchens legend, sagte er mit ganz eigenthümlich schmeichelndem Tone: „Ei, Kleine, was fällt Dir ein? Solche Lippen sind wol zu etwas Anderem geformt, als die Hand eines Mannes zu küssen.“

„Hab doch unserm Pastor, wie er noch zu Ohlstorf war — no, Ihr wißt ja, daß er auch hat fort müssen, der gute, liebe alte Herr — no, dem habe ich immer die Hand geküßt“, sagte Annemarie mit all dem naiven Ausdruck, der ihr zu Gebote stand, wenn sie ihn nur anwenden wollte.

„Euer Pastor war ein alter Pinsel“, sagte der Mönch lachend, — „da bin ich vernünftiger.“

„Mein! — aft soll man die Hand nicht küssen?“ fragte Annemarie.

„Nein Kind, sondern den Mund“, lispelte er ganz leise, und inniger hatte er den Arm um ihre Hüfte gelegt und mit der andern Hand ihr Kinn gefaßt; schon näherte sich sein Mund den rosigen Lippen des Mädchens; aber mit der Gelenkigkeit eines Aals war sie unter seinem Arme durchgeschlüpft — — „'sKarressiren ist eine Sünde“, rief sie lachend, und husch war sie zur Thüre hinaus, verschwunden den Blicken des Liebentbrannten.

„Die stellt sich einfältiger, als sie wirklich ist“, sagte der Mönch halblaut vor sich hin — „aber wenn die Alte nur noch einige Tage das Bett hüten muß, dann hoffe ich wol mit der kleinen Kokette ins Reine zu kommen.“

Lautlosen Schrittes schlich er jetzt über den Chor, durch einen längs der Kirche verlaufenden Seitengang hin, dem in strenger Clausur gehaltenen Convente zu. Eine kleine, niedere Zelle nahm ihn hier auf. Vor dem Bilde des Ordensstifters brannte eine Oellampe.

Es war die Stunde der abendlichen Bußübung gekommen, aber Pater Philipp warf sich auf sein hartes Lager und stierte in das düstere Grau der Dämmerung, welches in seiner Zelle herrschte; seine Seele, leidenschaftlich aufgeregt, mochte an keine Bußübung denken, — das Bild der schönen Dirne stand vor seinem innern Auge.

Annemarie trat in einer weit muntrern Laune in das Gemach, als sie zu den Gedanken paßte, in welche Elisabeth seit ihrer Abwesenheit versunken war; aber so wenig sie in sich selbst Stoff zu Trübsinn fand, so war sie doch zu gutherzig, um nicht an dem des Fräuleins lebhaften Antheil zu nehmen, und sie bot Alles auf, um zur Trösterin zu werden. „Thuet Euch nicht abhärmen, liebes Fräulein“, sagte sie — „der junge Herr sagt ja selber, daß er nichts zu fürchten hat, und ich glaub es gar gerne, daß man so

einen Herrn nicht gleich aufhenkt wie einen armen Bauern; nur meint er, der Herr Onkel soll ein gutes Wort für ihn einlegen, daß sie ihn nicht zu lange hier behalten."

Und nun referirte sie Alles, was ihr Herr Wiellinger aufgetragen hatte, dem Fräulein mitzutheilen. Das Mädchen wußte gar wohl jene Worte vorzubringen, welche darauf hinwiesen, wie angenehm die Theilnahme des Fräuleins an seinem Schicksale den jungen Mann berühre. Es fehlte nicht an einigem Erröthen, und verlegen schlug Elisabeth die Augen zu Boden. — Dann aber sagte das Fräulein, sich gleichsam ermannend: „Herr von Wiellinger hat Recht, — der Onkel kann für ihn sprechen, — er ist gut bekannt mit den Offizieren. Aber es ist nicht Zeit, seine Theilnahme nur mit Worten auszudrücken, es muß gehandelt werden. Gleich jetzt will ich mit dem Onkel reden."

An ihr Zimmer stieß ein leer stehendes Kabinet, von diesem gelangte man in das Gemach, in welchem Fräulein Helene auf dem Krankenbette lag. Bei ihr hoffte sie den Onkel Hauptmann zu treffen, welcher sonst seine Wohnung in dem andern Flügel des Abteigebäudes hatte, — und sogleich begab sich Elisabeth zur kranken Tante.

Viertes Kapitel.

„Das Mädchen ist kein übler Bissen.“
Fr. v. Schiller.
Wallensteins Lager. 5. Auft.

So rasch jedoch das Fräulein den Entschluß gefaßt hatte, mit Onkel und Tante zu Gunsten des jungen Fremden zu sprechen, so befiel sie gleichwol eine eigenthümliche Scheu, als sie jetzt in das Zimmer trat, in welchem sich beide befanden. Zum guten Glücke für sie waren hier, des vorgeschrittenen Abenddunkels wegen, bereits die Kerzen angezündet, und es blieb so die Unsicherheit ihres Blickes und ihres ganzen Benehmens — eine gewöhnliche Erscheinung bei unverdorbenen Menschen, wenn sie etwas im Sinne haben, welches sie selbst nicht ganz billigen können, — unbemerkt. Uebrigens war der Hauptmann schon an und für sich nicht Einer, der derlei sogleich zu beachten pflegt, und Fräulein Helene war zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Sie hatte heute Nachmittags zum ersten Male das Bett verlassen und fühlte sich noch ziemlich schwach. Sie saß in einem bequemen Lehnstuhl, die

Hände gefaltet und den matten Blick, — welcher, einem jüngeren Auge angehörig, hätte für einen schmachtenden gelten können, — auf die Flamme des vor ihr auf dem Tische stehenden Kerzenlichtes geheftet.

Das nun eingeleitete Gespräch drehte sich auch anfangs um keinen andern Gegenstand, als um das Unwohlsein des edlen Fräuleins, wobei dieselbe erklärte, daß vielleicht die Weiterreise für morgen möglich werden könnte, besonders da der Herr Prälat seinen eigenen Wagen den Damen zur Benutzung angeboten habe. Der Hauptmann, welcher im Zimmer auf und nieder schritt, bemerkte, daß ihn dieses sehr angenehm sei; denn so sehr auch das kriegerische Treiben in dem zur Festung umgestalteten Kloster seinem früheren Leben entspräche, so mahne es ihn doch zu schmerzlich daran, daß er dabei eine überflüssige Rolle spiele.

„Auf jeden Fall wirst Du, lieber Bruder, den Herrn Hauptmann von Leßle ersuchen, uns einige Dragoner mitzugeben“, sagte Fräulein Helene — „wenigstens bis über Wels hinaus; denn mit einer der in dieser Gegend allenthalben herumstreifenden Rebellentruppen zusammenzutreffen, brächte mir den Tod. — Es hat mich auch diesmal mehr die Angst als der Ritt krank gemacht.“

„Dragoner? was fällt Dir ein?“ polterte der Hauptmann ihr unwillig entgegen. — „Der Leßle hat seine Leute nicht, um furchtsame Weiber zu escortiren.“

„Und wenn ich, — eine Dame, ein Fräulein von Grienthal ihn darum ersuche, so wird er, als Kavalier mein Ansuchen nicht verweigern“, sagte das Fräulein, sich mit einigem Stolze in die Brust werfend.

„Er wird es verweigern“, erwiderte Herr Helmfried von Grienthal; — „er wird es. — Wenigstens ich, ich würde es.“

„Du? — das ist wahrscheinlich“, sagte das Fräulein etwas spitz; — „in Ungarn und in den Niederlanden verlernt sich wol selbst das Wenige der Courtoisie, was unserer Generation noch allenfalls aus den guten Zeiten übrig geblieben ist.“

„Das Lanzenbrechen zu Ehren einer Schönen sowie das Minneliedersingen unter dem Fenster seiner Dame ist wirklich abgekommmen,“ sagte der Hauptmann mit einem Lächeln.

„Aber vielleicht ginge es doch an, daß wir unter Begleitung einer Abtheilung Dragoner unsere Reise fortsetzten“, fiel jetzt Elisabeth ins Wort; — eine bessere Gelegenheit ihren Zweck zu erreichen fand sie gewiß nicht mehr.

„Fürchtet sich meine sonst so muthige Lies auch?“ lachte der Hauptmann.

„Nun, so gar angenehm wäre es doch wirklich nicht, auf eine Truppe Bauern zu stoßen, welche, wenn sie uns auch sonst kein Leid zufügten, doch sicher die Pferde ausspannen würden. Man sagt, sie hätten

es jetzt besonders darauf abgesehen, sich beritten zu machen", sagte Elisabeth.

„Nun, die feisten Prälatenhengste möchten sich bedanken, zu Bauerndragoner-Pferden degradirt zu werden", lachte der Hauptmann.

„So, wie ich mich für das zu Fuße Gehen", sagte Fräulein Helene spitz.

„Ei, das wäre ja eben romantisch", lachte der Hauptmann wieder — „und dann kämen drei wackere Kämpen angesprengt, der eine nähme Dich, der andere die Lies und der dritte die Annemarie vor sich auf's Roß, und fort ging es in sausendem Galopp." Er lachte so herzlich und kräftig, daß die Fenster klirrten. Fräulein Helene aber wandte sich mit einem zürnenden Blick von ihm ab und sagte zu Elisabeth: „Lassen wir den ungalanten Herrn Bruder lachen und spötteln, — wir Beide wollen den Herrn von Leßle ersuchen, und ich bin gewiß, er wird es sich zum besonderen Vergnügen machen, uns Furcht und Schreck ersparen zu können.

„Es wird ihm auch gar keine Ungelegenheit machen", sagte Elisabeth; — „er braucht nur den Gefangenen, der heute von den Dragonern eingebracht worden ist, schon morgen nach Linz abzuliefern, so dient uns die Escorte zugleich als Schutzwache."

„Ein Gefangener? — was sagst Du von einem Gefangenen, der nach Linz abgeliefert werden soll?" fragte der Hauptmann neugierig.

Es war recht gut, daß sich das junge Fräulein von dem Tische, wo die Lichter standen, etwas entfernt niedergesetzt hatte. Hier im Dunkel blieb das Erröthen ihrer Wangen unbemerkt; aber sie mußte die Frage beantworten, und mit etwas schwankender Stimme sagte sie: „Es ist der junge Fremde, welcher Annemarie nach Oberweiß gebracht hat."

„Der Fremde? — wie, zum Teufel! kommt der hierher?" fragte der Hauptmann.

„Eine Streifpatrouille hat ihn aufgefangen," sagte Elisabeth.

„Wo? — wann? — Weiß man, wer er ist?" drängte der Neugierige.

„Er nennt sich Hans von Wiellinger —" stotterte Elisabeth verlegen.

„Der Rebellenhauptmann —?" fragte Fräulein Helene erstaunt.

„Heißt Achaz, — was Du doch zusammenschwätzest! — Das ist ein Mann an die Fünfzig, und unser Fremdling kaum halb so alt," polterte der unhöfliche Bruder seine Schwester an. — „Aber Hans von Wiellinger, sagst Du? — sprich Elisabeth, weißt Du etwas Bestimmtes? — sprich!"

„Es ist der Sohn des Feldhauptmannes, — vor Kurzem aus Italien heimgekommen", sagte Elisabeth — „so erzählte mir Annemarie", setzte sie ihr Wissen erklärend und zugleich entschuldigend hinzu.

„Dummkopf auch!“ rief der Hauptmann, indem er sich mit der flachen Hand vor die breite Stirne schlug, — „Dummkopf! daß ich das nicht gleich weg hatte! Kenne den Achaz von Alters her, kannte sein Ehegemahl, war eine Stauferin, hab selbst von seinem Sohne im Welschland gehört, und nicht ist es mir aufgefallen, daß er im Schlosse Au sich einlogirte, — gar nichts ist mir in den Sinn gekommen. — Doch sag, Elisabeth, was ist es mit ihm — ich meine den jungen Menschen, — war er im Pramwalde mit dabei, hat man ihn da gefangen? So sag, Elisabeth, was weißt Du von der Geschichte.

Elisabeth erzählte nun, so viel sie durch Annemariens Mittheilungen erfahren hatte, als sie aber der Aeußerung des jungen Gefangenen, daß er sich unbilliger Weise in seiner jetzigen Lage befände und er sich bis jetzt keineswegs als ein Theilnehmer des Aufstandes verdächtig gemacht habe, erwähnte, da sagte Fräulein Helene: „Könnte es mir auch gar nicht erklären, wie ein so galanter, ritterlicher Kavalier mit den rohen, ungebildeten Bauern gemeinschaftliche Sache machen sollte.“ — Der Hauptmann rief aberda zwischen: „Was da! galant, ritterlich! — er ist Offizier und hat in guter Sache unter dem Feria gefochten, das ist genug, um jede arge Beschuldigung zu Boden zu schlagen, und was kann der Sohn für die Vergehungen des Vaters? — Aber hat er denn nicht mit

dem Leßle gesprochen? Gab er nicht sein Wort als Offizier?"

„Wol gab er dieses. Noch mehr, er sagte auch, daß er soeben im Auftrage seines Vaters nach Linz zu reisen Willens sei, um mit dem Statthalter und den kaiserlichen Kommissären Manches mündlich zu besprechen, was bisher durch undeutliche Handschreiben oder auch durch böswillige, eigensinnige, oder nur oberflächlich eingeweihte Abgeordnete mehr Stoff zu neuem Zwiespalt als zur Ausgleichung gegeben habe." So sprach Elisabeth. Sie war da gleichsam zum Vertheidiger des jungen Gefangenen geworden; sie fand aber auch guten Anklang bei denen, zu welchen sie sprach.

„Es wäre überhaupt gut, wenn rechtliche, brave Männer schon längst es übernommen hätten, zusammenzutreten, um durch Wort gegen Wort ihre Ansichten auszutauschen", sagte der Hauptmann, — „als daß man immer nur solche Leute wählt, wie einen Madlseder, einen Holzschnitter, und wie die Schufte alle heißen, die in Aufrechthaltung der Zwistigkeiten ihr Pfeifchen schneiden. Nun, und was hat der Hauptmann Leßle geantwortet?"

„Dieser meint, es stünde ihm eher zu, einen aufgefangenen Verdächtigen sogleich niederschießen zu lassen, als ihn freizugeben", erwiderte Elisabeth mit etwas zitternder Stimme, — der Gedanke, daß der Komman-

dant von Lambach sein Wort zur That verkehren könnte, befiel sie jetzt plötzlich ängstigend genug.

„Niederschießen lassen?“ rief der Hauptmann zürnend — „das kann und darf er nicht. — Einen oberösterreichischen Landstand — und das sind die Wiellinger — einen Offizier aus der Armee des Herzogs von Feria will dieser churfürstlich bairische Füselierhauptmann niederschießen lassen? — Ei seht doch 'mal! — ja, es ist wahr, eine Landplage sind diese Churfürstlichen, — so würde kein kaiserlicher Offizier sein Unrecht handhaben; ist ihm der junge Mann verdächtig, so hat er ihn vor ein ordentliches Kriegsgericht zu stellen, er, dieser Hauptmann hat jedoch nicht das Recht abzuurtheilen — —!“ Er ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Der Gefangene verlangt auch nichts Anderes, als sogleich nach Linz zu kommen, wo er seine Unschuld beweisen will“, sagte Elisabeth, neu ermuthig, als sie die erwachte Theilnahme des Hauptmanns für das Schicksal des jungen Mannes bemerkte, — „und er läßt Euch, lieber Onkel, um Euere Verwendung dahin bitten.“

„Ja das soll geschehen“, sagte der Hauptmann, ich will reden mit dem Leßle, — will sogleich reden; und ich hoffe, daß das Wort des Hauptmannes, Freiherrn Hans Helmfried Andreas von Grienthal, der mit dem Hardeck bei Stuhlweißburg die Türken geschlagen,

der mit dem Schwarzenberg Raab genommen, und den der Feldherr Roßwurm Kamerad genannt hat, — ich glaube das sein Wort wol etwas gelten soll!“

Der brave alte Invalide schickte sich auch wirklich an sein Vorhaben auszuführen; doch er sollte nicht nöthig haben, sich deshalb aus dem Zimmer zu bemühen. Es wurde geklopft, die Thüre ging auf, — Hauptmann Leßle trat ein.

So barsch und kurz angebunden sich dieser auch gewöhnlich zu benehmen pflegte, so zeigte er doch jetzt mehr feine Lebensart, als man in dem Manne von rauher Soldatenmanier gesucht hätte. Er erkundigte sich artig genug nach dem Befinden seines Kameraden und der beiden Frauleins und entschuldigte sich, dieses nicht früher gethan zu haben, mit den vielen Obliegenheiten eines Kommandanten von Lambach. Fräulein Helene war durch diesen Beweis von artiger Aufmerksamkeit, namentlich für ihre Person, entzückt; der Hauptmann Grienthal säumte aber nicht lange, sein Vorhaben auszuführen und ersuchte den Kommandanten von Lambach, auf ein paar Worte mit ihm unter den Fensterbogen zu treten. Er mochte wol denken, daß das, was Männer und Offiziere mitsammen zu besprechen hätten, nicht für weibliche Ohren passe. Elisabeths Blick war dahin gewendet, ihr Herz klopfte; denn daß sie innige Theilnahme an dem Schicksale des jungen Gefangenen nahm, ist gewiß. Sie bewachte mit

ängstlicher Aufmerksamkeit das Gespräch der beiden Männer, und obwol sie wegen der Entfernung kein Wort vernahm, so konnte sie doch aus den Geberden, welche die Unterredung begleiteten, auf dessen Gang und Erfolg schließen. Sie bemerkte, wie die Stirne des Hauptmann Leßle sich in Falten legte, — wie er mit den Achseln zuckte, — wie er dann wieder spöttisch lächelte. Der brave Onkel dagegen war eifrig beredt, — es kam ihr vor, als wenn er immer heftiger würde, — dies war ihr nicht recht, — sie hoffte mehr durch begütigende Vorstellungen zu erreichen. Da hörte sie plötzlich die barschen Worte des Kommandanten: „Ich weiß, was ich zu thun habe"; — der Hauptmann erwiderte ebenso heftig und laut: „ich werde am passenden Ort ein Wort zu sprechen wissen"; — „nach Belieben", war die Antwort, und mit einer leichten Verbeugung gegen den Hauptmann verließ der Kommandant den Fensterbogen, um sich wieder den beiden Damen zu nähern.

Der Hauptmann schritt heftig auf und nieder. Das Gespräch war ins Stocken gerathen. Fräulein Helene suchte vergebens nach Worten, um ein Ansuchen zu stellen, welchem, wie sie hoffte, die Galanterie des Kommandanten der Dame gegenüber die Gewährung nicht versagen würde, aber sie fand noch immer nicht die passenden. Der Hautmann brummte Unverständliches in den Bart. Elisabeth saß erschreckt, vor

sich hinsinnend, — sie fürchtete Alles für den jungen Mann. Hauptmann Leßle fühlte aber wohl, daß er gegenwärtig hier eine unangenehme Rolle spiele, und machte Miene sich zu entfernen.

Da vernahm man Schritte, eilige Schritte auf dem Gange, und ein junger Offizier von der Garnison trat ein.

„Sie entschuldigen mein Eindringen", sagte er mit einer Verbeugung gegen die Bewohner dieser Gemächer, — „aber ich habe meinem Herrn Hauptmann wichtige Neuigkeiten zu berichten."

„Heraus damit — heraus, ohne Umstände, Herr Lieutenant", sagte Haupmann Leßle. — „Neues hört Jedermann gerne, und ob es Unangenehmes ist, wollen wir erst prüfen."

„Die Bauern sind im Anzuge gegen Lambach, — von zwei Seiten zugleich, — ein Hauptcorps kommt von Weibern her, das andere von Gmunden, — in zwei Stunden können sie hier sein", sagte der junge Offizier, — es war nicht in Abrede zu stellen, daß seine Miene etwas verstört sah.

„Woher diese Nachricht?" fragte der Kammandant.

„Man sah Feuer aufgehen, — angezündete Häuser von katholischen Bauern oder solchen, die sich nicht anschließen wollten, wie die Flüchtlinge uns berichten, und welche uns zugleich die Nachricht brachten, daß die Armeen der Rebellen im Anrücken seien."

„Gut! sie sollen nur kommen!“ lachte von Leßle — „wir wollen sie mit Kanonendonner empfangen, und die glühenden Kugeln sollen ihnen heimleuchten.“

„Die Armeen sind vollzählig“, sagte der Lieutenant.

Wie stark die Gesammtmacht?“ fragte der Kommandant.

„Von Weibern her kommen wol an die zwanzigtausend, von Gmunden zehn bis zwölftausend, — so meinen unsere Berichterstatter.“

„Wären ihrer allerdings genug, um so ein Nest, wie Lambach ist, zu nehmen“, spöttelte Hauptmann Leßle.

„Es soll dann weiter gehen, nach Wels und Linz“, referirte der Lieutenant.

„So? — Nun der Plan ist nicht übel; aber sie sollen schon vor Lambach genug bekommen“, sagte der Hauptman mit voller Ueberzeugung. Dann sich dem Herrn von Grienthal zuwendend sprach er mit spöttischem Tone: „Nun, Herr Kamerad, wie gefällt Euch dieß? — Ist es nicht Schade um jedes Wort, das Ihr zu Gunsten des Burschen spracht? — Er schwatzt von Vermittlung, Besprechungen, Ausgleichungen, und sein Herr Vater rückt mit dreißigtausend Mann vor, geradewegs auf Linz zu. — Nun, das ist jedenfalls ein netter Anfang für Vermittlung und Ausgleichung. Gleichwol, Herr Kamerad, hier Hand und Wort, während des ersten Sturmes, den die Bauern-

lümmel auf Lambach wagen, laß ich ihn nicht erschießen, — was während des zweiten oder dritten geschieht, weiß ich noch nicht. — Guten Abend, Herr Kamerad, — sanfte Ruhe meine Damen, ich wünsche nicht, daß sie durch den Kanonendonner gestört werde. Kommt, Herr Lieutenant, wir haben allerlei Geschäfte."

Mit einer flüchtigen Verbeugung entfernte er sich, der Lieutenant folgte ihm ungesäumt.

Die unerwartete Nachricht hatte in den Gemüthern der Zurückgebliebenen eine bedeutende Bestürzung zurückgelassen. Fräulein Helene verfiel beinahe in alle die Zustände wieder, welche der frühere Schreck in ihrem reizbaren Körper erregt hatte. Sie saß in dem Lehnstuhle, zwischen den gekreuzten Händen den Rosenkranz haltend, an dem sie, während sich ihre Lippen in eifrigem Gebete bewegten, Koralle auf Koralle fallen ließ. Dabei war ihr Gesicht leichenblaß, ihr Auge starr auf die Flamme des Lichtes gerichtet, und ein heftiges Zittern ihres Körpers bemerkbar. Der Hauptmann schritt im Zimmer auf und nieder, und wie mit sich selbst sprechend sagte er in abgerissenen Sätzen: „Lambach ist gut befestigt, — Leßle scheint mir, abgerechnet seine Unhöflichkeit gegen einen alten, gedienten Offizier, ein tüchtiger Mann, seine Leute sind geübte Soldaten, Pulver und Kugeln werden wol zu Genüge vorhanden sein. — Hm! hm! — eine Belagerung bleibt aber doch eine unangenehme Geschichte,

— tausendmal lieber ein Zusammentreffen auf freiem Felde. Und so ihrer ein Dreißigtausend, — Potz Cyrus und Schwarzenberg! — dürften der Handvoll doch zu viel werden — —"

Elisabeth ging in ihr Zimmer hinüber. Es ist natürlich, daß die Aussicht auf eine zu erwartende Belagerung auch auf ihr Gemüth seine Wirkung nicht verfehlt hatte, aber weit mehr als diese hatten die letzten Worte des Kommandanten sie in Angst und Schrecken versetzt. „Während des ersten Sturmes lasse ich ihn nicht erschießen, — was während des zweiten oder dritten geschieht, weiß ich nicht", — so klang es in ihrer Seele nach, und sie überließ sich den quälendsten Besorgnissen, ohne auf die vielfältigen Trostgründe zu achten, welche Annemarie vorzubringen bemüht war. Das Mädchen sprach die feste Ueberzeugung aus, daß dem jungen Wiellinger kein Leid geschehen werde; denn wenn auch der Kommandant den Anschein genommen habe, als achte er weder auf die Vorstellungen des Gefangenen noch auf die Fürsprache des alten Hauptmannes, so dürfe er es doch wol nicht darauf ankommen lassen, von diesem vor einem höher gestellten Gerichte eines nicht zu entschuldigenden willkürlichen Gewaltstreiches wegen zur Rechenschaft gezogen zu werden. So plauderte sie ohne Aufhören, und wirklich gelang es ihr endlich in Etwas das Fräulein zu beruhigen.

Die Anstalten zur Gegenwehr und zur Vertheidigung des Stiftes sowol als des an dieses anstoßenden Marktes erregten einen gewaltigen Lärm. Ein tobendes Hin- und Herrennen, mit einem unablässigen Fluchen, Schimpfen und Kommandiren vermischt, war zu vernehmen, — kleine Abtheilungen verließen unter Trommelschlag das Stift, um sich in den Schanzen, welche den Markt durchkreuzten, festzusetzen, — einzelne Trompetenstöße riefen zur Fütterung der Pferde, da jetzt noch hierzu Zeit war, — einige Feldstücke rollten unter erderschütterndem Getöse hinaus, um auf den Verschanzungen aufgepflanzt zu werden. Inmitten dieses Lärmens kriegerischer Vorbereitungen vernahm man oftmals die Stimme des Kommandanten, laut und kräftig, gebietend, verweisend, — auch zwischen unter schwörend und fluchend, — und von der Kirche herüber hörte man das eintönige tiefsinnige Gemurmel der Mönche, welche auf den Knien lagen, um vom Himmel Schutz und Hülfe in schwerer Noth zu erflehen.

Dieses unruhige Treiben, lärmende Schreien und kriegerische Getöse dauerte ohne Unterbrechung einige Stunden lang fort. Es war Mitternacht. Da fiel plötzlich ein Schuß. Die Fenster klirrten, und im lauten Echo verdoppelte und verdreifachte sich diese erste Meldung, daß die Sache ernsthaft werde. Ein zweiter, ein dritter Schuß — mehre zugleich folgten, —

Staatliche Bibliothek Bamberg

dazwischen Musketensalven, — das Geplänkel einzeln abgefeuerter Radbüchsen, — und jetzt war auch Sturmgeschrei, das Gebrülle der angreifenden Bauern, das Hohngelächter der den Angriff zurückschlagenden Soldaten zu vernehmen. Doch drang das kriegerische Getöse von den Schwingungen des Nordwestwindes getragen, aus ziemlich weiter Entfernung herüber und war daher mitunter undeutlich und verworren. Die Bauern hatten die Schanzen im Markte angegriffen, — man war hier hart aneinander. Im Stiftsgebäude selbst herrschte jetzt die Ruhe der gespannten Erwartung; — schweigend standen die zurückgelassenen Soldaten auf ihren Posten, jeden Augenblick des Befehles gewärtig, entweder einen Ausfall zur Unterstützung der in den äußern Schanzen hart bedrängten Kameraden zu wagen, oder zur Selbstvertheidigung die Mauern und Bastionen zu besetzen, — aus der hell erleuchteten Kirche ertönte fortwährend das Gebet der Mönche.

Fräulein Helene saß zitternd und bebend in ihrem Lehnstuhle, bei jedem Kanonenschusse stieß sie einen schweren Seufzer aus, und so oft das Getöse heftiger und vernehmlicher wurde, glitten die kleinen Kugeln schneller an der Schnur zwischen ihren Fingern auf und nieder. Neben ihr auf niederem Schemmel saß Annemarie, bemüht der überaus Aengstlichen Muth zuzusprechen, aber doch selbst bei jedem Kanonenschusse erschrocken den Kopf in dem Schooße der schwer auf-

seufzenden Dame bergend. Elisabeth und der Hauptmann gingen in lebhafter Unruhe hin und wieder, bald an die Seite der Tante tretend, im Versuche einige ermuthigende Worte zu sagen, bald sich im anstoßenden Zimmer dem Fenster nähernd, ob sich nichts erspähen lasse. Aber die Aussicht von hier ging, wie wir wissen, gegen Süden, und die Gegend des kriegerischen Treibens lag westlich, vor ihren Blicken durch die Vorwerke am Hauptportale und durch den hohen Thorthurm verdeckt. Vor ihnen lag die Scenerie des Traunthales in nächtlicher Ruhe und Dunkelheit ausgebreitet, — jene schien nicht Willens, sich stören zu lassen durch das wilde kriegerische Getöse, wie es im obern Markte herrschte, und diese war nur zeitweise unterbrochen durch das jähe Aufblitzen der abgefeuerten Geschütze und einiger hier und da aufgehenden Feuer, wahrscheinlich von den Belagerern im Rücken der Angreifenden unterhalten, um diesen zum nächtlichen Werke behülflich zu sein. Es stand zwar Vollmond am Himmel, aber es kam zu keinem Verbreiten seines Silberlichtes. Dichtes Nebelgewölk hatte sich über die Traun und die Ager gelagert, und zum Ueberflusse zogen noch die grauen Wolken des Pulverdampfes über die Niederungen hin.

„Ich vermuthe, der Sturm ist abgeschlagen", sagte der Hauptmann zu dem neben ihm stehenden Fräulein — „das Getöse läßt nach, — seit fünf Minuten ist kein

Kanonenschuß mehr gefallen, und das einzelne Geplänkel, welches immer schwächer wird, spricht für meine Vermuthung."

Die Bauern sind zurückgewichen? — ach, guter Gott, wie froh bin ich", sagte Elisabeth — „sie ziehen gewiß heute Nacht noch ab, weil es ihnen nicht gelungen ist, die Schanzen zu nehmen?"

„Wenn sie Narren wären „erwiderte der Hauptmann, — „auf Bergen op Zoom haben wir sechs Mal gestürmt; jedesmal sind wir mit Verlust von den Schanzen zurückgeschlagen worden, aber mit dem siebenten Anlauf gehörten diese und die Festung uns."

„Also noch einen Sturm, — einen zweiten — einen dritten werden die Bauern wagen?" rief Elisabeth erblassend.

„Ich zweifle keinen Augenblick daran", erwiderte der Hauptmann, — „aber, Potz Cyrus und Schwarzenberg! was soll denn das heißen?" rief er „blick hin, Lies, blick hin! Du hast bessere Augen als ich, — was ist denn das dort?"

Es bedurfte in der That bald keines scharfen Auges, um das wahrzunehmen, was jenseits der Traun vorging. Anfangs war es nur ein kleines Feuer, welches gleich einen Glühwurm aus dem dunklen Schwarzgrün der Bauernau hervorglimmte, aber bald wurde dieses zum feurigen Züngelchen, lustig spielend

sich hier und dorthin wendend und größer und größer werdend, — jetzt wurde es zur Lohe, — bald zur Brunst, — ein großes Bauernhaus stand in hellen Flammen, und wie diese windbewegt hier und dorthin schlugen und den dicken, gelbgrauen Rauch in Wolkenmassen von sich jagten, stand bald die ganze Gegend in fürchterlich greller Helle, und auf den kahlen Hügeln der Bauernau, auf dem öden Felde, der Schmierenschlegel genannt, und allenthalben, wohin man nur schaute, rührte und bewegte es sich, wie in einem Ameisenhaufen. Dunkle Gestalten trieben sich herum, gar unheimlich anzuschauen in der grellen Beleuchtung der Feuersbrunst, auch anderwärts flackerte es hell auf, lustige Feuer brannten allenthalben, und um sie herum gruppirten sich die dunklen menschlichen Gestalten.

Das Getöse des Sturmes auf die Schanzen hatte aufgehört, die Musketen und Donnerbüchsen schwiegen, es war das Gebrülle der stürmenden Bauern, das Hohngeschrei der zurückschlagenden Soldaten nicht mehr zu hören; nur aus der Kirche war noch das murmelnde Geräusch der betenden Mönche zu vernehmen. Doch da ertönte es aus der Bauernau herüber in gar mächtigem, triumphirendem Gesange, — zwölftausend Bauern sangen mit vereinten Stimmen in feierlicher Weise die ersten Verse des hundertfünfundzwanzigsten Psalms:

„Nicht fallen, die auf den Herrn gehofft!
Sie stehen im Gewitter,
Sie werden stehen in Ewigkeit,
Ob auch die Welt erzitter!
Wohl Berge stehen um Zions Burg
Und schützen seine Wände.
Ein Berg der Berge ist der Herr
Von nun an ohne Ende.“

Als sie diese Verse beendet hatten, erhob sich ein weithinbrausender Zuruf ihrer Glaubensbrüder diesseits der Traun. —

„Ein Berg der Berge ist der Herr
Von nun an ohne Ende!“

So tönte es wie zum gewaltigen Echo aus tausend und tausend Kehlen, sich wiederholend und fortpflanzend wie Pelotonfeuer auf allen Punkten, wo die Cohorten der rebellischen Bauern standen. Der Lärm währte einige Minuten, abgebrochen und wieder erneuert — dann trat eine stumme Pause ein, und Jene in der Bauernau begannen wieder:

„Gottlosigkeit hält keinen Stand,
Ihr Sceptrum wird erliegen.
Herr thue wohl, Herr thue Recht
Und laß die Deinen siegen!“

Ein neuer Zuruf folgte dem Schlusse des Gesanges; und wieder war eine tiefe Stille.

Der Hauptmann und das Fräulein hatten schweigend zugehört, wie diese Töne, von tausend und

tausend Stimmen gesungen, zwischen den Bergen und waldbewachsenen Hügeln nachhallten, und als jetzt Stille eingetreten war, sagte der Erste: „Das sind die aus dem Traunkreis, unsere Nachbarn von Laakirchen, Gschwendt, Ohlstorf, jetzt wird es gleich an ein neues Sturmlaufen gehen, und wahrscheinlich haben wir dasselbe jetzt von dieser Seite zu erwarten. — Doch, Potz Cyrus und Schwarzenberg!“ rief der Hauptmann überrascht aus — „was ist denn das? — Hol mich der Teufel, die Baiern stecken die Brücke in Brand! — Nun, für den ersten Anlauf mag es gut sein, aber Herr von Leßle scheint vergessen zu haben, daß meine Landsleute an der Traun und Ager, sowie die vom Gmundner- und Attersee her leibhafte Wasserkröten sind, — die Bursche schwimmen wie die Forellen stromauf- und stromabwärts; denen ist die Traun für sechs oder sieben Stöße gerade breit genug.“

Die brennende Brücke bot ein imposantes Schauspiel dar.

Sie war durchaus von Holzwerk und dieses ganz dürre und ausgetrocknet. Es war daher nicht ein langsames Hinwälzen der Flamme von Lage zu Lage, von Joch zu Joch, — sondern, wie der Brandstoff an vier oder fünf verschiedenen Stellen geworfen war, flackerte es schnell auf, und wie sich das fürchterliche Element nach links und rechts und nach allen Seiten hin mit hastiger Wuth ausbreitete, stand bald die

ganze Brücke in heller Flamme, — eine glühende Feuersäule erhob sich gegen den nächtlichen Himmel, in einen Koloß von gelbgrauer Rauchwolke übergehend, und welche, mit zahlreichen auffliegenden Funken durchwebt, nachdem sie eine ziemliche Höhe erreicht hatte, auseinander trieb und als mächtiges Gewölke nach Süd und Ost hinzog. Als feuriger Sprühregen fielen die leichten Funken, brennendes Riedgras, Stroh und glimmendes Holzwerk dann wieder herab, um in den Wellen der Traun zischend zu verlöschen. Im grellen Wiederscheine zog sich das Bild der Brunst in dem Wasserspiegel des in Hast dahineilenden Flusses, daß er in weiter Ausdehnung noch auf und abwärts wie flüssiges Feuer anzuschauen war, und die ganze Scenerie des Thales mit seinen Kirchen, Gehöften, Hügeln und Waldungen präsentirte sich den Blicken wie von Tageshelle erleuchtet.

Da erhoben die Tausende in der Bauernau abermals ihre Stimmen; in derselben feierlichen Weise, wie früher, sangen sie:

„Sei uns gelobt in Ewigkeit,
Der uns den wahren Pfad gelehret,
Der uns jetzt ziehen heißt zum Streit
Und unsere schwache Hand bewehret.
Du bist so groß, Du bist so mild,
Verleihst uns einzig Muth und Stärke,
Bist unser einziger Hort und Schild,
Du großer Gott, bei unserm Werke.“

Ein fürchterliches Getöse, ein Jauchen, Lachen und spöttisches Zurufen folgte dem Schlusse des Gesanges von der Gegend des Marktes Lambach her, — aber da röthete und erhellte sich auch auf dieser Seite das Firmament, und Röthe und Helle nahmen zu von Minute zu Minute. — „Die Bauern haben den Markt angezündet!“ rief der Hauptman höchlich erschreckt, aber da fiel auch wieder Schuß auf Schuß, daß die Fenster klirrten, da prasselte wieder das Kleingewehrfeuer, da erschallte aufs Neue das Sturmgeschrei, das Gebrüll der angreifenden Bauern, das Mordio der tapferen Vertheidiger in den Schanzen. — „Sie stürmen schon wieder! Hab ich es nicht vorausgesagt?“ rief der Hauptman; — „der Herr schütze uns vor der Wuth der Rebellen!“

„Und ihn vor der Wuth des Kommandanten!“ hauchte Elisabeth aus angst- und sorgengepreßter Brust kaum hörbar — „es ist der zweite Sturm!“

„Bleibt nicht dabei, es folgt ein dritter, vierter, — glaube meinen Worten“, sagte der Hauptmann, welcher wirklich nur das zuletzt von ihr Gesprochene gehört hatte; — „die Kerls lassen nicht ab, und wie das brennen muß. Nun, der Leßle wird schnauben vor Zorn, kann es ihm nicht verdenken!“

Da trat Annemarie ins Gemach. Fräulein Helene ließ die Beiden bitten, zu ihr zu kommen, sie stürbe sonst vor Angst.

„Kann ihr auch nicht helfen“, brummte der Hauptmann, aber er ging doch zu ihr hinüber. Elisabeth verweilte noch am Fenster; sie stand, die Stirne an das hölzerne Fensterkreuz lehnend, aus beklommener Brust schwer athmend, die beiden Hände in frommem Gebete faltend, zwar nur in Gedanken, aber innig flehend. Annemarie trat in ihre Nähe. Da fuhr das Fräulein auf, und des Mädchens Hand ergreifend, ihr starr ins Auge blickend, sagte sie mit gedrückter Stimme: „Er läßt ihn erschießen, Annemarie, er läßt ihn erschießen.“ —

„Kann es nicht glauben!“ erwiderte Annemarie in tröstender Ueberzeugung.

„O, gewiß, gewiß! sagte Elisabeth —“ hörst Du, wie die Bauern stürmen, siehst Du diese Helle, der Markt brennt an allen Ecken, — der Kommandant wird wüthen in wildem Zorne, — beim zweiten, dritten Sturme — so hat er gedroht.“

„War nur so eine Rede“, tröstete Annemarie, — „was kann denn der arme junge Herr dafür, daß die Bauern den Markt anzünden und sich justament in die Schanzen einlogiren wollen.“

„Was fragt so ein Unmensch nach schuldig oder unschuldig“, sagte Elisabeth — „der Vater ist der Anführer der Bauern, und am Sohne läßt er seinen Zorn aus. — Horch, Annemarie, waren das nicht Tritte? — klirrende Tritte, — mehre Männer gehen über den

Hof, — es sind die Dragoner, — sie holen ihn ab — — Annemarie! — sie erschießen ihn!"

Annemarie horchte scharf hin; sie vernahm zwar von dem, was das Fräulein zu hören vermeinte, nichts; aber das gute Mädchen nahm selbst so vielen Antheil an dem Schicksale des Gefangenen, andererseits fühlte sie auch inniges Mitleid mit den Besorgnissen und ängstlichen Gefühlen des Fräuleins, sodaß sie ohne langes Besinnen sich dahin aussprach, noch einmal, trotz der tiefsten Nacht hinüber gehen zu wollen, um zu erfahren, wie es um den jungen Mann stehe.

„Ich lasse Dich nicht allein gehen, jetzt, in finsterer Nacht", — sagte das Fräulein völlig resignirt, — „zwei haben weniger zu besorgen als ein einzelnes Mädchen. Ich bleibe auf dem Gange drüben hinter einem Mauervorsprunge stehen und warte, bis Du mit der Schildwache gesprochen hast."

„Und doch ist es besser, ich gehe allein", erwiderte Annemarie mit kluger Ueberlegung. „Ihr dürft von hier nicht fort, — der Herr Onkel und das gnädige Fräulein dürfen nicht ein Wörtel davon erfahren, — es ist wegen dem Commandanten. Er könnte heraufkommen, und da muß der Herr Hauptmann fest sagen können, er wisse nichts davon."

Elisabeth konnte dem Mädchen nicht Unrecht geben, und diese schlüpfte rasch zur Thüre hinaus. Das Fräulein ging zur Tante hinüber, wo der Hauptmann

wieder mit großen Schritten die Länge des Zimmers durchmaß. Sie setzte sich auf einen Stuhl am Fenster, und den Blick in die Feuerhelle hinauswerfend, überließ sie sich all den peinigenden Empfindungen, welche ihr gefühvolles, für das Geschick des ihr eben durch die Gefahr, in der er schwebte, werth gewordenen jungen Mannes sorgendes Gemüth durchbebten. Sie überließ sich diesen gänzlich und beachtete daher nur wenig oder gar nicht die Stoßseufzer der zitternden Tante, noch auch die kurz abgerissenen Sätze, welche der Hauptmann vor sich hinbrummte. Aber auch wir wollen sie denselben allein überlassen und dem muthigen Mädchen folgen, welches sich nicht scheute, allein, bei tiefer Nacht über die Gänge der Benedictinerabtei zu schreiten.

In Wahrheit zu sagen, flog Annemarie mehr, als sie ging, über den Gang, welcher durch ein paar hier brennende Lampen hell erleuchtet war. Sie trat durch die Thüre auf den Chor. Schon wollte sie um das Orgelgerüste biegen, um auf den Gang des jenseitigen Flügels zu gelangen. Da drang aus dem Schiffe der Kirche das feierliche düstere Gebet der Mönche zu ihr herauf. Die Neugierde überwand ihre Eilfertigkeit. Sie drängte sich zwischen Mauerwand und Orgel hinein und stieg die paar Stufen zu dem Sitze hinauf, welchen sonst der Organist einzunehmen pflegte, — von hier aus konnte sie die innere Kirche nach ihrer ganzen Aus-

dehnung überschauen. Sie bog sich, so weit sie konnte, über die Brüstung hinaus, um ja Alles zu sehen. Da knieten in mehren Reihen die schwarzen Gestalten, in ihre Kutten gehüllt, die Kaputze weit über die Stirne herabgezogen — vorne kniete ein einzelner Mann, dem Anscheine nach der Eifrigste von Allen im frommen Gebete. Am tiefsten hatte er die Kaputze über die Stirne herabgezogen, am tiefsten beugte er Haupt und Oberkörper bei dem „Ora pro nobis", welches zeitweise heller und deutlicher ausgesprochen das sonstige leise Gemurmel unterbrach. Es war sehr licht in der Kirche; denn viele Kerzen brannten auf den Altären und auf den Armleuchtern, welche an den Säulen hingen. Uebrigens war des Mädchens Neugierde bald gestillt, da das einförmige Bittgebet der Mönche keine Abwechselung bot, Annemarie wollte auch nicht länger säumen, ihren wichtigen Auftrag zu vollbringen. Sie schickte sich an, den von ihr eingenommenen Sitz zu verlassen; aber so geräuschlos sie ihn erstiegen hatte, so lärmend verließ sie ihn. Sie hatte den Schemmel nicht bemerkt, der zu ihren Füssen stand, sie stieß an ihn an, und lärmend genug polterte er die Stufen hinab. Erschreckt war sie für einige Augenblicke auf der vor ihr eingenommenen Stelle wie festgebannt, und einen scheuen Blick warf sie in die Kirche hinab, — der Mann, welcher einzeln vor den Uebrigen kniete, hatte sich umgewendet, und die Kaputze

zurückgeschlagen blickte er dem Chore zu. Sie schaute ein grell blasses Gesicht mit tiefliegenden Augen unter dunklen Brauen und mit einem zusammergestutzten Barte auf der Oberlippe und am Kinne. — Es war Pater Philipp, der wahrscheinliche Nachfolger des alten Prälaten, daher er auch jetzt dessen Stelle als Vorbetender eingenommen, als sich dieser, vom unausgesetzten Beten ermüdet, in seine Gemächer zurückgezogen hatte.

Sie huschte jetzt von dem Orgelsitze weg und ebenso schnell dnrch die Thüre auf den Gang hinaus. Hier, hinter dem Mauervorsprung blieb sie einige Augenblicke stehen, theils, um sich von dem eben erfahrenen Schreck zu erholen, theils um sich vorläufig zu vergewissern, daß auf dem Gange Niemand als die Schildwache anwesend sei. Das Schicksal war ihr ganz günstig; denn nicht nur, daß wirklich diese außer ihr auf dem langen Gange das einzig lebende Wesen war, so erkannte sie in dieser auch wieder ihren alten Bekannten, den Dragoner Christian, welcher, den Karabiner im Arm, auf und nieder ging. Die gute Laune von heute Abend schien aber den guten Burschen gänzlich verlassen zu haben. Mit mürrischem Gesicht schritt er auf und nieder, bisweilen nach dem Getöse horchend, welches auch hier deutlich genug zu vernehmen war, und wobei er seinem Hin- und Herschreiten Einhalt that.

Annemarie näherte sich ihm jetzt langsam. Er wandte sich um, und in diesem Augenblicke überflog

ein freudiger Schimmer sein Gesicht. „Du suchst mich heim, Annemarie? nun das freut mich“, sagte er, treuherzig ihr ein paar Schritte entgegentretend.

Das Mädchen wußte gar wohl, wie Alles von ihrem Benehmen abhing, und schlau genug affectirte sie ein eben so treuherziges, ja selbst ein wenig zärtliches Entgegenkommen. „Hat mich drüben nicht gelitten“, sagte sie — „ich hab doch sehen müssen, ob Du auch beim Sturm draußen in den Schanzen bist, — hab mich sakrisch abgeängstet!“ — „Das hast Du? und wegen mir?“ fragte er, gar zärtlich ihre Hand ergreifend — „also bist Du mir doch ein wenig gut?“

„Geh', red nicht so einfältig“, erwiderte sie verschämt den Blick zu Boden schlagend, und während dessen fühlte er einen leisen Druck der Hand, — wer kennt nicht die Gewalt eines Druckes von lieber Hand? — Auch auf den jungen Dragoner verfehlte er seine Wirkung nicht. Er schlug den Arm um ihre Hüfte und begann zärtlich zu werden. — Annemarie parirte jedoch solche Ergießungen aus, indem sie zugleich sagte: „Geh, laß mich, Christian, — es ist jetzt keine Zeit zum Liebeln, sieht gar traurig aus, wir thäten uns nur versündigen. — Aft, weil ich nur weiß, daß Du nicht im Markt draußen bist, will ich auch wieder fort.“

Die Schlaue wußte gar wohl, daß sie da einer sicheren Widerrede entgegensehen könne.

„Du willst schon wieder fort?“ sagte Christian verstimmt — „nein, Annemarie, bleib noch ein Aichtel — ist gar enterisch, so einschichtig auf'n Gang herumzuschleichen.“

„Stehst Du schon lange auf der Wacht?“ fragte Annemarie ausforschend.

„Ueber drei Stunden — in Ein Ding fort“, erwiderte der Dragoner.

„Warum lösen sie Dich denn nicht ab?“ sagte das Mädchen wieder.

Unsere Leut' sind ja alle im untersten Markt, um zu löschen“, sagte er — „im obern Markt brennts hell auf, und der Leßle will noch retten, was zu retten ist. Die Füßeliere haben aber genug zu thun, daß sie alle Posten besetzen, und so muß halt ich herpassen, bis den da drinnen abholen. —“

„Den Wiellinger?“ fiel ihm Annemarie rasch ins Wort, — „und wo wollen sie denn hin mit ihm.“

„Mit ihm? — nein Annemarie, — sie lassen ihn schon allein gehen. Da wird es heißen: sechs Mann vor, schlagt an, Feuer!“

„Und das möchtest Du thun?“ fragte Annemarie vorwurfsvoll — „dem armen jungen Menschen den Garaus geben? — Pfui, schäm Dich, Christian, könnte Dich nimmer anschauen.“

„Kommt nicht auf uns Dragoner“, erwiderte er begütigend, — dazu sind die Lackenpatscher gut genug.

Muß auch sagen, bin selber froh, daß es uns nicht trifft, — ist doch immer gar eine traurige Geschichte so auf einen hinzuschießen, der vor einem kniet und sich nicht rührt und nicht wehrt, — will nichts wissen davon."

„So gefällst Du mir, Christian", sagte Annemarie, ihm wieder mit einiger Zärtlichkeit die Hand drückend. — „Aber muß er denn richtig ins Gras beißen?" fuhr sie fort — „der arme Mensch ist noch gar dazu unschuldig an Allem, wie er sagt."

„Das weiß ich nicht, geht mich auch nichts an", erwiderte Christian — „aber geschworen hat es der Leßle, das ist gewiß."

„Könnte man ihn denn nicht freimachen?" sagte sie leise, sehr leise — der Händedruck wurde um ein eins so zärtlich.

„Frei machen?" fragte der Dragoner erstaunt.

„No, ich meine jetzt, wo Alles drunter und drüber geht; — wer fraget viel darnach, wo er hingekommen ist", sagte sie ebenso leise.

„Und daß der Leßle aft mich auf den Sandhaufen knieen ließe", erwiderte er „nein, nein, da wird nichts daraus."

„Sag, er ist ausgebrochen, hat Dich beim Kragen gepackt, Dich an die Erde g'worfen. —"

„Das wäre 'ne Schande für einen Churfürstlichen Dragoner in voller Rüstung mit Karabiner und Säbel.

Nun, das wär' nicht übel, und helfen thät es doch nichts, — niederknien auf den Sandhaufen, so würde es heißen."

„Ach! das wäre schrecklich", sagte Annemarie wieder einlenkend; sie verfiel in einiges Sinnnen, — auf diesem Wege ging es nicht, das sah sie gar wohl ein.

Der Dragoner suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen. „Wollte noch nichts sagen, daß sie mich hier so lange stehen lassen", sagte er — „gar aus jetzt, wo Du bei mir bist; wenn sie mir nur was zu trinken brächten. Drei Stunden auf dem Posten, und wer weiß, wie lang es noch dauert, und nicht ein Tröpfel; meine Gurgel ist schon so dürre wie ein Reibeisen."

Ein schneller Gedanke durchzuckte des Mädchens Seele, und sogleich erwiderte sie:

„Du hast Durst, armer Christel? Ja, ich glaub's, drei Stunden auf den Posten, und nichts zu trinken! — Was thue ich denn nur? — halt Christel, drüben steht Wein genug, vom besten; der Herr Prälat hat ihn bringen lassen, aber Keines nimmt sich Zeit aus lauter Aengsten, davon zu trinken. Wart, Christel, ich bringe Dir ein Krügel voll — —" schon hatte sie den leeren Krug, der noch vom Abend her auf dem Tische in der Fenstervertiefung stand, ergriffen, schon wollte sie fort.

„Wein willst Du mir bringen?“ sagte der Dragoner von den zärtlichen Gefühlen der Dankbarkeit überströmend — „schau, Annemie, jetzt glaube ich's, daß Du mich gern hast, daß es mit dem Franzl aus ist.“

„Wann Du mich nur auch gerne hast‘,, sagte Annemarie mit einem zärtlichen Blicke, und fort eilte sie über den Gang.

„Der gute Prälatenwein besticht den Burschen, aus Dankbarkeit läßt er mich zum Wiellinger hinein, — und dann — ja dann — —“ so weit, aber nicht weiter spekulirte sie im schlauen Köpfchen. Der Zufall ergänzte dieses „dann!“

Wieder betrat sie den Chor, im Schiffe der Kirche ertönte noch immer das murmelnde Gebet der Benedictiner, wieder bog sie um das Gerüste der Orgel, und wieder prallte sie zurück. Denn da stand ja wieder jene dunkle Mannsgestalt, wie am Abende, so auch jetzt in tiefer Nacht, gehüllt in den Habit des heiligen Benedictus, ihr entgegenstarrend mit den schwarzen, tiefliegenden Augen, das geisterbleiche Gesicht ihr zugewendet, doch jetzt auch rasch ihre Hand ergreifend.

„Süßes Mädchen, Du hier?“ lispelte er — „Du wirklich hier? — also hatte ich mich nicht geirrt, als ich Dich eben erst dort auf dem Sitze zu erblicken vermeinte?“

Annemarie zitterte am ganzen Körper. Sonder-

barerweise erschreckte sie das Zusammentreffen mit dem Benedictiner, der seine Reden so fein und zierlich zu setzen verstand, mehr als das mit dem rohen, ungebildeten Dragoner.

„Warum zitterst Du, liebe Kleine?“ fragte der Pater mit innigem Tone — „wenn ich bei Dir bin, hast Du nichts zu fürchten.“

Er hatte das Mädchen nahe an sich gezogen, der Schreck hatte sie dergestalt übermannt, daß sie mit sich geschehen ließ, er zog sie ganz nahe an sich, er erhob ihr Haupt. Da blickte er in das schöne, frischglühende Gesicht, da begegnete er einem wundervollen Auge, und traf auf ein paar Lippen üppig roth. — Er drückte einen glühenden Kuß auf diese Lippen, — er umschlang mit beiden Armen das Mädchen, — — doch da erwachte sie aus ihrem Schreck, entwand sich den Armen des Lüstlings und stieß ihn kräftig zurück. „Was soll's?“ rief sie fast zu laut.

„Pst! Kind — nicht so laut, sonst hören es die da unten“, sagte der Mönch beschwichtigend.

„Ist mir eben Recht, wann sie es hören“, sagte das Mädchen.

„Das kann ich kaum glauben“, lächelte der Pater — „dürfte eine verschiedenartige Auslegung erfahren, wenn man Dich hier träfe, — am wahrscheinlichsten fände man es wohl, daß Du den jungen Dragoner drüben auf dem Gange nächtlicher Weile nachschleichest.

„Wäre doch gewiß weniger schlecht, als daß ein Herr in diesem Kleide einer Dirne nachschleicht“, erwiderte sie schnippisch.

„Also hab ich's errathen?“ sagte er etwas spitz, nicht ganz ohne einigen Beigeschmack von Eifersucht — „aber was fällt Dir denn ein? — So ein hübsches Mädel und solch ein wüster Bursche, — ich kann es kaum glauben.“

„Und kann ich nicht was Wichtiges mit dem Dragoner zu reden haben?“ fragte sie, „und deswegen bin ich auch bei ihm gewesen, — möchte nicht haben, daß die Leut was Unrechtes dächten“, setzte sie mit vielem Ernste hinzu.

„Du hast Wichtiges mit ihm zu besprechen?“ lächelte der Pater wieder. Uebrigens war es deutlich genug, wie er bereits ganz Flamme war. Eine leichte Röthe hatte seine sonst eisig blasse Wange überhaucht, sein Auge flackerte, und die Hand, welche noch immer des Mädchens Hand festhielt, zitterte merklich. Annemarie war aber pfiffig genug, um dieses zu bemerken, und schnell formte sich in ihrem schlauen Köpfchen ein feiner Plan. Sie lenkte von ihrem kühlen, abweisenden Benehmen ein, und in mehr zutraulicher Redeweise sagte sie: „Freilich, und gar wichtig dazu, — es gilt ein Menschenleben!“

„Wie das?“ fragte der Pater.

„Der arme junge Herr, der da im Stübel sitzt, —

den wollen sie erschießen;" sagte sie mit sehr trübseliger Miene.

„Ist kein Schade um ihn", erwiderte der Pater — „ist auch so ein Hauptrebelle, der raubt und plündert und Schlösser und Klöster niederbrennt."

„Er nicht, — er gewiß nicht" eiferte Annemarie, — „ist gar ein guter junger Herr, — sie thun ihm unrecht, gewaltig unrecht; ich und mein armes Fräulein wissen es gar gut. —"

„Das Fräulein?" fragte der Pater aufmerksam werdend.

„Nicht die Alte, nicht das Fräulein Tante; nein, die Junge", bemerkte Annemarie.

„Glaub's, glaub's, daß es das junge Fräulein ist, das sich für den Kavalier interessirt", lächelte der Pater.

„Weint und jammert jetzt drüben, daß es einen Stein erbarmen möchte, das arme Fräulein hat den Wiellinger, — den jungen, der da eingesperrt ist und erschossen werden soll, mein' ich, — zum Sterben gern. — Ach! was thät ich nicht Alles für die Zwei. —"

„Nun, und der Dragoner, — was erwidert der auf Deine Bitte? Denn dieses war ja doch die Ursache, weßhalb Du zu ihm gingst?" fragte der Pater forschend.

„Nein, — der thät wol was Extra's für mich, nur nicht selber auf den Sandhaufen hinknieen, und

so hat er es mir rund abgeschlagen“ — sagte sie wieder sehr betrübt.

„Er will den Gefangenen also nicht entspringen lassen“, sagte der Pater — „nun, da kann ich ihm nicht unrecht geben, das Hinknieen auf den Sandhaufen, und wäre es auch wirklich zu Gefallen eines so hübschen Mädchens, wie Du bist, ist immer eine fatale Sache.“

„Und der junge Herrr darf doch nicht erschossen werden“, sagte Annemarie sehr bestimmt.

„Ei! und das willst Du verhüten?“ fragte der Pater.

„Ich weiß, was zu thun ist, — aber jetzt laßt mich weiter, es ist nicht eine Viertelstunde zu versäumen. Sie schickte sich an fortzueilen, aber was sie erwartet hatte, traf ein. Der liebentbrannte Pater hielt ihre Hand nur um so fester, und dringend fragte er: „Ja, was willst Du denn unternehmen, Mädchen? Du denkst Dir die Sache leichter ausführbar, als es der Fall ist.“

„Darf ich Euch es sagen? — werdet Ihr mich nicht verrathen?“ fragte sie mit innigem, zutraulichem Tone, und sie verwendete dazu einen Blick, der ganz sicher nicht seine Wirkung verfehlen konnte.

„Ich werde Dich verrathen, — was fällt Dir ein?“ — Dich liebes, süßes Mädchen werde ich verrathen?“ Er hatte den Arm wieder um ihre Hüfte

geschlagen und bog sich zu ihr herab, — sie sträubte sich wol ein wenig, doch nicht so viel, daß es ihm besondere Mühe gekostet hätte, ihr einen Kuß zu rauben.

„Ihr könntet mir aber einen guten Rath geben", sagte sie mit schmeichelndem Tone.

„Ich?" sagte er, — noch hatte er den Arm um sie geschlungen, — ihr Kopf ruhte an seiner Brust, wie stürmisch klopfte da sein Herz, — sie erhob den gläubigen, bittenden Blick zu ihm, — wie schwelgte da sein Auge in den Reizen des Mädchens. „Ich?" fragte er wieder. —

„Wie bringen wir den armen Herrn aus dem Stifte hinaus?" fragte sie mit leiser, kaum hörbarer Stimme.

„Wäre er nur erst aus jener Kammer", sagte er eben so leise.

„Das ist ein Leichtes", flüsterte sie —" der Dragoner hat Durst, ich soll ihm einen Krug Wein bringen; werde es schon machen, daß der Wiellinger dort herauskommt, — aber hernach. —"

„Und willst Du mir recht dankbar sein, wenn ich ihm weiter helfe?" fragte der Pater zärtlich.

„O, gewiß — gewiß!" rief sie.

„Gewiß?" fragte der Pater. Er blickte dem Mädchen in das strahlende Auge, wie hundert Liebesgötter blinkte es da heraus. Er konnte es sich nicht versagen, — einen glühenden Kuß drückte er auf die

sammetweiche Decke des schönen Auges, dann aber sich schnell ermannend, sagte er: „Komm, Mädchen!“

Er ergriff jetzt ihre Hand und zog sie mit sich fort, vom Chore weg durch eine Thüre, welche dem Gange zuführte, der rund um die Kirche lief. Wieder öffnete er eine Thüre, und sie betraten einen langen, nur von einer einzelnen, matt brennenden Lampe und daher düster genug erhellten Gang. Hier war rechterseits Thüre an Thüre, über jeder ein weißes Blechtäfelchen, und auf diesem mit schwarz gemalten lateinischen Buchstaben der Name des Bewohners der Zelle, in welche die Thüre führte, geschrieben.

„Hier bei diesem Mauervorsprunge bleib stehen“, lispelte der Pater, — „gleich bin ich wieder da. — Wir haben keine Zeit zu versäumen; es könnte dem einen oder andern Pater einfallen, seiner Zelle zuzuschleichen. — Den Krug gib mir, ich werde ihn füllen.“

Er eilte jetzt der in der Mitte des Ganges an einem Stricke von der Decke herabhängenden Lampe zu, zog diese herab und blies das Licht aus. — Annemarie stand von einer undurchdringlichen Finsterniß umgeben.

Fünftes Kapitel.

„Es ist vorüber — ich bin unter Euch,
Das Schicksal hat mich wunderbar geführt.“
Fr. v. Schiller.
Warbek. Ein Fragment.

Unsere schönen Leserinnen werden sich durch einige lebhafte Einbildungskraft gewiß in die Lage des Mädchens, welches jetzt auf ganz stockfinsterem Gange sich und einem bunten Durcheinander von ängstlichen, sorgenden, fürchtenden und hoffenden Gedanken überlassen dastand, leichter versetzen, als wir zu beschreiben fähig wären, — und wir haben daher nur zu sagen, daß sie so ziemlich lange zu verbleiben hatte, welches denn auch nicht dazu beitrug, ihr diese Lage minder beängstigend zu machen. Endlich vernahm sie ein leises Geräusch, welches näher und näher kam, — es war das Geräusch eines leichten Fußtrittes, verbunden mit dem an der Wand Hinstreifen des Gewandes eines sich ihr Nahenden.

„Wo bist Du?“ fragte eine Stimme kaum hörbar, und eine noch dunklere Gestalt tauchte aus der herrschenden Dunkelheit auf. — Sie trat hinter dem Mauervor-

sprunge vor, fühlte ihre Hand ergriffen und sich fortgezogen, doch zu ihrer Beruhigung in derselben Richtung, woher sie gekommen war. Bald standen sie und Pater Philipp wieder auf dem Chore.

Der Pater drehte den Schlüssel im Schlosse um. „Wozu das?“ meinte Annemarie argwöhnisch.

„Man könnte uns von dieser Seite überraschen“, sagte er leise — „und vergiß nicht, bist Du mit Deinem Schützling glücklich auf dem Gange herüber, so zieh den Schlüssel ab und sperre von Außen zu, — man könnte Dir sonst den Rückweg zum Chore absperren.“

„Den Rückweg zum Chor?“ fragte Annemarie.

„Du mußt mir den Schlüssel, den ich Dir gebe, gleich, nachdem Du den Mann hinausgelassen hast, wieder bringen; — ich nahm ihn vom Nachttische Sr. Gnaden des Prälaten und muß ihn heute Nacht noch wieder an seine Stelle legen, sonst bin ich verrathen.“ — Bei diesen Worten zog er aus einer Brusttasche seines Habits einen großen Schlüssel und übergab ihn dem Mädchen. Aber noch hielt er ihn fest in seiner Hand, und wie, als reue ihn plötzlich sein Handeln, sagte er: „doch, wer bürgt mir, daß das Mädchen den Schlüssel bringt, — es ist besser, ich thue es nicht. — —“

„Ich bringe den Schlüssel gewiß“, sagte Annemarie hastig darnach langend — „gewiß und wahr!“

„Schwöre!“ sagte der Pater strenge.

„Bei der ewigen Seligkeit!“ sagte sie mit Salbung.

„Nun, so merke wohl auf, was ich Dir sage“, sprach er, — und deutlich und klar setzte er ihr auseinander, was sie zu thun habe, um den jungen Gefangenen sicher aus dem Stiftsgebäude hinauszubringen. Annemarie horchte so aufmerksam zu, daß sie sich kaum zu athmen traute; denn das sah sie wohl ein, daß ein kleines Versehen das Wagniß vereiteln müßte.

„Nun verbirg den Schlüssel“, schloß der Pater seine Demonstration — „und hier nimm den Krug, der wol genugsam gefüllt ist, um den Durst des Dragoners für ein paar Stunden zu löschen.“ Ein spöttisches Lächeln umzuckte die schmalen Lippen des Benedictiners.

Annemarie verbarg den Schlüssel, und den Krug ergreifend, wollte sie schnell der entgegengesetzten Thüre zu; aber nochmals ergriff der Pater ihre Hand, und mit eindringlichem Tone sagte er: „Du bringst den Schlüssel, — in einer Stunde kannst Du hier sein — sonst — sonst! — Doch nein, ich will nicht drohen — nicht wahr? Du kommst — in einer Stunde —“ mit zärtlichem Blicke sah er dem Mädchen ins Auge.

„Gewiß und wahr!“ sagte Annemarie, und eiligst war sie jetzt zur Thüre hinaus. Rasch schritt sie über den Gang, dem Dragoner zu, welcher verdrüßlich an der Mauer lehnte.

Der Pater hatte ihr nachgeblickt, dann aber glitt

er leisen, unhörbaren Schrittes durch die Thüre und über die Gänge hin, seiner Zelle zu, wo er sich auf das harte Lager warf, um eine Stunde in süßem Hoffen zu verträumen.

Des durstigen Dragoners sauertöpfische Miene verkehrte sich schnell genug zur freundlich lächelnden, als Annemarie jetzt mit dem bis zum Rande gefüllten Kruge vor ihn hin trat, sprechend: „Da, Christel, hast Du Wein und dazu einen guten, der Prälat trinkt keinen bessern!"

„Du bist ein sakrisches Dirndel!" rief er erfreut — „gib her! —" und den Krug emporhebend, sagte er: „sollst leben, Annemie! Ich bring Dirs!" und wie in einen ledernen Schlauch kollerte eine ziemliche Quantität Flüssigkeit durch seine Gurgel hinab.

Er hatte es der Annemarie „gebracht", und jetzt mußte auch sie trinken; aber sie benetzte kaum ihre Lippen.

„Thue nicht so engbrüstig!" lachte der Dragoner — „eine Wirthstochter wird doch auch ein wenig anziehen können!"

„Will Dir nichts wegtrinken", sagte Annemarie — „hab drüben, was ich mag, und Du stehst hier auf dem Posten, — durstig genug."

„Das muß wahr sein", erwiderte er, zum zweiten Mal den Krug an die Lippen setzend.

„Recht, recht, laß es Dir schmecken!" sagte

das Mädchen wohlgefällig bemerkend, mit welcher Gier der Dragoner sich über den Prälatenwein hermachte.

„Und schmeckt mir auch zehnmal besser, weil Du mir den Trunk gebracht hast“, sagte er galant.

„Geh zu!“ kicherte sie schalkhaft, sich das Ende ihres Kopftuches vor das eine Auge haltend.

„Darfst es glauben“, sagte er, und in einem erneuerten Anfalle von Zärtlichkeit hätte er jetzt vielleicht den Arm um sie geschlungen, aber in dem Einen hielt er den Karabiner, mit der andern Hand den Weinkrug, und somit mußte es schon beim Worte bleiben.

Annemarie, wahrscheinlich nicht böse über solche Verhinderung einer activen Zärtlichkeit, sagte nach einer kleinen Pause: Nun, Christian, wie ist es denn mit dem da drinnen? — der Leßle wird ihn wol pardoniren?“

„Er hat's!“ rief der Dragoner — „hab es selber gehört. Aber draußen haben sie gar viel zu thun. Die Bauern stürmen in ein' Athem, hörst Du, Annemie, wie sie schießen? — aft müssen sie löschen im obern und untern Markt; — aber ist nur ein Mal ein wenig Ruhe — nachher kommt es an den! No, der Hauptmann wird sich nicht wenig giften und harb'n über die Bauern!“

„Und nicht einmal Einen, der ihm zusprechet, schicken sie ihm“, sagte Annemarie.

„Ist ja ein Lutherischer“, — antwortete der Dragoner, „kommt gleichwol in die Hölle!“

„Christian!“ sagte das Mädchen böse.

„Na, na — sei nicht harb“, begütigte der Dragoner — bist auch eine Lutherische, mags aber auch nicht glauben, daß Ihr alle in die Hölle kommt, — wann es gleich unsere Herrn sagen.“

„Der arme Mensch!“ jammerte Annemarie, jetzt das Kopftuchende vor beide Augen ziehend, — „nicht einmal beten lassen sie Einen mit ihm, wie es bei uns der Brauch ist.“

„Ja, wer soll denn mit ihm beten?“ fragte der Dragoner. — „Ist ja keiner da, der es könnte.“

„Ich will mit ihm beten, — ein paar Gebete nur, und es wird seine Seele stärken und vorbereiten zum Tode“, sagte sie.

„Du?“ fragte der Dragoner zweifelnd.

„Ja, Christian, laß mich zu ihm, nur so lange, bis Du den Wein ausgetrunken hast. Ich will mit ihm beten das Gebet des Herrn und noch eins oder zwei, die wir gerad alle Beide kennen.“ So sprach sie dringend und eifrig.

„Kann nicht sein“, erwiderte der Dragoner.

„Bist ein sauberer Christ, eiferte sie — „ich kann Dich nicht ein Mal dursten sehen, — geh hinüber und herüber, um Dir einen Trunk zu bringen, — und Du denkst nicht einmal daran, daß die Seele eines Menschen, der dem Tode nahe steht, just so nöthig eine Labniß hat, wie Deine durstige Gurgel. — Bist ein sauberer

Christ, — mag Dich auch nicht, und wenn Du zehnmal den Karabiner und den Sarras wegschmeißest und wieder ein Bauer wirst.“

Christian hatte eben wieder einen tüchtigen Zug aus dem Kruge gethan; der Wein war delikat, und Annemarie hatte ihn gebracht. —

„Nun, ein wenig beten will ich Dich mit ihm lassen“, sagte er mit plötzlicher Resignation — „aber wenn ich rufe, mußt Du fort, auf der Stell fort!“

Er schob den Querriegel zurück und öffnete die Thüre. Annemarie schlüpfte hinein. Christian that noch einen wackern Trunk und schritt dann schildernd im Gange auf und nieder.

Obwohl im Gemache des Gefangenen kein Licht brannte, so schickte die noch fortdauernde Brunst im obern Markte doch eine so grelle Beleuchtung durch das Fenster herein, daß der junge Ritter, welcher sich beim Oeffnen der Thüre von diesem wegwandte, sogleich zu seiner Ueberraschung Annemarie erkannte. Sie nochmals bei sich zu sehen hatte er nicht erwartet. Er trat ihr entgegen und begann ein freundliches Bewillkommnen; aber: „Pst!“ flüsterte das Mädchen, den Zeigefinger vor den Mund gelegt, und horchend stand sie da, in ihrer Miene war die höchste Besorgniß zu lesen.

Nach einigen Sekunden, — man vernahm den klirrenden Schritt des auf- und niederschreitenden Dragoners, — da sagte sie mit dem auftauchenden Gefühle

einer freudigen Hoffnung in dem freundlichen Gesichte: „Gottlob! — wenn er nur den Riegel nicht vorschiebt, sonst wäre Alles umsonst.“

Der Wiellinger blickte sie fragend an; aber rasch wendete sie sich jetzt ihm zu, mit den hastig flüsternden Worten: „Richtet Euch auf, Herr, — in einer Viertelstunde könnt Ihr von hier fort.“

„Wie das?“ fragte der Wiellinger erstaunt.

„Das werdet Ihr schon sehen“, sagte Annemarie eben so leise, „aber jetzt haben wir nicht die Zeit davon zu sprechen, jetzt müssen wir Eins mitsammen beten, deshalb bin ich da.“

Und sie kniete in der Mitte des kleinen Gemaches nieder und begann mit lauter vernehmlicher Stimme, daß es der auf dem Gange draußen gewiß hören mußte, das Gebet des Herrn zu sprechen. Der Wiellinger sah sie verwundert an, als er aber das liebliche Mädchen in der vollen Beleuchtung eines feuerglühenden Firmamentes so knieen sah, die Hände fromm gekreuzt und das Auge zu Dem erhoben, der überall Rath und Hülfe zu geben weiß, — als er die in voller Andacht gesprochenen Worte vernahm, da erklärte er sich dieses, daß sie wol für das Gelingen eines Planes, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, bete, und ohne gerade mit Worten einzustimmen, faltete er doch auch seine Hände, und während sein Blick auf der Gestalt des frommgläubigen Mädchens

haftete, erhob sich sein Geist zu eben Dem, zu dem sie betete.

Plötzlich unterbrach sie sich selbst, — sie horchte, — sie sprang schnell auf — „ich glaube es ist die höchste Zeit“ sagte sie vor sich hin — „ich habe den hochwürdigen Herrn wol nicht mißverstanden?“ Und sich dem Ritter zuwendend, flüsterte sie: „Verhaltet Euch nur ganz ruhig, — ich hoffe, Euch bald abholen zu können.“

Wiellinger wollte eine Erklärung, aber „Pst!“ flüsterte sie und öffnete rasch die Thüre, — sie trat auf den Gang hinaus.

„Nun, habt Ihr Eins zusamen gebetet?“ fragte der Dragoner mit schwerer Zunge, während er sogleich wieder den Riegel vorschob.

„Und das recht andächtig dazu“, erwiderte Annemarie. — „Unser lieber Herrgott wird es Dir schon ein Mal vergelten.“

„War aber gut, daß Ihr ein Ende gemacht habt“, sagte der Dragoner — „ich hoffe, daß ich doch jetzt bald abgelöset werde.“

„Verhüte es der liebe Gott“ sagte Annemarie vor sich hin.

„Wie meinst Du?“ fragte der Schlaftrunkene, der wohl bemerkt hatte, daß sie etwas, aber nicht vernommen, was sie gesprochen.

„Ich meinte, daß es wol an der Zeit sei“ sagte Annemarie.

„Und ob es an der Zeit wäre“, murrte der Dragoner, sich schläfrig ranzend, — „vier Stunden auf dem Posten, — bin sakrisch schläfrig, — hilft nicht einmal der Wein“ — er nahm nochmals den Krug zur Hand und that einen Zug. — Bei dessen Hebung und Senkung konnte man gar wohl bemerken, wie der gute Mann bereits ziemlich auf den Grund gekommen war.

„Wenn sie aber kommen, um Dich abzulösen, möchte ich um Alles nicht hier getroffen werden“, sagte Annemarie.

„Wäre mir auch nicht ganz Recht“, versuchte der Dragoner lächelnder Weise zu sagen; aber mit unwiderstehlicher Gewalt riß es ihm den breiten Mund zum Gähnen auf.

„Behüte Dich Gott, Christel“, sagte Annemarie, bereits auf dem Sprunge.

O, jetzt kannst Du schon noch ein Aichtel bei mir bleiben“, lallte er, — „wir hören es ja, wenn sie die Stiege heraufkommen.“

„Fragen ja meine Leute auch nach mir“, sagte Annemarie — „behüte Dich Gott!“ — und fort huschte sie den Gang entlang und durch die Thüre des Chores.

„Ein herziges Dirndel“ wollte er lallen, aber wieder riß es ihm den Mund weit auf, — er wollte ihr freundlich nachblinzeln, aber bunte, wirre Gestalten tanzten vor ihm auf dem Gange herum, — er rieb sich

mit dem Knöchel des Zeigefingers die Augendeckel, wie schweres Blei lag es auf diesen, er konnte es nicht wegreiben, nochmals versuchte er durch einen kühlen Trunk den Schlaf zu verscheuchen. Schwerer und schwerer sank es ihm auf die Augenlider, — bald sah er auch keine Gestalten mehr auf dem Gange hin und wieder schweben, — er lehnte sich an das kleine Tischchen in der Fenstervertiefung, — „abgelöset! abgelöset!" lallte er den gewöhnlichen Ruf — plötzlich sank er in sich selbst zusammen, — ein schwerer Fall dröhnte in dem Bogengange.

Da huschte Annemarie wieder zur Thüre heraus, — vorsichtig lauschte sie, — tiefe Stille herrschte auf dem Gange, nur unterbrochen durch den rasselnden Athemzug des Schlafenden. — Sie schlich herzu, — da lag ihr Verehrer, den Kopf rückwärts gebogen und an die Wand gelehnt, — das Auge war halb geöffnet und stierte verglast unter den Wimpern hervor, — wie gelähmt hingen die Arme herab — — „der erwacht nicht so leicht", sagte Annemarie vor sich hin. — Ohne Säumniß wendete sie sich der Thüre zu, und mit aller Anstrengung ihrer Kräfte schob sie den Riegel zurück. „Herr Ritter! schnell auf!" rief sie durch die geöffnete Thüre in das Gemach hinein.

„Wie kommt das Alles?" fragte der Wiellinger erstaunt, auf den Gang heraustretend.

„Da seht die Schildwache", sagte Annemarie in

froher Hoffnung des ferneren Gelingens ihres Befreiungsplanes.

„Das ist kein natürlicher Schlaf“, meinte der Ritter, einen prüfenden Blick dem Dragoner zusendend.

„Der Prälatenwein thut das Sein!“ sagte Annemarie lächelnd, — „und was der hochwürdige Herr sonst noch für eine Mischung hat, weiß ich nicht.“

„Es ist mir unerklärlich“, sagte der Ritter noch immer staunend.

„Und jetzt nicht die Zeit zum Erklären“, entgegnete Annemarie — „kommt, kommt! — sonst bekommen wir Andere auf den Hals.“

Sie wollte als Wegweiserin sogleich voraus forteilen.

„Der erwacht nicht so bald“, sagte der Ritter, — „und ich will ihm zu einer guten Ausflucht verhelfen, — ich möchte nicht, das der arme Bursche um meinetwillen in arge Noth komme.“

Er nahm den Patrontaschenriemen von des Schlafenden Schultern und schnürte dessen beide Arme fest zusammen, daß es den Anschein bekam, als sei er von mehren kräftigen Männern überwunden und geknebelt worden.

„So, dieses für Dich, und dieses für mich“, sagte der Ritter, indem er den Säbel des Dragoners um die Hüften schnallte und den scharf geladenen Karabiner in den Arm nahm, — „man kann nicht wissen, zu was Derlei dienen kann. — Und jetzt führe

mich, Annemarie, — ich bin gefaßt auf Alles, was noch komme."

Leisen Schrittes eilte das Mädchen über Gang und Chor, — sie vergaß nicht, hier den Schlüssel abzuziehen und das Schloß von Außen abzusperren. Dann ging es über den jenseitigen Gang, eben auch leise folgte ihr Wiellinger nach.

Hier blieb sie vor einer Thüre stehen, — flüsternd gebot sie ihrem Begleiter, ihrer zu warten, — leise öffnete sie die Thüre und betrat das Zimmer des Fräuleins. Dieses war leer; denn Elisabeth und der Hauptmann waren drüben bei der Tante. Sie eilte hinüber. Man hatte Fräulein Helene in das Bett gebracht. Elisabeth saß an ihrer Seite, der Hauptmann stand am Fenster. Annemarie näherte sich der Ersteren und flüsterte ihr hastig die Worte zu: „Er ist in Euerem Zimmer!"

Elisabeth erschrak so gewaltig, daß sie erblaßte und am ganzen Körper zitterte. Ihr solltet Euch doch ein wenig niederlegen", sagte Annemarie laut — „Ihr seid ja so weiß, wie ein Stückel Leinwand auf der Bleiche —"

„Ja, Lies, lege Dich auf's Bett", sagte der Hauptmann besorgt — „es ist gut, wenn Du ausruhest. — Ich glaube nicht, daß die Geschichte einen schlimmen Ausgang nimmt. Der Leßle versteht es, sich zu halten, und die Bauern scheinen auch schon überdrüssig zu werden, um nichts und wieder nichts sich die Nasen

an den Schanzen anzurennen. Geh, Lies, ich bleibe für alle Fälle auf."

„So kommt, Fräulein", sagte Annemarie drängend — „wir müssen ihm forthelfen", flüsterte sie.

„Was hast Du vor? fragte Elisabeth ebenso leise.

„Fragt nicht", eiferte das Mädchen — „es ist keine Zeit zu versäumen."

Noch immer zauderte das Fräulein. Annemarie nahm sie aber am Arme und zog sie vom Stuhle auf." „Kommt, legt Euch ein wenig auf's Bett, — ich bleibe bei Euch", sagte sie jetzt laut und führte Elisabeth mit sich fort.

Im Zimmer des Fräuleins angekommen, schloß sie die Thüre ab, durch welche sie eingetreten waren. „Das Abschließen hinter sich hat sein Gutes, meint der Pfaff", — sagte sie lächelnd, und schnell die auf den Gang führende Thüre öffnend, rief sie hinaus: „Da herein, Herr!"

Der Wiellinger trat ein, — überrascht blieb er nicht weit von der Thüre stehen. Elisabeth stand auf der entgegengesetzten Seite im Zimmer; sie vermochte weder zu sprechen, noch dem jungen Manne näher zu treten, und senkte verlegen den Blick zu Boden. Alle Entwürfe von Beistand, von Befreiung, die sie vor Kurzem noch in ihrem Köpfchen ausgebrütet hatte, waren auf Ein Mal aus ihrer Seele verschwunden, und nichts Anderes war da rege, als der Gedanke, der peinliche

Gedanke, daß ein junger Mann nächtlicher Weile in ihrem Gemache sei, — die Weiblichkeit hatte über alle andere Empfindungen den Sieg gewonnen. Dieser junge Mann mochte aber wol davon eine Ahnung haben. Er trat zögernd ein paar Schritte näher, — er sprach einige entschuldigende Worte, die eben keinen rechten Zusammenhang hatten. — Annemarie, nun einmal bestimmt, durch Geistesgegenwart und List die Leiterin des ganzen gewagten Unternehmens zu sein, eilte das Eis zu brechen: „Von hier aus ist es allein möglich, daß Ihr aus dem Stifte hinauskommt", sagte sie — „und das Fräulein, das so bekümmert ist, daß sie Euch niederschießen wollen, hilft recht gerne zur Flucht!"

Diese Worte verfehlten wirklich nicht ihre Wirkung. Sogleich tauchte ein gar schreckliches Bild in der Seele des Fräuleins auf, und das Sonderbare kaum mehr berücksichtigend, erhob sie den Blick, und ihn ängstlich dem jungen Manne zuwerfend, sagte sie mit bewegter Stimme: „Ja ja, Ihr müßt fliehen! — aber wie wird es möglich? — von hier — von meinem Zimmer aus? — Sag Mädchen!"

„Wird sich Alles zeigen, sagte Annemarie — „aber auch die Hauptsache darf ich nicht vergessen; — „mit diesen Worten öffnete sie die Gangthüre und verließ das Zimmer.

Wiellinger war jetzt mit Elisabeth allein. Das Zimmer war hell genug erleuchtet, weniger durch die

eine Kerze, welche auf dem Tische brannte, als durch die Feuerhelle, welche zum Fenster herein leuchtete, — er konnte es ganz deutlich sehen, wie sie jetzt wieder in einiger Verlegenheit da stand, den Blick der Diele zugewendet, dabei nicht unmerklich zitternd und ängstlich aufathmend. Er trat ihr ganz nahe, ergriff ihre Hand, und diese an seine Lippen führend und einen leisen Kuß darauf drückend, sprach er seinen Dank aus für die Theilnahme an seinem Schicksal. Aber es waren weniger die Worte, als der Ton, in welchem sie gesprochen wurden, was dem Fräulein ganz eigenthümlich zum Herzen drang. Sie stand einige Augenblicke verwirrt und ließ mit ihrer Hand geschehen, dann aber sich in Etwas sammelnd, löste sie diese sanft aus der seinen, und mit zitternder Stimme sagte sie: „Wir Alle, der Onkel und die Tante nicht weniger als ich, nehmen innigen Antheil an Euerm Geschick.“

„Sind wir doch“, fuhr sie fort — „hier in diesem zur Festung umgewandelten Stiftsgebäude die Einzigen, welche Euch — wenigstens vermeinen als das zu erkennen, daß Ihr kein Theilnehmer an jenem verbrecherischen Unternehmen gegen unsern Landesherrn seid, und daß Ihr unschuldig — —“

Sie schwieg, nicht fähig das fürchterliche Wort auszusprechen.

„Solltet niedergeschossen werden“, ergänzte der Ritter mit bitterem Tone, und mit gesteigertem Affecte

fuhr er fort: „Ja es ist schmerzlich zu sehen, wie weit es im Vaterlande gekommen ist. Das Leben der Unterthanen ist der Willkür, der vorgefaßten Meinung, dem Blutdurst fremder Schergenknechte überlassen. Man entbehret der Gunst an ein höher gestelltes Gericht appelliren zu können. Es wird ein kurzer Prozeß geführt. Ein Mann wird verdächtigt, der mit dem besten Vorhaben durchs Land reiset, wird in Haft gesetzt und soll, wenn der zweite oder dritte Angriff der feindlich Gesinnten erfolgt, niedergeschossen werden, ohne Verhör, ohne Kläger, ohne Vertheidigung, nur weil er so oder so heißt."

„Das war eben, was uns so sehr bekümmerte", sagte Elisabeth — „der Onkel sprach mit dem Kommandanten, selbst die Tante. — —"

„Aber vergebens, natürlich vergebens!" fiel der Ritter ein — „was kümmert einen solchen Menschen Unschuld, Theilnahme, Fürsprache, wo er seinen Zorn abkühlen will."

„Flucht ist das einzige Mittel, Euer Leben zu erhalten", sagte Elisabeth — „aber noch sehe ich nicht ein, wie diese das Mädchen bewerkstelligen will."

„Bin ich doch aus der engen Haft, und habe ich doch wieder ein Schwert", rief der Ritter — „ich will an das äußere Thor, — der Posten soll mir öffnen, — und falle ich da im offenen ehrlichen Kampfe, so habe ich doch nur ein Ziel erreicht, welches jeder vor Augen

haben muß, der den Stand des Kriegers wählt, — aber dieses mit kaltem Blute verurtheilt werden, hinknieen müssen und mit voller Lebenskraft die Musketen auf sich gerichtet sehen, — Dieses ist es, was gewiß die Seele des muthigsten Mannes erbeben macht."

„Nein, nein! Ihr dürft keinen Gewaltstreich wagen", rief Elisabeth erblassend —" was vermöchtet Ihr, der Einzelne gegen so Viele. Annemarie ist nicht umsonst so entschieden in ihren Worten, das Mädchen ist schlau und Euch herzlich zugethan, sie war heute ein paar Mal längere Zeit abwesend und hat ganz sicher ihren Plan entworfen."

Elisabeths Theilnahme sprach sich so deutlich aus, daß unser junger Freund wirklich nicht er selbst hätte sein müssen, wenn er nicht den lebhaftesten Dank dafür hätte empfinden sollen. Aber wir haben bereits Gelegenheit gehabt, ihn in Augenblicken zu belauschen, wo er mit seinen Gedanken ganz allein zu sein vermeinte, und da beobachten können, daß das Fräulein, welches er auf dem Schlosse Oberweiß kennen gelernt, seinen inneren Menschen mehr beschäftige, als solches für eine oberflächliche Bekanntschaft sonst der Fall zu sein pflegt. Uebrigens wissen wir ganz wohl, wie Menschen, die an unserm Schicksele lebhaften Antheil nehmen, die sich freuen, wenn wir uns freuen, — die trauern, wenn wir trauern, — die fröhlich sind, wenn uns Angenehmes trifft, und weinen, wenn ein herber

Schicksalstreich uns berührt, — wir haben wol alle selbst schon, zum Lobe der Menschheit sei es behauptet, solche Menschen getroffen, und wissen es daher aus Erfahrung — wie diese uns gar lieb und werth geworden sind. Es ist dieses das Anklammern des Menschlichen an das Menschliche, es ist dieses der heilende Balsam, den wir so sehnsüchtig einträufeln in die Wunden, uns geschlagen durch den starren Egoismus so vieler unserer Mitmenschen.

Elisabeth hätte wirklich nicht so schön, so liebenswürdig sein dürfen, als sie es eigentlich war, um jetzt in diesem Momente das Herz des Jünglings ganz eigenthümlich in Bewegung zu bringen, — und in dieser Aufwallung von Dankbarkeit ergriff er abermals ihre Hand, und einen langen, langen Kuß darauf drückend sprach er — nichts, nicht Ein Wort, — aber in seinem Blicke lagen viele, viele Worte.

Elisabeth, dieses einfache Kind, weder durch Sitte, Mode auf eine derlei Sprache eingeübt, verstand denn doch den Sinn dieser Worte, — sie schlug das Auge zu Boden, — die Hand ließ sie ihm jedoch, — denn noch immer hafteten ja seine Lippen darauf, — — da trat Annemarie ein.

Sie trug die Lampe, welche den Gang erhellte, und die sie vom Stricke losgebunden hatte. Sie war jetzt sehr eilfertig und meinte, es sei keine Minute Zeit zu verlieren.

„Aber wie soll ich entkommen?“ fragte der Ritter — „die Fenster sind hoch vom Boden entfernt, — ich finde hier keine Strickleiter, nicht einmal ein einfaches Seil, an dem ich mich hinablassen könnte. —“

Das Mädchen lächelte. „Das wird sich Alles finden,“ sagte sie — „Ich habe nichts halb gethan.“ — „Angegriffen, Herr“, sagte Annemarie — „der heilige Benedictus muß auf die Seite.“

In der Wand zwischen den beiden Fenstern stand das Bildniß des Ordensstifters eingefügt. Es reichte von der Decke des Zimmers bis zur Diele herab und schien seit Jahren hier unbeweglich gestanden zu haben; aber der geringen Anstrengung des Mädchens gelang es schon, dasselbe in seinem Gefüge fort und dem einen Fenster zuzuschieben, wo sich dann in der freigewordenen Mauerwand eine kleine, niedere Thüre zeigte. Ein Druck auf eine verborgene Feder, welche Annemarie sogleich entdeckte, machte die Thüre aufspringen und zeigte eine hölzerne gedeckte Stiege, welche nach abwärts einer schwarzen Nacht zu führte.

„Da hinunter heißt es jetzt“, sagte Annemarie — „aber das Fräulein muß auch mit. Wir kommen zu einer eisernen Thüre, welche nicht so federleicht als der heilige Benedictus auf die Seite zu schieben ist, und wenn der Herr einmal draußen ist, haben unser zwei wol genug zu thun, daß sie wieder ins Schloß fällt.“

Es war dem Fräulein beinahe einiges Vergnügen in dem schönen Auge zu lesen, daß auch sie genöthigt sei, etwas für die Befreiung ihres beiderseitigen Schützlings zu wagen, und mit einer freudigen Bereitwilligkeit rief sie: „O, ja, ich gehe mit, — recht gerne gehe ich mit.“

Annemarie mit der Lampe in derr Hand war bereits einige Stufen über die hölzerne Stiege, in friedlichen Tagen von dem hochwürdigen Prälaten benutzt, sich Ruhe und Erholung in der anmuthig kühlen Grotte zu holen, hinabgestiegen. Der Ritter ergriff Elisabeths Hand, um ihr bei dem Betreten der theilweise schadhaften Stufen Sicherheit zu verschaffen, er bemerkte ein leises Zittern derselben, — „wie finde ich Worte, Euch meinen Dank zu sagen für diese Theilnahme —“ wollte er eben beginnen — aber „Pst!“ flüsterte Annemarie — „kein Wort gesprochen, wer kann es wissen, ob nicht einer von den Schwarzen da draußen im Garten herumschleicht.“

Der Ritter schwieg, aber wie das holde Fräulein, so ganz nahe an ihn gedrückt, an seiner Seite die schmale Treppe hinabschritt, und er die zarte, liebe Hand bebend in der seinen fühlte, da konnte er sich nicht enthalten, dieselbe ein paar Mal recht innig warm zu drücken; — und da kam es ihm vor, als ob das Beben heftiger würde, und er dachte bei sich selbst; die Gute hat so ängstliche Sorge um Dich — um den

Fremdling, den sie eben nur dem Namen nach kennt, und der gerade nicht einen solchen Klang hat, daß ihre freundliche Theilnahme erklärlich wäre. Aber diese ist wol eben deshalb ein starker Beweis für ihren milden Sinn, ihre Herzensgüte, die selbst nicht den Gegner ihres Glaubens, nicht den von Andern für vogelfrei Erklärten einem argen Schicksal verfallen sehen kann. Elisabeth ist gewiß engelsgut. —" So dachte er vor sich hin, und dabei geschah es, daß er die Hand um eins so warm und innig drückte. Elisabeth konnte ihm die Hand nicht entziehen, — die Treppe war in gar schlechtem Zustande, — sie wäre ohne seinen Beistand gewiß ausgeglitten.

Annemarie blieb stehen. Eine niedere Thüre hemmte ihr Weiterschreiten. Sie übergab dem Ritter die Lampe, holte den ihr vom Pater gegebenen Schlüssel hervor und steckte ihn ins Schloß. Dreimal drehte sie ihn um, und durch ihre und des Ritters vereinte Anstrengungen konnte die Thüre jetzt geöffnet werden. Man befand sich in einer Grotte. Das Wässerchen sprudelte ganz lustig aus dem Rachen des unförmlichen Delphin und plätscherte mit Geräusch in das plump ausgehauene Felsenbecken. Hinter dieses stellte sie verbergend die Lampe; denn man trat jetzt in das Freie des Abteigartens hinaus, und da war es hell genug von dem noch in voller Wuth um sich greifenden Brande des Marktes. Vorsichtig schlich daher auch Annemarie

durch das längs der äußersten Schutzmauer des Gartens verlaufende Gebüsch hin, der Ritter und das Fräulein folgten. — Sie gelangten an das Ende der Mauer abwärts des Flusses, — dort, wo sie immer niederer ward und endlich als unregelmäßig aufeinander gehäufte Steinmasse im dichten Dornengestrüppe endete. Durch dieses mußte der Ritter sich winden, — ob auch Gesicht und Hände einige Ritze bekamen, oder nicht, — dieses war der einzige Weg, um zu entkommen. Der Ritter sah dieses ganz wol ein und scheute auch nicht solche kleine Unbequemlichkeiten. Aber es war jetzt der Moment des Scheidens gekommen, — dieses fiel ihm beinahe schwer. Er ergriff die Hand des guten Mädchens, das so viel für ihn gewagt hatte. Leise flüsterte er ihr einige Worte des Dankes zu.

„Ist gerne geschehen“, erwiderte sie gutmüthig — und wann Ihr meinen Vater seht, so redet ihm zu, er soll von dem Handwerk lassen, was doch kein Gut thuet. Sagt ihm, er soll heim auf die Leiten gehen und schauen, daß er wieder aufbauen kann, was ihm zusammengebrannt haben. Ich hoffe, es wird wol bald anders werden im Landel, aft wollen wir schon schauen, daß wir aus die Schulden kommen.“

„Und wenn ich den Franzl treffe?“ fragte der Ritter.

„Den grüßt von mir“, erwiderte sie schnell, und mit einem herzlichen „B'hüet Gott!“ eilte sie der Grotte zu.

Der Ritter hatte des Fräuleins Hand ergriffen. Mit einem zitternd gesprochenen „Lebt wohl!“ wollte sie ihm diese entziehen, um ihrer Gefährtin zu folgen; aber der Wiellinger ließ sie noch nicht.

Es gibt Zeiten und Umstände, welche zwei Herzen in einem Augenblicke einander nähern, die sonst vielleicht lange gebraucht hätten, sich zu finden. Dieser Augenblick war jetzt da. Der Wiellinger hielt Elisabeths Hand fest in der seinigen, er blickte ihr in die lieblichen Züge, — eine Welt voll Liebe lag vor ihm. Mit thränendem Auge blickte sie ihn an, — war es doch jetzt, als ob ihr selbst das Scheiden schwer, recht schwer fiele. — Er wollte den Arm um sie schlingen. Doch nein! er ermannte sich — „lebt wohl!“ sagte er aus schwerer Brust — „lebt wohl!“ flüsterte sie — „ich sehe Euch wieder“, sagte er — „wenn es der gute Gott so will“, sagte sie mit bebender Stimme.

„Er wird es wollen, weil er der gute Gott ist“, rief er, und hastig drückte er jetzt ihre Hand an seine Lippen, hastig drängte er sich in das Dornengestrüpp hinein, — verschwunden war er ihren Blicken. Aber noch sah sie das Gebüsch sich bewegen, noch hörte sie Steine kollern, — da war Alles lautlos ruhig um sie her, aber von dem Ufer der Traun herauf rief es noch einmal: „Lebt wohl, Elisabeth!“ und ein flüchtiger Männerschritt war zu vernehmen.

Elisabeth legte die Hand, welche er so lange in

der seinigen gehalten, die er mit seinen Küssen bedeckt, auf das hochaufklopfende Herz, den Blick wandte sie nach oben, und mit kurzen, aber innigen Worten sprach sie ein warmes Gebet, — dann eilte sie flüchtig der Grotte zu.

Ohne Gefährniß gelangten die beiden Mädchen in ihr Zimmer. Ihre Abwesenheit war nicht bemerkt worden. Der heilige Benedictus stand wieder auf seinem alten Platze. Annemarie eilte aber jetzt dem Chore zu. „Wort halten muß ich“, sprach sie zu sich selbst — „aber sonst soll sich der Pfaff nichts träumen lassen.“

Vorsichtig öffnete sie die Chorthüre. Da kniete der Pater, dem Anscheine nach in eifrigem Gebete. Er wandte sich um, und freundlich lächelnd blickte er der Kommenden entgegen.

„Vielen Dauk vom Ritter“, rief Annemarie, den Schlüssel zur Erde werfend, — und schnell wie ein flüchtiges Reh war sie wieder über den Gang hin. „Höre, höre!“ rief der Pater ihr nach — — „Dummkopf! — dich von einer Bauerndirne übertölpeln zu lassen“ haderte er mit sich selbst, — und während er zornig mit dem Fuße stampfte, sagte er mit unterdrückter Stimme: „Aber sie soll es büßen, — ich schwöre es, — der heilige Benedictus sei mein Zeuge!“

Unmuthig schlich er seiner Zelle zu.

Sechstes Kapitel.

„Mich schrecken
Nicht Babingtons nicht Tischburns blutige Häupter,
Nicht das Verderben der unzähligen Andern,
Die ihren Tod im gleichen Wagstück fanden,
Sie fanden auch darin den ew'gen Ruhm.“

Fr. v. Schiller.
Maria Stuart, 1. Akt, 6. Auft.

Der Wiellinger schritt, als er sich außerhalb des Klostergartens befand, stets vorsichtig um sich blickend und den Karabiner mit gespanntem Hahne im Arme, längs der Mauer am Flusse aufwärts. Er näherte sich auf diese Weise freilich wol der Gegend, wo es eben am stürmischsten zuging, setzte sich auch der Gefahr aus, auf die Churfürstlichen, welche die vom obern Markte bis an die Traun herabgezogenen Schanzen besetzt hielten, zu stoßen; aber es blieb ihm keine Wahl. Den Fluß abwärts konnte er nicht, daran hinderte ihn die schroffe Felsenwand, welche als unübersteigliches Hinderniß sich hier in den Strom senkte, — hinüber zu schwimmen durfte er nicht wagen, da er bei der halben Beleuchtung des Flusses ganz sicher die Aufmerksamkeit der Außenposten auf sich ziehen mußte; und andererseits

hoffte er auch, im Schatten der äußeren Mauern und durch das gegen die Agerspitz hinauf sich erstreckende Weidengebüsch der Beobachtung der Soldaten zu entgehen.

Es gelang ihm nach Wunsche. Er kroch durch das Gestrüpp, welches den Brückenkopf der bereits gänzlich abgebrannten Brücke umgab, und dann weiter an der Traun hinauf, — bald nahm ihn der Schatten auf, welchen das den Markt umzingelnde Mauerwerk und der steile Felsen, auf dessen Höhe die Häuser des Fleckens lagen, warfen. Geräuschlos schritt er in diesem stillen Dunkel hin, während über seinem Haupte Alles in Flammen stand und der Ruf der Stürmenden, der Donner der Kanonen und all' das wilde Schlachtgelärm, wie es nun schon seit Stunden angedauert hatte, zu ihm herunter drang. Doch bald hatte er dieses Alles im Rücken, und nach einem rüstigen Vorwärtsschreiten von einer Viertelstunde befand er sich an der Agerleiten, — zu seinen Füßen glitt ruhig die manche seichte Stelle bietende Ager zwischen den Wiesenflächen hin, — jenseits dieser breitete sich die Bauernau aus, erhellt durch viele Wachtfeuer, lebhaft bewegt durch Tausende von Menschen. Es waren die zu einem Heere angesammelten Bauern aus der Gegend von Gmunden. Er dachte sich dieses, und zu ihnen wollte er hinüber, — hoffte er doch bei ihnen Männer zu finden, die er kannte, und die ihm zu seiner Weiterreise nach Linz nicht nur nicht hinderlich, sondern

selbst behülflich sein dürften. Er ließ den Hahn seines Karabiners auf die Rast fallen, und Gewehr und Schwert mit einer Hand empor haltend, um sie vor dem Naßwerden zu bewahren, schritt er vorsichtig das sanft sich senkende Ufer des Flusses hinab, um diesen zu durchwaten. Eine kleine Strecke mußte er schwimmen, — doch bald fand er wieder Grund, und in Kurzem stand er am jenseitigen Ufer. Er ging über die moorige Wiese hin und näherte sich der Anhöhe, auf welcher heutzutage die merkwürdige Baurakirche liegt. Von hier aus leuchtete es ihm am hellsten entgegen, und hier hoffte er das Hauptquartier der Gmundner Armee zu treffen.

Als er sich dem am Fuße des Hügels hinziehenden Buchenwäldchen näherte, stieß er auf eine kleine Abtheilung Bewaffneter, welche, etwa acht oder zehn Mann stark, nach Art eines Pikets sich im Schatten gelagert hatte. Der einzelne über die Wiese auf sie zuschreitende Mann war ihrer Aufmerksamkeit keineswegs entgangen, aber sie hatten ihn für einen der Ihrigen angesehen. Bei seinem Näherkommen erkannten sie ihren Irrthum, und nach vollkommen militärischer Sitte brüllten Alle zugleich ihr: „Wer da!"

Der Ritter nannte seinen Namen und verlangte, zu ihrem Kommandirenden geführt zu werden.

Diese Forderung erregte einige Sensation unter dem ehrsamen Picket; — wahrscheinlich fühlte sich

Keiner geneigt, die annehmliche Stellung eines halb wachenden, halb schlummernden Pikets zu verlassen; als aber der Ritter erklärte, er werde sich wol allein zu ihrem Feldhauptmann finden, da sagte der Eine, welcher wol die wichtige Stellung eines Unterbefehlshabers einnahm: „Das darf dert nöt sein, — geht's Sepp und Du, Schwarzleitner, führt's'n aufi!“

Die solcher Weise Kommandirten ergriffen nun ohne Weiters ihre gewaltigen Musketen, und in ihrer Begleitung schritt der Wiellinger den Hügel hinan, dem Hauptquartiere zu. Dieses war eine zwischen hohen Bäumen durch zusammengeflochtenes Reißwerk und einige darüber geworfene Linnen schnell aufgeführte Baracke. Hier wohnte der als der Zweite nach dem Herrn Achaz von Wiellinger in der Armee anerkannte Feldhauptmann, der uns schon bekannte Prediger. An sein Zelt reihten sich andere kleinere an, und vor diesen, auf einem freien Platze brannte ein großes, stets unterhaltenes Feuer, um welches einige hundert Bewaffnete im Grase ausgestreckt lagen; die übrigen waren rundum zerstreut, und hier und dort flackerte aus dem grünen Gehölz ein lustiges Feuer gegen Himmel empor. Uebrigens herrschte bei all dem regen Leben, welches dort nie fehlet, wo sich zehn oder zwölf Tausende auf einem nicht allzu umfangreichen Raume zusammendrängen, doch hier, im Vergleiche zu dem kriegerischen Treiben jenseits des Flusses, eine auffallende

Ruhe. Warum lagen diese Tausende hier unbeschäftigt in ihren Zelten, Baracken oder an Wachtfeuern herum, während die aus der Weiberau einen Sturm nach dem andern auf das befestigte Lambach unternahmen? Es war dieses der Wille des Oberfeldhauptmannes, Herrn Ritters Achaz von Wiellinger. Er hoffte mit seinen Dreißigtausenden auszureichen, und wollte die zweite Armee schonen, da er von dem Anrücken einiger Regimenter von Linz aus unter dem Kommando des Obersten von Preuner Nachricht erhalten hatte.

Diesem mußte er frische Truppen entgegenzustellen haben, und dazu hatte er die Gmundnerarmee bestimmt. Ruhig verhielt sich diese daher in ihrem Lager bis auf weitere Befehle.

Wir sehen wie die Cohorten der Bauern und ihre Anführer Disciplin und Kommando zu respectiren verstanden. Vor Allem hingen aber mit beispiellosem Vertrauen die von Gmunden an ihrem Feldhauptmann, und ehe wir unsern jungen Abenteurer dessen Zelt betreten lassen, müssen wir Einiges noch vorausschicken.

Er hatte damals, nach der Affaire auf den Luefer-Feldern zu dem Volke gesprochen: „Ich will Euch das reine Wort Gottes verkünden nach der Norma der drei Symbola, alten und neuen Testaments, prophetischer und apostolischer Schriften, augsburgischer Confession und Apologie erster Edition; auch dem Kate-

chismo Lutheri gemäß und den Ceremoniis und Adiaphoris der Nürnberger Kirchenordnung und Agenda gleichförmig," — worauf sie ihn zu ihrem wohlbestallten Prediger ernannt und ihm „300 fl. Besoldung" ausgesprochen hatten, nebst „der Stola, Schutz mit Leib, Leben, Gut und Ehre vor hoher und niederer Obrigkeit, selbst vor dem Kaiser." — Die Leute von Desselbrun, Ristorf, Pinsdorf, Ohlstorf, und wie die Ortschaften alle heißen auf dem Landstriche zwischen der Traun, dem Aurach- und Agerflusse, hatten mit Betrübniß gesehen, wie ihre Prediger und evangelischen Schulmeister sie verlassen und das Land räumen mußten, und es hatte sie das Verbot schwer getroffen, nach welchem Keiner sich an einen fremden Ort begeben durfte, um dort lutherische Predigten anzuhören, eine Kindestaufe oder Copulation vornehmen zu lassen, oder die Communion zu empfangen, und nach welchem auch der protestantische Gottesdienst in den Häusern sammt dem „Postillen-Lesen", — „Disputiren und Unterichten in Glaubenssachen" abgeschafft war. Sie sollten sich an Sonn- und Feiertagen in ihren Pfarrkirchen einfinden, wo ihnen die Messe in lateinischer Sprache gelesen wurde; sie sollten an Fasttagen sich des Fleischessens enthalten; sie sollten sich des Jahres wenigstens vier Mal im Beichtstuhle einfinden, um ihre Vergehungen und Sünden zu bekennen; — — dieses waren von mehren anderen die Hauptpunkte des ergangenen Refor-

mations-Edicts, welche aber auch vor allen schmerzlich die trafen, denen sie galten.

Es ist wahr, und es gehört zu den unläugbaren Thatsachen, daß es nicht die evangelische Religion war, welche damals in und außer Oestereich jene in ihren Wirkungen und Folgen so furchtbaren aufrührerischen Auftritte verursachte: die freie Ausübung dieser Religion ward größtentheils nur zum Vorwande gebraucht, die alte Staatsverfassung und die Rechte des Landesfürsten anzugreifen. Aber die Begeisterung dieser Religionsparthei erreichte doch auch einen so hohen Grad, daß es jedem schlauen Kopfe leicht wurde, derselben eine solche Richtung zu geben, daß sie die billigsten Vorschläge verwarf, alle Pflichten der Unterthanen unterordnete, mit den Feinden des Staates in einen Bund trat, öffentlich sich empörte, ja sich selbst an der geheiligten Person des Regenten vergriff. Es ist wahr und wird durch hinlänglich bewährte Thatsachen außer Zweifel gestellt, daß die damaligen Gesinnungen protestantischer Unterthanen in katholischen Ländern mit der öffentlichen Sicherheit und den Rechten der regierenden Häupter nicht bestehen konnte; damals, wo die Religionslehrer es selbst für ihre Pflicht hielten, den Gemüthern so viel Haß und Abneigung gegen einander einzuflößen, als sie nur immer konnten, wo jeder Theil seine religiöse nnd politische Existenz für unsicher hielt, so lange der Andere stark genug war, sie ihm streitig

zu machen oder gar nehmen zu können, wo man in seinen Handlungen überhaupt von dem Grundsatze ausging, daß es der Andere bei erster sich ergebender Gelegenheit ebenso thun werde. Was blieb also damals, unter solchen Verhältnissen, namentlich dem katholischen Regenten von Oesterreich zu thun übrig? — Das Erzhaus Oesterreich hatte durch die Religionsneuerungen ohnedieß viele seiner Besitzungen bereits verloren, und bei der damaligen Stimmung seiner protestantischen Stände die Erneuerung der älteren Scenen immer wieder zu befürchten; es hatte nach den Grundsätzen der Staatskunst und nach politischen Rücksichten kein anderes Mittel übrig, seine Besitzungen gegen neue Empörungen sicher zu stellen, als entweder selbst seine alte Religion zu verlassen, oder in seinen Landen die neue nicht zu dulden, — denn jene Zeit war noch nicht da, wo eine fortschreitende Cultur des Geistes die verschiedenen Religionspartheien mit einander aussöhnen und der Monarch zur Ueberzeugung kommen sollte, daß Unterthanen, ob sie nun katholischen oder evangelischen Glaubens sind, gleich gute, willige und gehorsame Unterthanen sein können, — und daß durch würdige Prediger und Lehrer am besten und sichersten der Geist des Aufruhrs gedämpft und Gedanke und Handlung zum Wohle des Vaterlandes gelenkt werden könne.

Hält es der Regent gegen sein Gewissen, die alte Religion zu verlassen und derjenigen Lehre beizupflichten,

welcher der größere oder mächtigere Theil seiner Unterthanen sich zuneigt, so muß sein Gewissen sich auch gegen jede Zwangsmaßregel sträuben, welche von dem Unterthan dasselbe erheischt. Ferdinand suchte einen Ausweg dort, wo er die neue Lehre in seinen Landen nicht dulden wollte, aber auch das Wort: „absolute Nichtduldung“, auszusprechen nicht wagte. Er suchte und fand einen Ausweg in Freilassung des jus emigrationis. Dem Unterthan blieb also die Wahl zwischen Katholicismus oder Auswanderung. Aber wer verläßt wol so leicht sein Vaterland? das Land, wo seine Väter, wo er geboren, seine Heimat, sein Haus, sein Erbe, den Boden, den er bebaut, das Land, das er gepflegt, — wer ruft wol ohne schmerzliche Bekümmerniß: „Mein Heimatland, leb wohl! auf immer lebe wohl“

Die Gegend um Gmunden hatte das Schicksal von ganz Oberösterreich getheilt und dann auch an dem ersten Ausbruche des Aufstandes Antheil genommen, indem jedes Haus einen Mann in das Lager der Bauern, welche von Etterding her gekommen waren, um Gmunden zu erobern, stellen mußte. Aber nach dem Abzuge dieser war es hier ziemlich ruhig geworden, während der Aufstand im Hausruck- und Mühlviertel wüthend seinen mit Brand und Blut bezeichneten Weg verfolgte. Doch wenn auch die Bewohner dieser Gegend bisher weniger lebhaften Antheil an den Bewegungen

des in seinem Rechten und in seinen Glauben angegriffenen Volkes genommen hatten, so glich ihre Ruhe doch nur dem Fortglimmen eines gedämpften Feuers, welches blos eines Hauches bedarf, um hell lodernd aufzuflammen. Und die Flamme ward angefacht — durch das Auftreten des Prädikanten in ihrer Mitte. Gar schmerzlich hatte die Ortschaften im weiten Umkreise von Gmunden der Abzug ihrer Prediger und evangelischen Lehrer getroffen; wie eine ihres Hüters beraubte Heerde fühlte sich die Gemeinde; sie sahen sich ihrer Gewissensfreiheit beraubt, sahen sich Glaubenslehren aufgedrungen, von welchen sie sich nicht überzeugen konnten, daß sie von Gott kämen, und die sie daher verabscheuten; — da trat Leonhart auf, ohne Scheu vor den Verfolgern, ohne Acht vor dem Verbote, um das Wort Gottes zu verkünden; er trat auf und versprach, bei ihnen zu verbleiben als ihr Prediger und Lehrer, und sie verhießen ihm dagegen in frommer Begeisterung: Schutz mit Leib, Leben, Gut und Ehre vor hoher und niederer Obrigkeit, selbst von dem Kaiser.

Aber wie verstand er auch seine Worte zu setzen! Der Ruf seiner wundervollen Beredsamkeit verbreitete sich weithin, von Nah und Ferne strömte man ihm zu, und das Kirchlein zu Ohlstorf, bald zum öffentlichen Gottesdienst in Stand gesetzt, war zu klein, um alle die zu fassen, die ihn hören wollten.

Man errichtete eine Kanzel auf freiem Felde, und von dieser sprach der beredte Prediger zu vielen Tausenden mit seiner kräftigen, schönen, wohltönenden Stimme, und die Worte, die er sprach, waren zeitgemäße; nnd wenn auch dabei seine Rede wild und und schwärmerisch wurde, so artete sie doch nie in jene Art von, obwol leicht faßlicher, doch roher Beredsamkeit aus, die den Predigern jener Zeit eigen war. Sein angeborner Geschmack, wol auch die Schule, in welcher er zum Redner gebildet worden war, schützte ihn gegen die plumpen und mitunter lächerlichen Verirrungen seiner Zeitgenossen, und die Worte der Bibel, die in dem Munde dieser oft durch falsche Anwendung herabgewürdigt wurden, waren in seinen Predigten herrliche, sprühende, leuchtende Blitze, welche trafen und zündeten.

Er enthusiasmirte die Tausende, die ihn hörten; aber diese hatten nun auch die Ueberzeugung, daß die Zeit des Handelns gekommen sei, und was den geheimen Aufwieglern, die stets thätig gewesen waren, die Gemüther zu erhitzen und das Volk zu Schritten zu verleiten, die das Umkehren auf einmal betretener Bahn unmöglich machten; was den Aufgeboten, ergangen aus dem Lager zu Weibern, was den damit verbundenen fürchterlichen Androhungen von Mord und Brand, Nasen- und Ohrenabschneiden und derlei Martern, im Verweigerungsfalle des Zuzuges, nicht gelungen

war, gelang den Worten dieses einzelnen Mannes. Man rüstete sich, man erhob die Fahne des Aufruhrs, — und als jetzt der Aufruf des Wiellinger kam, zogen zwölftausend Bewaffnete gegen Lambach. Ihr Prediger und Lehrer war ihnen Führer. Ihn hatten sie dazu erwählt, ihm alleine wollten sie gehorchen; und er hatte gesprochen: „Ja ich will das Schwert umgürten und euch zum Kampfe führen!"

Es zeigte sich auch bald, daß er nicht blos schöne Worte zu setzen verstehe, er bewährte sich durch die Anweisungen und Belehrungen, die er seinen Leuten gab, durch die Anordnungen und Vorkehrungen, die er traf, durch eine rührige Thätigkeit in Allem und Jedem, wo es galt, als tüchtigen Hauptmann, und das Heer sah voll Vertrauen auf ihn, als den, der es verstünde, sie zu leiten und zu führen.

Bei allen militairischen Anstalten und Geschäften, unterließ er aber nie die geistlichen Uebungen, er ließ Psalmen singen, Gebete hersagen und bestieg täglich zwei Mal die Kanzel. Er erkannte es für nothwendig, auf diese Weise dem angefachten Feuer stets neue Nahrung zu geben, um es vor dem Erlöschen zu bewahren, erhielt aber dadurch zugleich in seinem Heere den Charakter eines für seinen Glauben kämpfenden Volkes, dessen die Truppen des Wiellinger bereits durch kriegerisch wildes Treiben, durch Raub, Mord und Brand größtentheils verlustig geworden waren.

Er hatte auch heute, nachdem man das Lager in der Bauernau bezogen, den Gottesdienst, bestehend in allgemeinem Gebete und Absingung einiger Psalmen, abhalten lassen, dann aber die Posten und Wachen beauftragt, im Dienste nicht lau zu sein, und sich dann in sein Zelt zurückgezogen, um, wie er sagte, für den morgenden Tag, der wol ein ereignißvoller zu werden versprach, noch so Manches zu überlegen.

Er hatte sich auf das ärmliche Lager geworfen, um von den vielen und mancherlei Mühen des Tages auszuruhen, sich aber diese Ruhe kaum zwei oder drei Stunden hindurch gegönnt. Dann war er aufgestanden und hatte sich an den Tisch gesetzt, auf welchem eine Oellampe brannte, bei deren mattem Lichte er emsig schrieb, sich Manches notirte, wol auch in einigen Büchern und Situationsplänen nachsuchte. Wer ihn aber jetzt so gesehen, hätte in ihm kaum den jungen Mann wieder erkannt, als welcher er, in dem Habit eines Bruders aus dem Orden des heil. Franziskus gehüllt, im ersten Kapitel unserer Erzählung aufgetreten ist. Fehlte ihm zwar damals schon das Rosige und Blühende des Jünglings von einigen und zwanzig Jahren, so ließen doch jetzt die blassen, eingefallenen Wangen und der matte trübe Blick auf Nachtwachen, Entsagungen, auf viele körperliche und geistige Anstrengungen schließen. Nur wenn der Begeisterung Glut sein Inneres entzündete, färbte

eine feine Röthe seine bleichen Wangen; dann erglänzte aber auch sein großes Auge, dann erhob sich seine melodische Stimme und wurde kräftig und volltönend, dann riß der Begeisterte aber auch zur Begeisterung hin.

In fleißigem Arbeiten waren ihm einige Stunden verstrichen. Er trat ans Fenster, — oder eigentlich an die Oeffnung, welche die Erbauer seiner Hütte zwischen dem Geflechte gelassen hatten, — und zog den leinenen Vorhang zur Seite. Es war eine schöne Herbstnacht geworden, der Mond stand in voller Helle am Himmel und goß sein Licht in reichem Maße auf das Hügelland nieder, in welchem die Zelte und Baracken seines Heeres aufgestellt waren. Hier und dort brannte ein Wachtfeuer, — die Schildwachen und einzelne Posten schritten auf und nieder, — sonst herrschte hier große Stille; aber auch jenseits der Ager war es ruhiger geworden, — die Traunbrücke war zusammengebrannt, die Brunst im Markte schien in ihrer Wuth bedeutend nachgelassen zu haben, und von einem Stürmen und Lärmen war nichts mehr zu hören. Leonhart blickte sinnend in die schöne Nacht hinaus. Es mochte wol manche Erinnerung aus der Vergangenheit eben jetzt in seiner Seele auftauchen, eine heitere, stille, monderhellte Nacht ist dazu ganz besonders geeignet; aber es waren keine angenehmen Erinnerungen. Er war jung, sehr jung; aber er hatte nie die Vergünstigungen

der Jugend genossen, nicht als Knabe, nicht als Jüngling. Sein Gemüth war von der Zeit an, wo er anfing einen Gedanken zu fassen, ein stets bewegtes gewesen; und es waren nicht die äußeren Stürme des Weltlebens, unter welchen der Jüngling zum Manne reifte, — es waren Stürme, aus der Tiefe seiner Seele heraufbeschworen, und welche ihm die frohe Zeit der Jugend niemals erfahren ließen. Der Knabe, über sein Alter hinaus an Auffaßung, doch noch nicht an Ueberlegung gereift, mußte früh in Zweifel gesetzt werden, — durch Jahre zermarterte sich seine Seele in Zweifeln, Forschen, Prüfen, Streben, — bis er am Ende dieses Kampfes die Ueberzeugung gewonnen zu haben vermeinte: Er sei Einer der Schwachen, die gefallen sind im Glauben. „Doch das auf Abwege gerathene Lamm ist heimgekehrt zur Heerde, — der Hirt hat es an seine Brust gedrückt; — — und um den einstigen Abfall zu sühnen, sei jetzt kein Opfer zu groß!“

Und wie er jetzt am Fenster stand, den Blick in die helle Nacht hinausgerichtet, die Seele in ernstes Sinnen versenkt, da warf der Mond sein Licht auf schöne, feine Züge, die durch die mächtigen Regungen im Innern einen feierlichen und edlen Ausdruck erhalten hatten. Da stand es geschrieben, daß ein kräftiger, Alles beherrschender Grundsatz jede andere Leidenschaft, jedes andere Gefühl überwältigt habe: — dieses Auge

konnte nur erglühen, wenn sich die Seele erhob, um für das Evangelium zu kämpfen, diese Lippen konnten nur für die reine Lehre begeisternd sprechen, auf seiner Stirne war zu lesen: „meine Seele liegt fest geankert auf dem ewigen Felsen, wenn gleich der Leib fallen sollte unter dem Beile des Henkers!“

Drei Männer schritten am Wachtfeuer vorüber dem Zelte zu. Er blickte kaum hin, seine Seele war zu ernst beschäftigt. Doch jetzt traten diese ein, das durch ihr Eintreten verursachte Geräusch erweckte ihn aus träumerischem Sinnen, er blickte um sich, — und wie ein leichter Anflug von Freude überzog es seine blassen Züge.

„Ah, Ritter, Ihr kommt! — Ihr kommt! — ich wußte es ja, daß der Sohn des Wiellinger nicht eintreten werde unter die Zelte Chams! — Ihr kommt vom Vater gesendet? — Ihr seid bei ihm, — fechtet an seiner Seite gegen die Amalekiter?“ — so rief er mit lauter, freudiger Stimme.

Der Wiellinger fand nicht gleich das passende Wort. In Wahrheit war es aber die Ueberraschung, welche ihn bei dem so auffallend veränderten Aussehen des jungen Predigers traf, die ihm für den ersten Augenblick die Zunge, so zu sagen, lähmte; als aber die beiden Bewaffneten abgetreten waren, und sich die beiden jungen Männer am Tische niedergelassen hatten, erzählte der Wiellinger Alles ausführlich, was ihm in

der kurzen Zeit ihrer Trennung begegnet war. Leonhart horchte aufmerksam zu, als aber der Andere nun erwähnte, wie er möglichst bald abzureisen gedenke, um zeitig genug in Linz einzutreffen, wo er alles Gute von einer Besprechung mit dem Statthalter und den Ständen, im Namen seines Vaters auftretend, hoffte, schüttelte der Prädikant sein Haupt, und mit ernstem Tone sprach er: „Es ist umsonst! — es ist umsonst! sage ich Euch. Glaubt Ihr, junger Mann, Ihr werdet Jene durch Eure Worte bestimmen, daß sie uns gestatten, zu glauben, was wir mit festester Ueberzeugung für ächt und wahr halten, und daß sie uns nicht ferner zwingen, Lehren zu folgen, gegen die unsere Seele sich empört? — Könnte ich es glauben, hoffen, so wäre ich der Erste, der es sich angelegen sein ließe, die Gemüther des Volkes zu beschwichtigen. Ich würde sie heimführen, würde ihnen zureden, friedlich zureden, und nicht blos dem Wortlaut nach, nein im Geiste und der Gesinnung, — ich würde ihnen zureden, so Manches zu dulden, was die fremden Gewalthaber Schweres über sie bringen, und sie damit trösten, daß der Herr der Prüfungen manche über sein Volk verhängt. Aber Ihr werdet das nicht mit Worten erlangen, was wir begehren, und Keiner wird es erlangen, — und so wollen wir denn das Schwert nicht niederlegen, das wir zur Vertheidigung unserer Religion ergriffen haben. Komme, was da wolle. Die Fügung von Allem steht in einer

gar festen, sicheren Hand. Es ist der Wille des Herrn, daß wir dem Tyrannen widerstehen, welcher jeden Funken der reinen Gottesverehrung auslöschen und dafür den groben Götzendienst einsetzen will. Und ob wir nun berufen sind, die Feinde und Schänder der reinen evangelischen Lehre zu vernichten, oder ob es sein Wille ist, daß wir als Märtyrer unsers Glaubens sterben, um denen, die nach uns kommen, als strahlendes Beispiel zu leuchten, — wir wollen nicht darnach fragen, sein ist der Wille und die Kraft und die Herrlichkeit!"

Der Wiellinger sah gar wohl ein, daß er hier durch Worte ebenso wenig zu erreichen hoffen dürfe, als ihm soeben für die in Linz verwendeten in Aussicht gestellt worden war, und er suchte daher das Gespräch auf den eigentlichen Gegenstand, weshalb er nächtlicher Weile den Kommandirenden der Gmundner-Armee aufgesucht hatte, zu bringen. Er ersuchte diesen, so bald als möglich seinen Vater, der wol von seiner Gefangennehmung erfahren hatte, in Kenntniß zu setzen, daß er wieder auf freiem Fuß sei. Leonhardt rief mit begeistertem Ausdrucke aus: „Was nützt es, sie mit Stricken zu binden, in Eisen zu legen? — wenn der Herr es will, so zerstiebet der Hanf zu Staub, und die Fesseln fallen vom Leibe!"

„Ich will es glauben, daß der Herr mich nicht wollte sterben lassen durch schmählichen Despotismus",

erwiderte der Ritter; — „aber dieser Glaube soll mich doch auch nicht vergessen lassen das Werkzeug, das er zu meiner Befreiung ausersehen hat. Ich fordere daher, daß Ihr für den Fall der Einnahme von Lambach der hier durch Zufall anwesenden Familie schonet."

„Es sind Leute von dem hartherzigen Geschlechte, das uns verfolget?" fragt der Prädikant.

„Es sind ehrenwerthe, gute, menschlich fühlende Leute, und ich will nicht, daß Ihnen ein Leid geschehe," erwiderte der Ritter etwas heftig.

„Es ist uns geheißen, zu erlegen die, welche rütteln an dem Fels des Glaubens, ihn unterminiren, auf daß er zusammmenstürze, nicht zu schonen, weder Mann noch Weib, weder Kind noch Säugling!" rief der Prediger mit vieler Emphase.

„Und Ihr dürfet, — Ihr sollet ihnen kein Leid zufügen", sagte der Wiellinger sehr bestimmt. — „Ich verdanke ihnen mein Leben, und schmählich, schändlich fände ich es, sich an alten, wehrlosen Männern, an schwächlichem Weibsvolk zu vergreifen. — Es darf nicht sein!"

„Und wer sind sie?" fragte der Prädikant etwas aufmerksam geworden.

„Es ist der alte Hauptmann von Grienthal, seine Schwester, eine ältliche Dame, und zwei junge Mädchen", sagte der Ritter.

„Und das eine dieser beiden Mädchen ist schön?"

fragte der Prädikant mit scharfem Tone und einem forschenden Blicke auf den Ritter.

„Ich halte weder den Zeitpunkt, noch weniger meine Lage für passend, nach der Leute schönen Töchtern zu schauen,“ erwiderte der Ritter ausweichend.

„Warum nicht?“ fragte der Prädikant rasch — „es gibt keine Zeit und keine Lage, worin nicht Satan durch seine mächtigen Helfershelfer: Weib und Weiberliebe, die Seelen der Schwachen zu verstricken verstünde. Ihnen unterliegt selbst der, welcher Eitelkeit und Ruhmsucht, Größe und Macht als argen Schlingen zu entgehen die Kraft hat.“

„Ihr sprecht ein hartes Wort“, sagte der Wiellinger unwillig; denn es war vielleicht eben jetzt der Zeitpunkt, wo er am wenigsten geneigt war, das Weib und die Weiberliebe so geradezu Helfer des Satans genannt zu hören. — „Ist nicht das Weib geschaffen, um uns zu Seite zu stehen in den Tagen der Freude so wie in den Tagen der Trauer? Ist es nicht die Liebe des Weibes, die uns das Leben verschönert, unsern Schmerz lindert, die den Gebeugten zu erheben vermag? Ist nicht die Liebe des treuen Weibes der einzige sichere Stern, der unsern Lebenspfad erhellt — —?“

„Ihr sollt Euch nicht verbinden mit den Töchtern der Moabiter!“ sagte der Prediger so ernst und gewichtig, daß der Ritter, in seiner Rede unterbrochen, in der That für einige Augenblicke nachdenkend schwieg;

dann aber sprach er: „Es ist von keiner Verbindung die Rede, auch selbst nicht von Liebe; aber es würde meine Seele mit Abscheu erfüllen, wenn ich erfahren müßte, daß die Männer, welche das Schwert für ihre Rechte und ihren Glauben erhoben haben, zu Mördern wehrloser Weiber ausarteten; und Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß ein solches Handeln nicht unbestraft bleiben würde. Keine Sache kann gedeihen, die so geführt wird."

„Du bist ganz befangen!" rief der Prediger — „Du erwägst nicht, was ein Volk zu thun hat, um Zeugniß zu geben. — Doch sei unbesorgt. Es soll denen, die Dir das Leben gerettet haben, kein Leid wiederfahren. Am besten ist es jedoch, sie verlassen das Zelt Chams, — ich meine das Haus, welches die falschen Apostel ihr Kloster nennen. Ich werde Ihnen einen Geleitbrief ausstellen, der in einer Stunde in ihren Händen sein kann, und mit dem sie ungehindert durch das von unsern Leuten besetzte Land ziehen können."

Er brachte nun auch sogleich sein Versprechen in Ausführung. Er schrieb einen Geleitschein und trat damit vor das Zelt hinaus, um einen der am Feuer liegenden Bauern zu beauftragen, denselben nach Lambach zu Handen der Familie Grienthal zu überbringen.

Als er wieder eintrat, fand er den jungen Ritter am Tische sitzend, den Kopf in die Hand stützend und — in tiefes Nachdenken versunken.

Er stellte sich an seine Seite, und die Hand auf seine Achsel legend, sprach er mit ernstem Ausdrucke, doch nicht hart und verdammend, sondern milde und beinahe weich: „Ihr seid nachdenklich, junger Mann? — ich glaube es und weiß es mir zu erklären. Ihr seid lange vom Vaterlande abwesend gewesend, in Kriegsdiensten, wo man Euch um Euren Glauben nicht fragte, wo überhaupt von solchen Gegenständen nur wenig oder gar nicht gesprochen wird. Aber es ist die Zeit gekommen, wo man die wichtige Frage an Euch stellt: werdet Ihr es gestatten, daß in dem Lande, das Euch geboren, die Autorität der abgöttischen Kirche gegründet werde? — oder werdet Ihr es einsehen, daß wir es unsern Brüdern, Eltern, Kindern und Kindeskindern schuldig sind, entschlossen, beharrlich und keine Anstrengung scheuend für die alleinige Lehre Christi zu kämpfen? — Ja ihr werdet es einsehen, und ein um so muthigerer Kämpfer werdet Ihr sein!“

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Auch ich war ein auf falschen Weg Gerathener; aber ich bin heimgekehrt, noch bei rechter Zeit, und um zu sühnen, will ich Blut und Leben zum Opfer bringen. Ich habe die irdischen Neigungen hinter mich geworfen, will nicht Verwandte, nicht Freunde kennen, trage kein anderes Gefühl in meiner Brust als das stolze Bewußtsein, der Herr hat mich auserwählt zu einem der Arbeiter in seinem Weingarten, und da will ich nicht

müßig stehen. Glaubt nicht, daß ich es für so leicht erachte, den Angeln, womit der böse Geist in diesen Tagen der Finsterniß die Seelen der Gläubigen zu fangen trachtet, zu entkommen. Der Herr prüfet die Seinen, — nicht Alle bestehen diese Prüfung. Wehe dem Unmündigen, der die Führung des wahren Seelenhirten entbehren muß!" —

Er verfiel in einiges Nachdenken, dann aber fuhr er in erzählendem Tone fort: „Mich hatte das reine Licht umstrahlt, als ich in der Wiege lag, und meine Mutter hatte über mich gebetet: Gott möge Barmherzigkeit üben und das reine Licht seiner Lehre fortan in dem Herzen des Lieblings leuchten lassen. — Aber er wollte es anders, sie starb. Den Vater hatte ich nie gekannt, und da stand ich in der Welt — eine Waise. Ein Nachbar, ein armer Mann, Vater vieler Kinder, die er nothdürftig genug durch seinen Webestuhl ernährte, nahm mich auf. Wo Sieben leben, lebt auch das Achte, hatte er gesprochen; — wäre er nicht gewesen, so wäre ich verhungert. Bald darauf reiste ein fremder Mann durch das Dorf. Ein Zufall hielt ihn einige Stunden auf. Er stand am Thore des Gasthofes und sah dem Treiben der Kinder zu, die auf der Straße spielten. Er rief mich zu sich hin. „Wem gehörst Du an, Krauskopf?" war seine an mich gerichtete Frage. Dem Himmelvater! lautete meine Antwort, — wie mir meine Pflegeältern stets vorgesagt

hatten. „Und sonst Niemandem?“ fragte er den neben ihm stehenden Gastwirth. „Ein Bastard“, lächelte dieser, die Mutter ist im vorigen Herbst gestorben. Der Vater, — nun, weiß der liebe Gott, wer der war, und ob er noch lebt. Es liegt zwar ein versiegeltes Schreiben von der Mutter beim Pfleggerichte, darf aber erst eröffnet werden, wenn der kleine Ketzer zwanzig Jahre alt ist, und wird nicht viel enthalten.“ So sprach der Wirth; der Fremde aber sagte: „Ein Ketzer?“ — „Nun ja! war ja die Mutter eine Lutherische, und so gewiß der Balg auch, — sträubt sich auch jetzt noch das pater noster zu lernen, wie der Herr Pfarrer will, und meint, er habe von der Mutter „unser Vater“ gelernt, — das Blut schlägt nicht aus der Art.“ — Der Fremde war ein schöner, freundlicher Mann, ein Wolf in Schafsfell gehüllt, ich blickte ihn gewiß recht treuherzig an; denn er sagte gar lockend: „Willst Du mit mir, Kleiner, in die weite Welt hinaus?“ — „Zum Vater?“ fragte ich. — „Vielleicht“, war die Antwort. — „Und darf ich «unser Vater» beten?“ fragte ich wieder. „Wie Du willst“, lächelte der Mann. „Ich gehe mit!“ rief ich erfreut, — und froh, mich aus der Kost zu bringen, sagte auch der Weber zu. — Der Fremde ging auf das Pfleggericht, um das versiegelte Schreiben zu holen, dann reisten wir ab. Er hatte wahr gesprochen, wir zogen in die weite Welt. Wir bereisten Frankreich, Italien, die Niederlande, —

doch er hatte auch gelogen: ich lernte pater noster sagen, und bald fand ich es ganz natürlich. Er war mein Lehrer, ich lernte Vieles und Manches, aber damit war das reine Licht ausgelöscht in dem Herzen des Jünglings. Endlich trat ich, von meinem Lehrer begleitet, zum Altar, — und schwur den Glauben meiner Väter feierlich ab."

„Ihr wurdet Katholik!" fragte der Wiellinger verwundert.

„So ist es", erwiderte der Prädikant. „Ich ward Katholik, — aber nicht geblendet durch glänzendes Gepränge oder verleitet durch irdische Vortheile. Das Gift ward mir systematisch in die Seele geträufelt, bis sie durch und durch vergiftet war. Mein Wohlthäter und Lehrer war Profeß der Gesellschaft Jesu und ein Mann, den Weltklugheit und Kraft und Treue gegen den Orden schnell von dem geringsten Grade eines Coadjutors in den obersten Grad erhoben hatten, und der zu verschiedenen Zeiten zu den verschiedensten Geschäften verwendet worden war. Er war Prediger und Beichtvater an den fürstlichen Höfen, Lehrer und Rector an Collegien, Regent von Kolonien über'm Meere gewesen; man hatte ihn zum Superior, Provinzial nnd Assistenten erwählt, — und hätte ihn nicht der frühe Tod übereilet, so wäre er sicher ein Nachfolger des Ignaz von Loyola geworden. Er war ein tüchtiger Mann, — ich muß es anerkennen, ob ich

gleich sein Andenken verfluche. Er gab sich viele Mühe mit meiner Ausbildung, er sprach von Talenten, die dem Orden einst Früchte bringen sollten, er prophezeite mir eine ereignißvolle Zukunft. Und wie verstand er es, mich an sich zu ziehen. Er kämpfte nie heftig gegen den Glauben, der durch der frommen Mutter Lehren den ersten Keim in des Knaben Brust gelegt hatte, er war nie leidenschaftlich, er würde mich sonst wahrscheinlich zum Gegner bekommen haben, — aber er trat allmählig mit Zweifeln hervor, er hatte eine hinreißende Beredsamkeit, — konnte so der dreizehn oder vierzehn Jahre alte Knabe wiederstehen? Er wollte mich nicht zwingen, meinen Glauben abzuschwören, sondern überzeugen, daß dieses zu meinem Heile nothwendig sei, — und als er mich zu dieser Ueberzeugung gebracht hatte, erzählte er mir weiter Vieles von der Würde seines Ordens, der höher stehe als jeder andere, ja als selbst der Pabst, — und wie es das höchste Ziel eines jeden Menschen sein müsse, ein Mitglied dieses Ordens zu sein. War es nicht natürlich, daß es bald mein heißester Wunsch war, das Ziel zu erreichen? Er stellte mir dieses in nicht zu ferne Aussicht, doch noch war ich zu jung; dagegen unterzog er sich mit Lust, wie er stets sagte, der Pflicht, mich vorzubereiten: ich sollte ihm, dem Lehrer, einst noch Freude und Ehre machen, und ich war auf dem besten Wege ein — Jesuit zu werden. Aber der Her wollte es nicht: mein

Lehrer starb plötzlich, so plötzlich, daß er für meine Zukunft keine Anordnungen treffen konnte. — Gott sei gelobt!"

Der junge Mann versank abermals in Nachdenken, welches der Ritter nicht stören wollte; — und nach einiger Zeit fuhr der Prädikant fort:

„Ich stand jetzt wieder allein und verlassen in der Welt, mit dem einzigen Bewußtsein, daß es mein Beruf sei, Jesuit zu werden. Ich wandte mich an einen Residenten des Ordens in einer kleinen Stadt Baierns. Es war ein stolzer Mann, er lächelte über meine Forderung, jetzt fömlich in ein Kollegium des Ordens Jesu aufgenommen zu werden, er fragte um mein Herkommen, um meine Familie. Ich hatte nichts, als das noch immer versiegelte Schreiben meiner Mutter vorzuweisen und den Namen meines Lehrers zu nennen. — Da zog sich seine Stirne kraus, sein Blick wurde ein zorniger, er wandte mir für einige Augenblicke den Rücken, — dann aber sagte er zu mir, indem er mir das Schreiben abnahm: Dieses wolle er aufbewahren, bis ich mein zwanzigstes Jahr erreicht habe, — dann könne ich mich für ein Jesuiten-Collegium melden. — Der Name meines Lehrers hatte, wie ich später erfuhr, Alles verdorben. Die Beiden waren die größten Gegner, die bittersten Feinde gewesen. Und was blieb mir zu thun übrig? — Ich traf mit einem Frater aus dem Orden

des heiligen Franziskus von Assisi zusammen; — ein ungebildeter, aber gutmüthiger alter Mann, der neugierig, wie er war, bald meine ganze Lebensgeschichte wußte. Er nannte die Jesuiten Schurken und wünschte mir, meines Seelenheils wegen, Glück, keine Aufnahme bei diesen mehr weltlich als geistlich gesinnten Collegien gefunden zu haben; dagegen empfahl er mir seinen Orden als das non plus ultra von Vollkommenheit; — und am andern Tage schor man mein Haupt, steckte meinen Körper in eine grobwollene Kutte und umschlang ihn mit dem knotigen Geißelstricke, — einige Tage später übte ich die erste Pflicht meines Ordens: den ersten besten Wanderer auf offener Straße um ein Almosen anzugehen. Mit der Zeit wurde ich in den Geist meiner Brüderschaft mehr und mehr eingeweiht. Es war dieser jedoch anderer Art, als jener, den ich mir, nach den Worten meines Lehrers in den geistlichen Brüderschaften des katholischen Glaubens als den herrschenden gedacht hatte, und daß dabei auf den Glauben selbst mancher Schatten fiel, ist natürlich. Ich gerieth in ein Grübeln und Nachdenken, — sonderbarer Weise tauchten die ersten einfachen Grundlehren der reinen Religion, wie ich sie aus dem Munde der Mutter vernommen hatte, gar frisch und lebendig in meiner Seele wieder auf, — ich nahm das Buch aller Bücher zur Hand, das reine unverfälschte Buch, — und da fand ich es wol heraus, daß Christus

seine Kirche auf den Fels des Glaubens gebaut, und dabei nicht der trüglichen Gaukelei und des Mißbrauches mit dem Namen Petrus gedacht habe. Was ich suchte, fand ich: Beruhigung und Trost, — und Gott sandte mir später einen freundlichen Führer und durch ihn das Licht, auf daß ich nicht länger in der Finsterniß wandle. — Er, der Herr aller Welten sei gepriesen!"

„Und von Euerem Vater —?" fragte der Wiellinger.

„Hab ich nie etwas erfahren", erwiderte der Prediger. „Als ich, zwanzig Jahre alt geworden, das Schreiben von dem Jesuiten-Residenten verlangte, ward mir der Bescheid, es sei verloren gegangen."

„Und Ihr glaubt dies?"

„Keineswegs. Doch was sollte ich thun?" erwiderte der Prädikant auf die Frage des Ritters, und mit zürnendem Unwillen setzte er hinzu: „Aber sollte ich auch ein besonderes Verlangen tragen, einen Mann kennen zu lernen, der, als er in einer thierisch-sinnlichen Stunde den Lebenskeim eines Wesens erweckt, dann für dasselbe nichts weiter fühlte, dachte, empfand? — Ist es Dieses, was den Sohn zum Vater zieht? — Stellt ihn Dieses in dem Herzen des Kindes höher als jedes andere Wesen, Dieses, was der Mensch-Vater mit dem Wolf-Vater, mit dem Löwen, Tiger, Hunde, Bock — mit jedem Thiere, das Seinesgleichen erzeugt, gemein hat? — Doch, nichts mehr hiervon!" —

Mit Heftigkeit schritt der junge Mann im Zelte

auf und nieder. Der Ritter fühlte inniges Mitleid: er erkannte es, daß dieser Jüngling ein Ball in der Hand des launenhaften, für ihn ganz besonders mißgünstigen Geschickes, ein Opfer desselben geworden sei und mit allen seinen Talenten, Anlagen, geistigen Fähigkeiten, die ihn unter anderen Verhältnissen vielleicht zu einem ausgezeichneten und, was noch mehr zählt, glücklichen Menschen gemacht hätten, einem üblen Ende entgegen gehe.

Er wurde in seinen Gedanken hierüber durch den Eintritt eines Mannes gestört. Es war einer der sogenannten schwarzen Bauern und vom Oberfeldhauptmann an den Prädikanten mit der Aufforderung gesendet, sich sogleich in das Lager vor Lambach zu begeben, wo Wichtiges in Angelegenheit der Belagerung des Stiftes besprochen werden sollte.

Der Prädikant nahm herzlichen Abschied von dem jungen Manne mit der besonderen, nochmals wiederholten Ermahnung, sich nicht in den Schlingen des Satans fangen zu lassen, sondern den Weg des ewigen Heiles zu betreten.

Bald darauf verließ der junge Wiellinger, auf einem ihm von dem Prädikanten gestellten Pferde das Lager in der Bauernau, indem er den Weg gegen Stadel einschlug, um dann über Wimsbach und Kremsmünster nach Linz zu gelangen.

Siebentes Kapitel.

„— — ein Holzapfel, weißt Du wol, wird im Paradiesgärtlein selbst ewig keine Ananas.“

Fr. v. Schiller
die Räuber. 2. Akt. 3. Scene.

Es war ein schöner, frischer Herbstmorgen, und der junge Wiellinger hätte bei seiner Reise durchs Land unter andern Umständen sicher nicht deren anmuthige Reize übersehen oder unbeachtet gelassen; doch unter gegenwärtigen Verhältnissen war seine Seele mit den verschiedenartigsten Gedanken und auf eine Art beschäftigt, daß sie auch eben nur diesen sich in voller Ausdehnung überließ. Er konnte sich des Mitleids mit dem Schicksale des jungen Mannes, welchen er eben verlassen hatte, nicht erwehren, der, nachdem er seine Seele auf die Höhe eines religiösen Fanatismus hinaufgetrieben, den Anschein nahm, als blicke er auf alle irdischen Verhältnisse, Neigungen, Gefühle und Empfindungen als dem reinen Streben im Wege stehende Dinge herab, dabei aber doch mit Bitterkeit des Umstandes gedachte, daß er als Vater- und Freunde-

loser in der Welt dastehe. Und im Verfolge dieses Gedankens gedachte dann er seines eignen Vaters, — des Handelns der Beiden, — der Motive, welche jeden einzeln dabei leiteten.

„Was ist es denn doch mit dem Menschen?“ sprach er zu sich selbst, „daß seine besten und würdigsten Gefühle so irre geführt werden können? — Edler Stolz strenge Ansichten über Recht und Unrecht, Ehrgeiz können zur Zügellosigkeit, Raubgier und Rache ausarten; — Religiosität und frommer Eifer können zur wahnsinnigen, blutdürstenden Schwärmerei hinführen. Und dürfen wir den verdammen, dessen Gefühle gleich den brausenden Wogen eines hoch angeschwollenen Wildbaches Alles mit sich fort in den Studel des Verderbens reißen? Dürfen, können wir über ihn ein hartes Urtheil fällen?“

Im Verfolge dieser und ähnlicher Gedanken kam er dann auch auf seine eigene Person, auf seine eigenen Empfindungen und Gefühle, auf sein Verhältniß, nicht sowol gegenüber dem Vater, dem Vaterlande und den Pflichten, welche ihm gegen Beide zu erfüllen oblagen, als mehr gegenüber dem Mädchen, das er im Verlaufe der letzten Zeit kennen gelernt hatte. Und da, — er mußte es sich selbst gestehen, — fühlte er, daß er Elisabeth liebe. Trotz Allem, was er dagegen einzuwenden versuchte: Kürze der Bekanntschaft, unvollständiges Wissen von ihren Eigenschaften, Neigungen, Empfin-

dungen, Möglichkeit, daß er ihr gleichgültig sei, ja, daß sie einen Andern liebe: trotz dem Allem fühlte er doch, daß er sie wirklich liebe, und zwar mit der ganzen Innigkeit seiner Seele. Er nannte sich selbst einen Thoren? — War es ihre Schönheit, was er liebte? so fragte er sich selbst. — Und darauf gab er zur Antwort: Was ist hehre, schlanke Gestalt? was schönes, glänzendes Haar, was Gesundheitsblüthe und Jugendfrische? Alles, alles kann in wenigen Jahren dahin sein. — Nein, nein das ist es nicht! rief es wieder in seinem Innern, — und weiter sprach diese Stimme: Du hast schon viele schöne, ja selbst schönere Mädchen gesehen, ohne dabei eine andere Regung, als die des Wohlgefallens, wie etwa auch bei einer schönen Landschaft zu verspüren; doch hier ist es ganz anders. Trotz dem, daß Du sie nur zwei Mal gesehen, kaum einige Worte mit ihr gesprochen hast, so bist Du doch vollkommen überzeugt, daß in diesem schönen Körper eine schöne Seele wohne, — und Du bist auch überzeugt, daß diese Schönheit eine unvergängliche sei, nicht unterworfen dem flüchtigen Zeitwechsel und dessen steten und bösen Begleitern für das Körperliche: Abnahme und Verfall! — Und wie diese Stimme so überzeugend sprach, da fühlte er denn auch, daß dem so war; aber diese Empfindung war keine angenehme, wie sie sonst das erste Erwachen der Liebe mit sich zu bringen pflegt.

Unser junger Freund war nicht von der Art derer, welche sich geradehin den Regungen des Herzens überlassen, ohne der klügelnden Vernunft auch nur ein Wörtchen Einsprache zu gestatten; im Gegentheile, er war bei allem Gemüthe, reicher Empfindung und innigem Gefühle gewohnt, diese stets, wenigstens so weit es möglich war, einer Prüfung der Vernunft zu unterziehen. Er sprach zu sich selbst: Es wäre aber sehr gefährlich, mich diesem kaum erwachten Gefühle zu überlassen. Wohin würde es führen? — Obwol ich Alles versuchen will, diesem traurigen Aufstande ein gutes Ende zu bereiten, so muß ich mir bei kalter Ueberlegung doch eingestehen, daß ich es kaum hoffen kann. Und was bleibt mir dann zu thun übrig? — Erhebe ich für Glauben und Recht mein Schwert, so bezeichne ich mich als natürlichen Feind ihrer Familie, und will ich nicht ein Theilnehmer dieser Gewaltthätigkeiten, dieser wüthenden Aeußerungen sein, die bald von gedrücktem Rechte, bald von Glaubenseifer die Larve borgen, so muß ich bald genug das Land verlassen. Sie — sie kann also nie mein werden. Was könnte ich ihr, was ihrer Familie bieten, — ich, ein armer Abenteurer, dem das Schwert an der Seite sein Alles ist? — Der Stolz ihrer Familie, unsere widerstreitenden Glaubensmeinungen — — nein, nein! sie kann nie mein werden! — Also wozu sich einem Gefühle überlassen, das ein hem-

mendes würde und nie einem erwünschten Ziele zuführen kann."

„Abgemacht!" rief er laut, — mit sich selbst vollkommen einig, und seinem Pferde die Sporen gebend, trieb er dieses aus dem bisherigen mäßigen Schritt zum raschen Trabe an.

Er hatte einige Stunden Weges zurückgelegt, Wimsbach seitwärts liegen gelassen, war über die Alm gesetzt und befand sich nun auf der Straße, die über Kremsmünster nach Linz führt. Es war dieses zwar nicht der nächste Weg, aber doch der ruhigste und sicherste, da auf der Straße, welche an der Traun abwärts nach Wels führt, mancherlei Abtheilungen von bewaffneten Bauern oder Streifpikets der zu Wels garnisonirenden bairischen Truppen zu treffen sein mochten; und er zog es vor, der einen Partei wie der andern nach Möglichkeit auszuweichen. Der Zufall war ihm aber bei der Wahl seiner Reiseroute noch ganz besonders günstig.

Als er eben sein Pferd in mehr gemäßigtem Schritte hingehen ließ, bemerkte er in der Ferne einen ihm entgegenkommenden Mann, welcher zwei Stück Ochsen vor sich her trieb; aber als ihm dieser etwa hundert Schritte nahe gekommen war, erhob er ein lautes Freudengeschrei und eilte, sich weiters nicht um seine gehörnten Gefährten bekümmernd, in munteren Sprüngen auf den Ritter zu.

„Ei, Franz! wo kommst Du her?“ rief dieser nicht minder erfreut, als er seinen treuen Gefährten erkannte.

„Von Irrendorf“ erwiderte Franz — „hab' da die Stute bei meinem Herrn Vetter, dem Bauer im Holz, wie sie ihn heißen, stehen lassen. — Aber, Herr, sagt mir nur, wie seid denn Ihr den Baiern abgefahrn?“

Der Wiellinger erzählte.

„Victori!“ rief der gutmüthige Bursche einen Rundsprung machend — „weil Ihr nur ausgekommen seid, und die Annemie — no, die soll's gut haben bei mir, so lange sie lebt, und wann ich sie einmal hab'. Aber jetzt brauchen sie die Ochsen auch nicht mehr“, setzte er mit einem Seitenblicke auf die beiden Thiere, welche ganz gemächlich am Rain der Landstraße weideten, hinzu.

„Was soll es mit den Ochsen?“ fragte der Wiellinger. — „Hm! — ich hab sie nach Lambach treiben wollen“, erwiderte Franz — „die zwei hätten mir gewiß eine gute Aufnahme bei dem Kommendanten verschafft, und ich hätte nebenbei erfahren, wie es mit Euch steht, und was zu machen ist.“

„Wo hast Du die Thiere her?“ fragte der Ritter, lächelnd über den Einfall des Burschen, sich auf diese Weise den Eintritt in die Festung zu verschaffen.

„Ihr kennt den Bauern doch nicht, dem sie angehört haben, und wann ich ihn Euch auch nenne.“

„Du hast sie doch nicht gestohlen?“ — „No! wenn mans so nennen will“, sprach Franz, „die Baiern

heißen's mitgehn lassen. Und ich hab mir gedacht: laß ich sie nicht mitgehn, so die Andern, oder auch vielleicht unsere Leute — wie es grade kommt, und mir sind sie just zu Gesicht gestanden."

„Du wirst sie aber jetzt hoffentlich wieder zurücktreiben?" fragte der Wiellinger.

„Was thät ich auch mit dem langweiligen Vieh", lachte Franz, „bis zum Infang will sie begleiten, aft wissen sie ohnedieß heim. Reitet nur fort, Herr, grad hinwärts, Irrendorf laßt rechts liegen; ich komm auch bald nach."

Und so geschah es auch. Nach etwa einer halben Stunde kam Franz auf seiner Stute in einem so schnellen Trabe, als deren steife Füße vor sich bringen konnten, dem Ritter nach. Dieser erkundigte sich jetzt vor Allem nach den Briefen, die ihm der Vater von Aistershaim mitgegeben hatte.

Franz versicherte, daß er diese ganz wohl erhalten in seiner Satteltasche berge, und sie säumten nun auch nicht, ihre Straße zu verfolgen, und kamen, ohne auf irgend ein Hinderniß gestoßen zu sein und, ohne eine unnöthige Verzögerung, doch erst bei später Nacht in Linz an.

Wir müssen unsern Wiellinger und seinen Knappen jetzt auf kurze Zeit verlassen, da wir sonst nicht gleich eine so gute Gelegenheit hätten, unsern Lesern von dem Ausgange der Belagerung des Klosters Lambach,

und von einigen sich daran knüpfenden Ereignissen erzählen zu können.

Wir haben erfahren, wie die geringe Garnison einige gar heftige Anfälle der Bauern auszuhalten hatte, aber sie bewies dabei die größte Standhaftigkeit, und ihr Kommandant, der Hauptmann von Leßle, so viel Ruhe, Muth und richtigen Takt in der Vertheilung seiner geringen Kräfte, daß der Kapitän Andreas von Grienthal, obwohl er sonst eben nicht besonders gut auf den bairischen Hauptmann zu sprechen war, doch behauptete, Bergen op Zoom habe sich um nichts besser gehalten, als gegenwärtig das im Vergleich doch nur sehr wenig befestigte Lambach. Nach dem zweiten Sturme, welchen die Bauern auf die im Markte aufgeworfenen Schanzen wagten, schickte Leßle an den Feldhauptmann Achaz von Wiellinger einen Trompeter, mit der Drohung: wenn noch ein dritter Sturm unternommen würde, so lasse er den Sohn des Rebellenführers, welcher in festem Arreste sitze, im Klosterhofe erschießen; — den Kopf des Erschossenen wolle er dann schon zur beliebigen Ueberzeugung in das Bauernlager hinausschicken. Der Wiellinger, gleich den Helden des alten Griechenlands, gab zur Antwort: Er werde mit seinen Bauern den dritten und vierten Sturm unternehmen und überhaupt nicht ablassen, da er sich fest vorgenommen habe, kommenden Mittags im Refectorium zu speisen. Was aber das Erschießenlassen

seines Sohnes, des Edlen Hans Ernst von Wiellinger anbeträfe, so schwöre er bei seiner Ritterehre, zur Revange den Herrn Hauptmann von Leßle zu höchst am Thorthurme aufhängen zu lassen. — Die Trommeln wirbelten, und die Bauern drangen unter wildem Geschrei die Schanzen hinan. Wieder gelang es den Baiern den Sturm abzuschlagen; aber Leßle rief zornschnaubend: „Führt den Burschen heraus, hier — Angesichts seines Vaters laß ich ihn niederschießen!“ Daß man den Gefangenen jedoch nicht in dem Arreste fand, war ganz natürlich, da er in eben diesem Augenblicke die Ager durchwatete, um sich in das Hauptquartier der Gmundner-Armee zu begeben. Dagegen fand man die Thüre seines Gefängnisses angelweit offen, und vor dieser an der Mauerecke kauernd den tiefschnarchenden Christian, — ohne Wehr und Waffe, dagegen mit festgebundenen Armen. Nach vielen Bemühungen und nach Applikation einiger Krüge Wassers, die man über seinem Haupte ausleerte, kam er halbwegs zu einiger Besinnung, dann aber auch zur traurigen Erkenntniß, daß er ein Opfer der Liebe und des Prälatenweines geworden sei. Er war aber schlau genug, sich sogleich eine Lüge zu erdichten, die, so grob sie war, doch in jenem abergläubischen Zeitalter unter denen, welchen er sie vortrug, Gläubige fand. Er erzählte von schwarzen Gestalten mit funkensprühenden Augen und glühenden Zungen; bei der Einen wollte er auch einen

langen Schweif bemerkt haben, der bei jedem Schritte seines Trägers Funken aus dem Steinpflaster schlug; und als diese auf ihn zugekommen wären, habe er wol gleich drei Kreuze über Stirne und Brust gemacht, — die Dragoner, welche den Gefangenen zu holen gekommen waren, machten jetzt desgleichen, — aber die Funkensprühenden fragten darnach nicht, sondern schritten näher und näher, — da habe er es mit dem Karabiner versucht, — angeschlagen und losgedrückt; — die Rauchwolke habe er noch gesehn, den Knall gehört, aber was weiter geschehen sei, davon wisse er kein Wort zu sagen.

So erzählte Christian; die Andern machten schnell noch ein Mal drei Kreuze über Stirne und Brust; der Hauptmann Leßle ließ aber den Seher bei Wasser und Brot festsetzen, mit der Drohung, wenn er nicht binnen 24 Stunden die Wahrheit gestehe, so würden sechs Karabiner, ihm auf Kopf und Brust gerichtet, ihn denen mit den glühenden Zungen und dem funkenschlagenden Schweife zusenden. Christian war aber nicht dumm, er blieb bei seiner Aussage, seine Kameraden, die Dragoner, ja die ganze Garnison, Alle, die davon hörten, fanden die Geschichte ganz erklärlich, und der Kommandant konnte, um nicht die ganze Mannschaft gegen sich zu bekommen, nichts Vernünftigeres thun, als die Geschichte ebenfalls gläubig aufnehmen und den armen Burschen, welcher ohnedieß genug Schreck ausgestanden hatte, freigeben.

Unterdeß standen bereits sechsundsiebenzig Häuser des obern Marktes, welche sich außerhalb der Schanzen befanden, in vollen Flammen. Alle Scheunen verbrannten sammt dem Getreide, und nur der angestrengtesten Mühe und Sorgfalt des Kommandanten hatten es das Kloster und die wenigen Häuser im untern Markte zu verdanken, daß sie dem Brande entkamen.

Es war ein Stillstand eingetreten, und als der Morgen graute, kam ein Bote der Bauern mit einem Zettel für den Kommandanten an die äußern Schanzen. Auf diesem Zettel stand geschrieben: „Ritter Hans Ernst von Wiellinger läßt den Hauptmann Leßle grüßen!“ Der Kommandant zerriß das Schreiben in hundert kleine Stücke; doch als ihm jetzt auch der Geleitschein für die Familie Grienthal übergeben wurde, da erhob sich plötzlich ein böser Argwohn in seiner Seele. Er ging sogleich dem Gange zu, wo sich die Gemächer der von ihm Beargwohnten befanden. Ohne Umstände platzte er, roh genug, mit seiner Beschuldigung heraus. Fräulein Helene betheuerte und schwor bei allen Heiligen; Elisabeth stand am Fenster, wurde blaß und roth, hätte sich jedoch um keinen Preis umgewendet; Annemarie machte ein gar gläubiges Gesicht und meinte, sie habe selbst schon davon gehört, wie es im Kloster Lambach gar nicht geheuer wäre, und wie bei aller Heiligkeit des Ortes es nicht gerathen sei, nächtlicher Weile über die Gänge oder wol gar über

den Chor sich zu wagen. Der alte invalide Kapitän aber forderte, nach wiederholt ausgesprochenem Betheuern seiner Nichttheilnahme an der Flucht des jungen Gefangenen, Genugthuung, — „versteht sich nach beendetem Kriege“, setzte er hinzu — „denn jetzt gehört Ihr Euerem General!“

Das Bombardement begann neuerdings, und Hauptmann Leßle verließ nach einer kühlen Verbeugung die Familie Grienthal; diese bald darauf Kloster Lambach.

Nach den mißlungenen Angriffen auf die Schanzen, und als zu bemerken war, wie sich der Brand auf die außerhalb dieser gelegenen Gegenden des Marktes beschränke, zog Herr Achaz von Wiellinger seine Truppen zurück, und man trat zu einem Kriegsrath zusammen, um zu bestimmen, was zu unternehmen das Gerathenste sei. Hierbei erschien auch Leonhart, der Prädikant und zugleich Feldhauptmann der Gmundner Armee.

Herr Achaz von Wiellinger trat ihm mit herablassender Freundlichkeit entgegen, und ihm die Hand bietend, sagte er: „Man hat Euch, werther Herr Pastor, zu einem Hauptmann der evangelischen Armee erwählt und Euch dadurch das Recht gegeben, eine Stimme im Kriegsrath zu führen; wir hoffen, daß Ihr mit unsern Grundsätzen bekannt seid und darnach Eure Stimme geben werdet!“

„Grundsätze? — ich glaube, wir Alle handeln wol

nach denselben Grundsätzen", erwiderte der Prediger — „sie haben den Wiederaufbau des verfallenen Heiligthums und die Vertilgung des Sündhaften zum Ziele.

Der Wiellinger verzog seinen Mund zu einem Lächeln, während er sprach: „Meinethalben, Herr Pastor, könnt Ihr der Sache diesen Namen geben, wenn auch ich einen andern gewählt habe. Ich spreche jedoch nicht von dem Ziele unsers Aufstandes, sondern von den Grundsätzen, nach welchen ich ihn zu erhalten und zu leiten mir vorgesetzt habe."

„Der heilige Zweck kann nur durch heilige Mittel erreicht werden!" sagte der Prediger.

„Der Zweck heiliget aber die Mittel, so lautete ja wol die Lehre, welcher Ihr vor noch nicht gar langer Zeit zugeschworen hattet", sagte der Ritter mit scharfem Ausdrucke — „doch auch hievon soll unser heutiger Kriegsrath keine Erwähnung thun, sondern nur davon, was wir zu wählen haben, um unsere Leute beisammen zu behalten; denn es ist nur zu gut bekannt, daß sie, einem thatenlosen Leben überlassen, schnell lau werden und in ihrem Eifer erlahmen, — daß sie auseinander stieben wie leichtes Blätterwerk, und um sie wieder in Massen zusammenzubringen, wir neue Aufgebote, neue Drohungen und Strafen nöthig hätten. Aber gerade jetzt müssen wir trachten, uns stark und furchtbar zu erhalten, jetzt, wo es einiger erfolgreicher Anstrengungen bedarf, um die Sündhaf-

ten zu vertilgen", setzte er mit bezüglichem Nachdrucke hinzu.

„Die Drohungen und Strafen, von denen Ihr sprecht, und die Ihr für nöthig erachtet, um das Volk zum Zuzuge zu bestimmen, billige ich nicht", sagte der Prediger. „Die Sache, das Wort müssen begeistern."

„Ihr kennt die Bauern nicht", erwiderte der Oberfeldhauptmann etwas unwillig.

„Gott kann Befreiung wirken durch Wenige wie durch Massen!" sagte der Prediger glaubensstark.

„Ich will es für jetzt mit Massen versuchen", lächelte der Ritter. — „Doch kommt zur Versammlung!" sprach er, und Beide traten in den anstoßenden Saal, wo bereits einige und zwanzig der thätigsten Anführer der evangelischen Armee sich befanden.

Hier herrschte jedoch keineswegs der ruhige und sorgliche Ernst, den man in einem Rathe über so wichtige Angelegenheiten hätte erwarten sollen; es ging hier recht bunt durcheinander zu. Zwei oder Drei saßen beisammen und tranken um die Wette, Andere schritten lärmend im Zimmer auf und nieder, wieder Andere standen beisammen und waren in ihren Gesprächen eben so laut und polternd, als die beim Weinkruge Sitzenden und die Hin- und Wiederschreitenden. Der ganzen Versammlung war es aber anzusehen, daß unter ihren Theilnehmern Uebereinstimmung der Ansichten fehle. Da gab es Einige, welche

dafür stimmten, nicht eher nachzulassen, bis nicht Lambach in ihren Händen sei; Andere meinten, man solle jetzt, wo man eine so drohende Stellung eingenommen habe, mit den kaiserlichen Kommissären zu Enns neuerdings in Unterhandlungen treten; wieder Andere meinten: es sei gerathner, sich in die festen Lager von Weibern und Efferding zurückzuziehen, wo man ihnen nicht beikommen könne, und wo man das Ende der Unterhandlungen weit sicherer abwarten könne. — Mit Einem Worte, es herrschten Zweifel und Zwietracht in der Versammlung, und dabei ein solches Geschrei und Gelärm, solch ein übermüthiges Prahlen und eine so häufige Anwendung von Läster- und Schimpfworten, wie man nur immerhin von den Leuten erwarten konnte, aus welchen dieser ehrenwerthe Kriegsrath bestand.

Herr Achaz von Wiellinger nahm an diesem heftigen Wort- und Zungenkampf großes Aergerniß und trat jetzt mit all dem Ansehen, welches ihm überhaupt seine Stellung als Ritter und Landstand, noch mehr aber seine Würde als Oberfeldhauptmann verschaffte, unter die streitenden Parteien. Eben nicht mit den artigsten Worten schalt er sie aus und machte die Bemerkung „wie hirnwüthig es sei, sich jetzt zu zertragen" und „wie ein einfältiges Hin- und Herreden zu gar nichts führe." Dagegen forderte er Jeden einzeln auf, seine Meinung auszusprechen, was für den gegenwär-

tigen Augenblick zu unternehmen sei. Hiermit kam es nun aber eben auch nicht vorwärts. Einer sprach so, der Andere so, — Mancher polterte unverständliches Zeug heraus. Ein Anderer gebrauchte große Umschweife, um seine eigentliche Meinung zu beschönigen, wenn er fürchtete, sie dürfe mehrstimmigen Widerstand erfahren, endlich meinte der Oberfeldhauptmann, es sei am gerathensten, seinerseits einen Ausspruch zu thun, und dieser bestand darin: man solle Lambach hinter sich liegen lassen und geradeswegs auf Linz losmarschiren.

Er sprach viel und nachdrücklich über die Nothwendigkeit, den günstigen Augenblick zu benutzen, über die zuverlässige Hoffnung, daß David Spatt gleichzeitig mit einem großen, im Mühlviertel gesammelten Heere im Anzuge sei, und über die Thorheit, wenn man jetzt auf halbem Wege stehen bleiben oder diesen gar zurück machen wolle.

Aber da muß man unsere Landsleute kennen. Eine Stunde und länger lassen sie in sich hineinreden, sich einen Gegenstand erklären, das pro und contra auseinandersetzen, sie machen dazu gar aufmerksame Gesichter, nicken wol auch bedeutungsvoll mit dem Haupte, und endlich — verharren sie bei ihrer ersten Meinung. So auch hier. Der Wiellinger hatte seine Anrede geendet, eine Zeit lang herrschte noch Stille im Saale, dann aber begann wieder dasselbe Hin- und Herreden, das

stete: „i moan dert“ und „i moan halt“, und Jeder war bei seiner ersten Meinung stehen geblieben.

Der Ritter biß sich die Unterlippe wund. Er sah es ein, daß die Sache eine andere Wendung bekommen müsse. Er nahm sich die Leute einzeln auf die Seite und behandelte Jeden auf die Weise, wie er nach dessen Individualität, Ansichten und Interessen für zweckmäßig erachtete: doch wir wollen vermeiden, zu weitläufig zu werden und nur das Resultat dieses sonderbaren Kriegsrathes mittheilen, welches jedoch keineswegs den Ansichten des Oberfeldhauptmannes entsprach.

Es wurde bestimmt, man wolle vorerst Lambach einnehmen, dann gegen Linz ziehen. Da aber mit dem Schwerte in der Hand, wie die vergangene Nacht erwiesen hatte, nichts zu erreichen sei, so wolle man das befestigte Kloster — aushungern. Da aber hierzu nicht die ganze versammelte Armee nothwendig sei, dieser selbst bei einem längern Beisammenbleiben der Mangel an Lebensmitteln fühlbar werden könnte, so sollte ein Theil derselben sich vorläufig gegen Weibern, der andere gegen Gmunden zurückziehen, bis auf weitere Ereignisse.

Herr Achaz von Wiellinger hatte vergebens versucht, denen mit ihm zu Rathe Sitzenden das Unvollständige, Unvortheilhafte dieser Beschließung auseinander zu setzen, es blieb dabei, und einige Stunden später sah er seine Armee auf das Drittheil herabgesetzt.

Mit dieser setzte er sich nun im Marktfelde fest,

schloß das Kloster ein, um jede Zufuhr abzusperren, und begann das Kloster und den untern Markt mit Kanonen zu beschießen, welches er durch vier Tage unausgesetzt forttrieb. Während dieser Zeit plünderte er den Salzstadel, steckte mehre in der Umgegend gelegene Höfe katholischer Bauern in Brand und benahm sich wie in Feindes Land.

Am Abende des vierten Tages der Belagerung wurde ihm die Meldung von dem Anmarsche größerer Truppenabtheilungen gemacht, er rüstete sich, diese, welche von Linz zum Ersatze von Lambach herbeieilten, zu empfangen. Es waren zwei Regimenter Fußvolk und einige Geschwader Reiter, es entspann sich ein hitziges Gefecht. — Hauptmann von Leßle machte einen Ausfall im Rücken der von drei Seiten angegriffenen Bauern, mehr als tausend Mann blieben auf dem Platze, die übrigen flohen dem Lager bei Weibern oder auf Gmunden zu.

So wurden mit Einem Schlage alle stolzen Pläne des Feldhauptmannes der evangelischen Armee vernichtet, die Schuld trug der Kriegsrath, zusammengesetzt aus eigensinnigen Bauern, aus Leuten, die nicht weiter sahen, als es eben blau war, die aber doch Sitz und Stimme hatten, weil sie zum Kriegsrath gehörten. — Ein Kriegsrath steht oft manchem Erfolge, den ein Genie gedacht und auch erreicht hätte, im Wege.

Achtes Kapitel.

„Sie konnte mir kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach;
Den Blick nur durft ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach."

Fr. v. Schiller.
Gedichte. Das Geheimniß.

Wenn man auf der von Ebelsberg nach Linz führenden Straße sich der letztern Stadt nähert, so gelangt man vorerst in ihre Vorstadt, die „Landstraße" genannt. Es ist eine breite, zu beiden Seiten von ansehnlichen, zwei und drei Stockwerke hohen Häusern eingesäumte Zeile, von welcher eine Menge Seiten- und Quergassen auslaufen. So war es wohl auch damals, nur daß die Häuserzahl eine weit geringere war, und daß an der Stelle der jetzigen Prachtgebäude, namentlich in den Quergassen, welche die Landstraße mit der Herrengasse verbanden, schöne Baumgärten zu treffen waren. Die Physiognomie der damaligen Vorstadt hat sich bis heute bedeutend verändert, so auch dort, wo sie an das in das Innere der Stadt führende Thor anstößt. Dieses heißt heut zu Tage das Schmidthor, und war damals das Welserthor genannt. Vor diesem

erweitert sich die Landstraße zu einem unregelmäßig viereckigen Platz, welcher nach links auf die mit schönen Baumalleen beflanzte Promenade, nach rechts in die Grabengasse führte. An der Stelle jener war zur Zeit, aus welcher wir erzählen, ein offener freier Platz, der obere Graben, scheidend die Stadtmauern von dem Anbau der Vorstadt; an der Stelle dieser bestand aber ein wirklicher Graben, der untere genannt, welcher sich bis zum „Schülthürl" hinabzog, holperig, uneben, auf der einen Seite von der Stadtmauer, auf der andern von einer Erderhöhung eingesäumt, die sich dann weiter in die Vorstadt hinein verlief und theils einige kleine Häuser, theils ausgebreitete Gärten auf ihrem Rücken trug.

Dem Welserthore gegenüber, dort, wo man auf den obern Graben einbog, lag ein großes, stattliches Haus, es gehörte seit Kurzem Sr. Gnaden dem Herrn Statthalter; ihm gegenüber, also dort, wo man sich dem untern Graben zuwendete, lag zum Gegensatze ein kleines, niederes Häuschen, und der über der Eingangsthüre aufgehangene Strohkranz, durch welchen einige Tannenreiser gesteckt waren, bezeichnete es als eine Herberge. Wir treten jetzt in das Gastzimmer derselben ein. Es ist hier ziemlich dunkel; denn die Nacht ist beinahe schon seit zwei Stunden eingebrochen, und das einzig und allein hier brennende Talglicht ist ärmlich genug und kaum vermögend, der tiefen Finsterniß

eben auch nur einigen wenigen Abbruch zu thun. An dem einen Wandtische, und zwar an demselben, auf welchem der eiserne Leuchter mit der brennenden Kerze steht, sitzt ein Mann bei einem Kruge Bier und einem Stücke kalten Braten nebst Brot, welchem er mit vielem Appetite zuspricht. Er ist vorläufig der einzige Gast in der Herberge „zum eisernen Harnisch", aber bald tritt noch ein zweiter ein, und dieser setzt sich ohne Umstände an denselben Tisch und langt auch, ohne Anstand zu nehmen, nach Braten, Brot und Bierkrug. Zeigte der Erste schon guten Appetit, so der Zweite gewiß im doppelten Maßstabe, und dieses gewiß zur Freude seines Gefährten; denn dieser sagte: „Recht, Franzl, laß Dir's schmecken, war doch den ganzen Tag über Herr Schmalhans unser Koch und Kellermeister."

„Und wer weiß, wie es morgen wieder ausschaut", erwidert der Angesprochene.

Wir wollen nicht den Geheimnißvollen spielen, sondern unserm Leser sogleich eröffnen, daß Herr Hans von Wiellinger und sein Leibknappe Franz die beiden Gäste sind.

Sie waren vor etwa einer halben Stunde in Linz angekommen und auf Anrathen des allenthalben Auskunft wissenden Tanzgeigers in dem „eisernen Harnisch", als einem wenig besuchten Gasthause eingekehrt. Franz hatte für gute Unterkunft der Pferde in dem in der That nicht schlecht gehaltenen Stalle, für reine

Streu und trockenen Hafer gesorgt, und er und sein Ritter ließen sich dann das gut schmecken, was ihnen die für einkehrende Reisende eben nicht vorgesehene Herberge zu bieten im Stande war. Sie wurden aber auch weiter nicht in ihrer Unterhaltung, die sich an und für sich einsylbig genug erwies, durch den Gastwirth gestört; denn dieser saß schlaftrunken nickend am Kamin, in welchem des kühlen Herbstabends wegen ein kleines Feuer brannte, und schien sich um seine Gäste, nachdem er ihnen Speise und Trank, so viel er es vermochte, vorgesetzt hatte, nicht weiter zu bekümmern.

Dieses war unsern beiden Reisenden eben recht; doch die bisher herrschende Stille wurde plötzlich durch den Eintritt von vier oder fünf Männer, dem Ansehen nach ehrsamen Bürgern der Stadt Linz, gestört.

„Eine Maß Bier!“ rief der Eine; — „eine Halbe Wein!“ der Andere. — „No, Kasberger, schlafst Du?“ lachte ein Dritter, und mit vielem Geräusche setzten sie sich nieder. Herr Kasberger, der Wirth, war aber jetzt plötzlich aus seinem schlaftrunknen Nicken aufgeschreckt. — „Schön, schön, daß Ihr mir noch die Ehre gebt!“ rief er aus seinem Lehnstuhle aufspringend, „hab schon geglaubt, die Hochzeit behält meine täglichen Gäste in der Stadt.“

„Hast leicht gar gemeint, der Herberstorfer ladet uns zur Tafel ein?“ lachte der Eine.

„Nun wer kanns wissen?“ lachte der Wirth entgegen, und den steinernen Bierkrug und die zinnerne Weinkanne von der Wandstelle herablangend sagte er: „Gleich sollen die Herrn bedient sein!“ und mit geschäftiger Eile ging er in den Keller, um seinen Gästen das Geforderte zu bringen.

Diese ließen sich aber auch dann den erfrischenden Trunk gar wohl schmecken, der Eine, ein großer hagerer Mann, den wir bereits als den Webermeister Steinhuber kennen, schnalzte mit der Zunge, und den Deckel seines Zinnkruges mit einigem Geräusche zuschlagend, sagte: „Kann dem Herrn Bräutigam oben auf'n Schloß auch nicht besser schmecken, und wenn er zehnmal die Gesundheit seiner jungen Braut dabei trinkt!“

„Was dem Steinhuber doch alleweil die Braut im Kopfe steckt“, sagte lachend der kleine, dicke Handschuhmacher Strubberger.

„Kann nicht anders sein“, sagte der Leinweber, „und ich werde noch lange Zeit auf sie denken. Erbarmt mir allzuviel, das arme Dirndel, muß den alten ausgemergelten Kunten zum Mann nehmen.“

„Nun wann es nicht ihr eigener Gusto gewesen wäre, so hätt' sie es wohl bleiben lassen“, sagte der eine der Bürger.

„Schau, Lederer, Du redest, wie Du es verstehst“, fuhr ihn der Steinhuber zornig an. „Das weiß ich besser. Ich hab's vom Valentin Steinhuber, dem

Schreiber, no, und der wird doch davon wissen. Der Bräutigam, der Herr Johann Warmund Graf von Preising, das ist ein gar wichtiger Mann, stift- und turnierfähiger Ritter, Vizedom und des Churfürsten von Baiern Oberhofmeister; no, das der ein Wörtel zu reden hat, das ist gewiß, und das weiß auch der Herberstorfer. Und der schaut nicht auf die vierundfünfzig Jahr'ln, die der Andere schon auf'n Buckl hat, sondern gibt ihm frischweg die Maria Magdalena mit ihren achtzehn oder neunzehn."

„Ist aber nicht dem Herberstorfer seine rechte Tochter?" fragte der Lederer.

„Beileibe nicht", sagte der wohlbewanderte Genealog — „ist seine Stieftochter — vom Pappenheimer — nennt sich auch selbst Erbmarschallin Gräfin von Pappenheim. Das macht aber nichts aus, und wenns auch die leibliche Tochter wäre. Der Herberstorfer schaut nur auf seinen Nutzen."

„Vielleicht ist der Preising sonst ein rarer Mann", sagte der kleine Handschuhmacher „und sie hat ihn doch selbst gern genommen."

„Glaub's nicht", erwiderte der Steinhuber, „hab mir sie so recht angeschaut, wie sie zum Altar hingetreten ist. Das war nicht die Liebe zum Bräutigam, was da aus den schönen freundlichen Aeugerln herausgeblickt hat. Roth waren sie, rundherum, und blaß war das Gesicht, und nicht so wie von einem viertel-

stundlangen Weinen, wie es bei den Bräuten die Mode ist; nein, das ist von länger her, von da an, wo ihr es von den Herrn Eltern verkündet worden ist, daß für die Erbmarschallin Gräfin von Pappenheim der Vizedom Graf von Preising die beste Partie sei. Die arme Erbmarschallin, — möchte nicht an ihrer Stelle sein!"

„Soll nicht lange aus sich ein wenig verguckt haben", sagte der kleine Strubberger.

„Ach, Ihr meint die Geschichte mit dem Franziskaner?" lachte der Steinhuber entgegen; „kann's nicht recht glauben, war wol nur so ein Geschwätz."

„Nun, daß sie von der Zeit an, als der Frater Leonhart aus dem Stiftshause entwichen ist, nicht mehr dorthin zur Messe ging, soll doch gewiß sein", erwiderte der Andere.

„Geschwätz, und nichts als Geschwätz," polterte der Steinhuber, „was reden die Leute nichts Alles zusammen."

„Daß sie sich aber keiner von unsern jungen Herrn ausgesucht hat?" meinte der Meister Lederer, „gibt doch recht hübsche Leute darunter, so einen Starhemberg, einen Ungnad — —"

„Nun, so Einer, dessen Herr Vater sich Landstand von Oberösterreich nennt, hätte kommen dürfen", sagte Steinhuber. Ihr wißt ja, wie die der Herberstorfer im Magen hat."

„Ist doch selbst Landstand“, sagte der Strubberger. „Ja, durch die Herrschaft Ort am Traunsee“, erwiderte der Leinweber, „ich will's auch glauben, daß er keinen Spott darauf legt, ein Herrschaftel nach der andern sein zu nenen; aber unsere braven alten Herrn, deren Vorfahren schon seit ein paar hundert Jahren im Lande ansässig sind, die wird er nie gut leiden mögen. Ihr wißt ja, was er immer über sie zu raisoniren hat. Er meint, sie wären auf die Bauern zu gut, sie sollten viel schärfer drein gehn, so wie er das Volk schinden und plagen.“

„Da zeigt es sich wol deutlich genug, daß er nicht im Landel geboren ist“, sagte der kleine Handschuhmacher, „und wenn er hier noch zehn Herrschaften zu schenken bekommt, und noch andere zehn mit dem Gelde, was er erpreßt hat, erkauft, so wird er nie für das Volk gut denken, und der Bauer ihm nie anhänglich werden.“

„Recht gesprochen, Meister Strubberger“, sagte der Leinweber, „von der Zuneigung, die zwischen Edelmann und Bauer, beide in einem Lande geboren, besteht, hat er keinen Begriff, und da glaubt er auch jetzt durchaus, die Landstände müssen alle mit im Spiele sein. Und warum? weil die Bauern, wenn sie noch so wild sind, doch stets ihre Liebe und Ehrfurcht gegen ihre Herrn beibehalten, und die sie nur in einigen seltenen Fällen gegen Einzelne, so etwa katholisch

geworden sind und ihre evangelischen Unterthanen auch ein wenig plagen, aus den Augen verlieren, so daß sie, wenn sie dem Statthalter und seinen Räthen die schimpflichsten Namen geben, doch von ihrer Ergebenheit gegen die Stände sprechen und ihnen schreiben: wir tragen mit Ihro Gnaden treues Mitleid und wünschen inniglich, daß Ihr bei uns in Sicherheit wäret; dafür hat aber auch der Herberstorfer den in Linz anwesenden Ständen gedroht, sie im Falle einer Bestürmung des Schlosses den Kugeln der Bauern auszusetzen, dafür hat er auch von Kopfabschlagen und andern schönen Sachen gesprochen."

„Dem Herberstorfer mag gut sein, wer will, ich für meinen Theil bin es nicht", sagte der Meister Lederer.

„Hat er doch damals, als Linz von den Bauern eingeschlossen war, und diese den Herrn Ständen erlauben wollten, Lebensmittel einzuführen, es streng verboten und gesagt: Die Stände sollen nur auch Noth leiden, wie so mancher ehrliche Kerl unter meinen Soldaten, und so ist die schreckliche Hungersnoth und Krankheit ausgebrochen. Dies hat auch der Herberstorfer auf seinem Gewissen. Ich halte dafür", fuhr der freisinnige Leinweber fort, „die Stände thäten besser, sie ließen das ganze bairische Gesindel im Stich und thäten, was die Bauern thun, sonst nimmt die böse Geschichte doch kein Ende."

Das auf diese Weise geführte Gespräch über Politik und Kriegssachen wurde plötzlich durch einen vor dem Gasthause auf der Straße sich erhebenden Lärm unterbrochen. Die bisher das Wort führenden Bürger schwiegen und alle horchten. Man vernahm das Gerassel eines anrollenden Wagens, Pferdegestrampf, und als der Wagen an der Hausthüre hielt, das Geschrei mehrer Männer nach Wirth, Hausknecht, nach Licht, lärmend genug, Alles untereinander.

Der Kasberger war aber auch bereits auf dem Sprunge und schnell genug an der Hausthüre.

In der Stube herrschte jetzt große Stille, die Stille der gespannten Neugierde; doch diese blieb ziemlich lange unbefriedigt. Denn während auf der Straße das Gelärm fortwährte — man vernahm das Strampfen mehrer Pferde, hörte Männer mit lauter Stimme sprechen, darunter auch einige Fluch- und Schimpfworte, — öffnete sich doch immer noch nicht die Thüre des Gastzimmers. Endlich vernahm man abermals das Rädergerassel, der Wagen fuhr weg, jetzt that sich aber auch die Thür auf, und hereintraten ein Mann in ritterlicher Kleidung, drei Frauenspersonen und ein paar Leute, denen man es ansah, daß sie der dienenden Classe angehörten.

Unser Wiellinger war höchst, aber nicht unangenehm überrascht, als er in den Eintretenden die Familie, wie er sie in Oberweiß beisammengetroffen, erkannte.

Seine erste Bewegung war die des Aufspringens von seinem Sitze, um ihnen entgegenzugehen; aber es fiel ihm früh genug ein, daß er des Empfanges, wenigstens von Seiten einiger Glieder der kleinen Reisegesellschaft, ob dieser ein freundlicher oder unfreundlicher sein dürfte, nicht ganz gewiß wäre, und so änderte er sein erstes Vorhaben dahin, daß er sich wieder niederließ und das vor ihm stehende Licht zur Seite schob, um seine Person in einigen bergenden Schatten zu stellen. Bei Weitem nicht so politisch urtheilend war sein Gefährte. Mit dem lauten Freudenruf: „Annemie! grüß Dich Gott meine liebe Annemie!“ sprang Franz von seinem Sitze auf, und, sich wenig um die Anwesenden kümmernd, nahm er sie mit beiden Händen beim Kopfe und drückte herzhaft einen Kuß um den andern auf ihre Lippen.

„Aber, Franzl, was treibst Du denn?“ rief die sich Sträubende ein wenig ärgerlich, „schämst Du Dich denn nicht vor den Leuten?“

„Schämen? — bin ich denn nicht Dein Bräutigam?“ erwiderte der gute Bursche; aber jetzt, nach dem ersten heftigen Ausbruche seiner Freude, kam er fast selbst zur Ueberzeugung, daß seine Liebste recht habe. Er ließ sie los und mit einer linkischen Verbeugung gegen die Andern, sagte er: „Grüß Gott, Herr, und Euch alle zusammen, no, es ist recht, daß Ihr Euch zu Lambach nicht länger aufgehalten habt.“

„Dafür lassen sie uns jetzt nicht einmal in die Stadt hinein, erwiderte Herr Andreas von Grienthal ärgerlich „und wir werden doch in unserm Hause erwartet.“

„Wenn Sr. Gestrengen zu Fuße hinein wollen, so wird es Niemand verweigern“, sagte der Gastwirth höflich, „nur das Welserthor wird beim Gebetläuten geschlossen, aber das Schülthürl bleibt die ganze Nacht offen.“

„Was ist denn das für eine neue Einrichtung“, sagte der Kapitän, „ist denn Linz im Belagerungsstande?“

„Nicht das, aber Sr. Gnaden der Herr Statthalter hat es so angeordnet“, erwiderte der Wirth.

„Er fürchtet, in einem geschlossenen Wagen könnte eine Armee evangelischer Bauern bei Nachtzeit durchs Welserthor in die Stadt hinein praktizirt werden!“ rief der Leinweber Steinhuber mit einem spöttischen Lachen.

„Nun, das wol nicht“, sagte der Wirth, „aber beim Schülthürl kann doch der Schildposten jeden Durchpassirenden beobachten, und, wenn ihm der Eine oder der Andere verdächtig erscheint, anhalten. — Man weiß ja doch nicht, wer Alles heut zu Tage nach Linz kommt, und dann, wann das große Thor geschlossen ist, in der Vorstadt über Nacht bleibt“, setzte er mit einem pfiffigen Seitenblick auf den Herrn von Wiellinger hinzu.

„Das wäre?" sagte der Kapitän, während sein Blick dem Winke des Herrn Kasberger folgte; aber er hatte zum Gegensatze seiner sonstigen körperlichen Gebrechlichkeit noch ein ganz scharfes Auge. Das zur Seite Schieben des Lichtes hatte nicht länger seine gewünschte Wirkung. „Potz Cyrus und Schwarzenberg!" rief er überrascht, „das ist ja — —?"

Aber es hatte ein anderes, gar besonders scharfes Auge nicht erst des Wirthes Wink benöthigt, sondern schon längst trotz der Dämmerung ganz klar gesehen. „Onkel!" sagte Fräulein Elisabeth, und den Arm des Kapitäns erfassend, flüsterte sie ihm hastig ein paar Worte ins Ohr.

„Du hast Recht, Lies!" erwiderte er halblaut — „aber zum Teufel auch, es bleibt denn doch ein Narrenstreich, daß er kaum entkommen eben wieder geradewegs der Gefahr in den Rachen läuft."

Elisabeth, vorsichtiger als der Herr Onkel, lispelte ihm wieder Einiges ins Ohr, was von Niemandem vernommen wurde.

„Nun ich will es wünschen", brummte Herr Andreas von Grienthal — „aber ich fürchte, er wird mit den besten Worten das nicht ausgleichen können, was der Alte untereinander bringt. Auf jeden Fall thun wir nicht dergleichen, als ob wir seine Anwesenheit bemerkten. — Thut mir leid um den jungen Mann! — ist ein tüchtiger Offizier!" — und sich an Fräulein

Helene wendend, welche von der Reise ermüdet unterdeß auf eine Bank gesunken war und in ihrem umfangreichen Reisesack nach einigen Stärkungsmitteln für ihre herabgestimmten Lebensgeister gesucht hatte, sagte er laut: „Nun Schwester, wie steht's mit Dir? Bist Du wol im Stande, zu Fuße, Dich auf Liesens und Annemariens Arm stützend, durchs Schülthürl in die Stadt hineinzugehen? Es sind nur ein paar hundert Schritte — und zu Hause findest Du doch jedenfalls eine bessere Nachtruhe als hier haußen im eisernen Harnisch.“

„Ich fühle mich sehr schwach“, erwiderte das Fräulein mit einem Seufzer.

„Daß wir uns aber auch zu Wels so lange aufhalten ließen“, murrte der Kapitän vor sich hin.

„Herr Christoph Weiß zu Würting meinte es gewiß gut“, erwiderte Fräulein Helene, „als echter Kavalier nimmt er auf Damen Rücksicht und weiß, daß sie nicht gleich Männern im Stande sind, die Reise von Lambach nach Linz in Einem Ritte zu machen, wie es der ungalante Herr Bruder vermeinten“, setzte sie pikirt hinzu.

„Der Herr Burgvoigt von Wels, der mannhafte Ritter von und zu Würting hätte aber bedenken sollen, das vier so ausgemästete Prälatenhengste nur sehr unliebsam sich zu einem schnelleren Trabe bequemen“, sagte der Kapitän in der gewöhnlichen Weise, in der er

mit seiner Schwester zu sprechen pflegte, — „und hätte er es bedacht, so müßten die müden Gäule jetzt nicht ihren Weg nach Ebelsberg zurückmachen, um nicht auf offener Straße zu übernachten — und die Damen, auf die er als echter Kavalier so viel Rücksicht nahm, wären nicht genöthigt, per pedes das Schülthürl zu passiren.“

„Mit Betten könnte ich wol dienen“, sagte der dienstbereitwillige Wirth — „rückwärts im Gartenzimmer, — freilich ein wenig frisch — der October thut das Seinige —“

„Nein, nein, in einem ungeheizten Zimmer kann ich nicht schlafen, bekäme sogleich meine Krämpfe“, sagte Fräulein Helene ängstlich — „ich glaube wol die paar hundert Schritte zu Fuße machen zu können.“

„Nun so machen wir uns auf“, sagte Elisabeth; „denn wenn wir es schon ein Mal nicht gerathen finden, hier zu verbleiben, so ist es gut, sobald als möglich dieses Haus zu verlassen“, setzte sie mit Nachdruck und einem Seitenblicke der dunklen Stube zugewendet hinzu, dann aber sagte sie wieder: „so freundlich auch der Wirth ist, und so annehmbar sonst sein Antrag wäre, das Gartenzimmer zu beziehen.“

Dieses Letztere hatte sie dem Gastwirthe zugewendet mit all' dem weichen, mildfreundlichen Ausdrucke gesprochen, der in ihrer Stimme wohnte, so daß der Herr Kasberger, entzückt über die herablassende Freundlichkeit

des Fräuleins einen Kratzfuß um den andern schnitt, und wiederholt die Worte hervorstotterte: „Bitte — bitte — zu viel Gnade — weiß wol, mein niederes Haus — kaltes Gartenzimmer — —"

„Also aufgebrochen!" rief der Kapitän beinahe in militärischem Kommandotone.

Man brach auf. Der Kapitän voraus. Ihm folgte Fräulein Helene am Arme der Annemarie.

„Ich suche Dich morgen auf", flüsterte Franz ihr zu.

„Seid nur gescheidt, daß Euch nicht erwischen", entgegnete das Mädchen eben so leise.

„Kennst Du den Burschen? — wer ist er", fragte Fräulein Helene, welche früher zu sehr mit Aufsuchung der lebensgeisterweckenden Tropfen beschäftigt war, um das etwas stürmische Bewillkommnen der beiden Liebenden zu bemerken.

„So vom Sehen aus" erwiderte Annemarie pfiffig lächelnd.

„Wen Du nicht alles kennst!" erwiderte das Fräulein; aber der Kapitän hatte bereits die Stube verlassen, und die Sorge, bei finsterer Nacht allein, ohne männliche Begleitung über die Straße gehen zu müssen, hieß sie ihm jetzt rascher folgen, als der früheren Abgespanntheit zuzutrauen gewesen wäre.

„Schönen Dank für gastfreundlichen Unterstand", sagte Elisabeth zum Wirthe, und mit herzlich gespro-

chenem „lebt wohl!“ welches jedoch von einem Blicke begleitet war, daß es einem aufmerksamen Beobachter hätte zweifelhaft werden können, wem es eigentlich gelte, folgte sie schnell den Uebrigen.

War es früher unserm Wiellinger wie ein galvanischer Schlag in alle Glieder gefahren, daß er hätte aufspringen sollen, um der Eintretenden zuzueilen, so jetzt gewiß noch um Eins so kräftig; er hatte zwei, drei ihm zugewendete Blicke bemerkt, — er hatte dieses „lebt wohl“, ganz gut verstanden; wie gerne wäre er ihr nachgeeilt, wie gern ihr Begleiter gewesen auf dem nächtlichen Gange durchs Schülthürl in die Stadt hinein — aber er hatte es nicht übersehen, wie man von seiner Anwesenheit wußte und es doch vorzog, davon nicht zu wissen. —

„Recht gute Leute, die Grienthals“, sagte der kleine Handschuhmacher.

„Laßt mich aus!“ rief der Steinhuber, „kriechen um den Herberstorfer herum, wie kleine Spitzhunderln um einen Fleischhackerlakel, legen die Oehrln zurück und ziehn den Schweif ein, nur daß er sie nicht beißt. Laßt mich aus. Die sind nicht von der Art, wie unser armes Land sie braucht: Männer, die zu reden die Courage haben — und wann's Noth thut, selbst gegen den Kaiser. Die Grienthals sind nicht, was der Tschernembl, der Ungnad, die Jörger gewesen sind, die Race ist ausgestorben. — Doch, was reden wir da

— es nützt doch nichts! Kasberger! was bin ich schuldig", rief er mit lauter Stimme, und dann die verlangten Silberpfennige auf den Tisch werfend, erhob er sich, um fortzugehen.

„Schau, schau, Steinhuber! bist heut ein Mal wieder in der Rasch", sagte der kleine Handschuhmacher — „so wart ein kleines Aichtl, wir gehen ja Alle Einen Weg!"

Der Leinweber schritt einige Male heftig in der Gaststube auf und nieder. Unterdessen zahlten die Uebrigen ihre Zeche — dann verließen die Bürger den freundlichen Kasberger mit dem Versprechen, morgen am Feierabend ganz sicher wieder zuzusprechen.

Unser Wiellinger und sein treuer Knappe zogen sich dann auch in das ihnen vom Wirthe „zum eisernen Harnisch", angewiesene kleine Gemach zurück. Der Erstere fand aber noch lange nicht die erwünschte Ruhe. Das Gespräch der Bürger, welche er als die Repräsentanten der allgemeinen Volksstimmung anzusehen genugsam Grund zu haben glaubte, ebenso auch das Zusammentreffen mit Elisabeth und das Benehmen, welches sie hierbei zeigte, beschäftigte ihn zu lebhaft, um nicht noch lange wach zu bleiben, während sein weit weniger einem ernsten Nachdenken sich überlassender Begleiter schon länst in einen tiefen Schlaf versunken war.

Neuntes Kapitel.

„Sieh Du nach Deinen Rechnungen, ich fürchte, sie stehen übel.“

Fr. v. Schiller.

Cabale und Liebe. 5. Act. Vorletzte Scene.

Am andern Morgen, in ziemlich früher Stunde, schritt Herr Hans von Wiellinger durch's Welserthor. Ein dichter Donaunebel hatte sich in die Stadt hereingezogen und auch den großen viereckigen Hauptplatz dergestalt erfüllt, daß man nicht zehn Schritte weit vor sich hin sehen konnte. Unser Ritter hatte sich jedoch, da er selbst noch nie in Linz gewesen, von seinem Begleiter den Weg, den er zu nehmen habe, genau bezeichnen lassen, und so schritt er ohne sich aufzuhalten, und ohne daß er genöthigt gewesen wäre, bei Einem der ihm Begegnenden Nachfrage zu halten, an der östlichen Häuserreihe hinab, wo er zum Wasserthor gelangte. Von hier aus führte die lange Jochbrücke an das jenseitige Donauufer, dem kleinen Dorfe Urfahr zu, und nachdem er dieses passirt hatte und die Donau abwärts etwa eine halbe Stunde tüchtig ausgeschritten war, näherte er sich einem auf freiem Felde gelegenen an=

sehnlichen Gebäude. Rund um dieses breitete sich ein Baumgarten aus, welcher, insofern sein scharfes Auge den Nebel durchdringen konnte, von bedeutender Ausdehnung zu sein schien. Ein ziemlich breiter, mit Gras bewachsener Weg, welcher beiderseits von Stacketen eingeschlossen war, führte dem großen Thore eines zwei Stockwerke hohen Gebäudes zu. Dieses und der angebaute und sich ein paar Klaftern weit in die Straße hinein vordrängende südöstliche Flügel waren dem Aeußern nach die Wirthschaftsgebäude, während der nordwestliche Flügel die Herrnwohnung enthalten mochte; denn war dieser Theil des Gebäudes eben auch nicht von sehr großen Umfang, dessen Farbe von jener grauen und schmutzigen Art, wie sie ein langjähriges dem Wetter Ausgesetztsein zu verrathen pflegt, war das Mauerwerk theilweise selbst jeder Uebertünchung verlustig, an manchen Stellen sogar ausgebrochen, waren auch sonstige Spuren und Symptome von Vernachlässigung und von dem in seinem Nagen nie innehaltenden Zahne der Zeit zu bemerken, so zeigten doch Bogenfenster, Erker, hohe Rauchfänge und ein runder Thurm mit einer im Winde flatternden Fahne auf der Spitze darauf hin, daß das Innere dieses eben nicht in strenger Regelmäßigkeit aufgeführten Gebäudes die Wohnungen des Besitzers und seiner Familie, wenn er sich anders einer solchen erfreuen dürfte, enthalten möge. Von dem rückwärts gelegenen vierten Flügel

war nur der Giebel des Daches zu sehen, und zwischen diesem und dem ersterwähnten gegen Südost gelegenen, mit Stroh gedeckten Wirthschaftsgebäude erhob sich ein umfangsreicher, viereckiger Thurm, welcher oben flach war. Dieser zeigte eine Sonnenuhr. Es war aber nicht wahrscheinlich, daß ursprünglich diese der alleinige Beweggrund für die Erbauung des Thurmes gewesen sein mochte, sondern daß dieser wol eine Art Befestigung abgegeben habe, wie denn überhaupt nicht undeutlich zu bemerken war, daß früher eine Ringmauer und ein diese rund umgebender Wassergraben als Befestigungswerke hier bestanden hatten. Die erste war jedoch gänzlich verfallen und zur theilweisen Einfriedigung des Baumgartens verwendet, dieser selbst aber durch die Ausfüllung und Urbarmachung des zweiten vergrößert worden. Und so glich der Auhof jetzt einem ganz anmuthigen und schön gelegenen Landsitze, während er unter seinem Erbauer und ersten Besitzer, dem Herrn Veith Flußhardt zum Stain und Auhof, eine weit ernstere Bestimmung gehabt haben mochte.

Herr von Wiellinger schritt durch das große halb offen stehende Thor in den Hof. Hier sah es ländlich und betriebsam genug aus. In der Mitte des Hofes lag der hohe, aber sorgfältig zusammengestrichene Düngerhaufen, und zwei oder drei weibliche Dienstboten, hoch aufgeschürzt, mit den vom Knie an nackten Füßen in Holzschuhen auf der Höhe des dampfenden

Dungberges stehend, beluden mit ihren dreizinkigen Gabeln davon den nahestehenden Leiterwagen. Dieser war beinahe geladen, und ein Bursche soeben beschäftigt ein Paar kräftiger Ochsen unter das Joch zu bringen, um dann den nahen Feldern zuzufahren. Aus der offenen Scheune ertönte der streng seinen Rhytmus haltende Vierschlag der das Korn Ausdreschenden, im Hofe, zunächst dem Brunnen, saßen drei oder vier Männer und klöpfelten emsig an ihren Sensen, um Scharten und Biegungen auszutreiben, allenthalben aber gackerten und pipten Gänse, Enten und Hühner herum, und wie eine dichte Wolke senkte sich soeben ein Flug Tauben auf den mitten im Hofe stehenden Schlag nieder; es ging, wie gesagt, gar ländlich und betriebsam auf dem Auhofe zu. Der Herr und Leiter des Ganzen war ein Mann von ziemlicher Körpergröße, sowol was die Länge als was den Umfang anbetraf. Er trug eine dunkle Sammetmütze mit einer schmalen Pelzverbrämung, einen bis zum Knien reichenden Rock von lichtgrauem Tuche, schwarz ausgeschlagen und geschlitzt, und hohe rothbraune Stiefeln, die so weit zum Oberschenkel hinaufreichten, daß von keiner andern Bekleidung dieses Körpertheils etwas zu sehen war, um so weniger, als auch der Rock von oben bis unten zugeknöpft war. In der Hend trug er eine leichte, biegsame Gerte, wahrscheinlich nur, um Etwas in der Hand zu haben, oder vielleicht auch

als Drohwerkzeug, um die beiden großen Jagdhunde, welche ihm bei seinem Hin- und Wiedergehen auf dem Hofe allenthalben nachfolgten, im Gehorsam zu erhalten.

Die beiden Hunde fuhren mit einem lauten Gebelle dem in den Hofraum tretenden Wiellinger entgegen.

„Herein Tyras! — Kusch! Waldmann!“ rief der Mann im grauen Rocke mit kräftiger Stimme, werdet ihr folgen, ihr Bestien!“ donnerte er, seine Gerte durch die Luft schwingend.

Gehorsam krochen die Hunde mit eingezogenem Schweife zu des Mannes Füßen hin. — Der Wiellinger trat auf ihn zu.

Man begrüßte sich nach der Sitte damaliger Zeit; der Wiellinger aber fragte sogleich: „Ich glaube nicht irre gegangen zu sein und befinde mich wol auf dem Auhofe?„

„So ist es“, erwiderte der Andere kurzweg.

„Dann hab ich wol auch das Vergnügen in Euch Herrn Riediser von Riedesheim zu begrüßen?“ sagte der Wiellinger.

„Kaspar Riediser, — ja, so heiße ich“, entgegnete der Andere.

„So habe ich den rechten Mann getroffen, um ihm einen herzlichen Gruß von Achaz von Wiellinger zu bringen“, sagte unser Ritter.

„Vom Wiellinger?“ rief der Riediser, unverkenn-

bar mit dem Ausdrucke der Freude. „Ei seht! vom Achaz? — Ihr kennt ihn? — kommt von ihm?"

„Ich bin sein Sohn, — das Weitere wird Euch dieser Brief sagen", erwiderte der Ritter, das Schreiben hervorziehend.

Herr von Riedesheim erbrach hastig das Siegel, — überflog eiligst die Zeilen.

Während dem hatte der Bursche das Ochsenpaar dem mit Dünger beladenen Wagen vorgespannt und schwang jetzt die Peitsche — „Halt Steffel — es soll ein Anderer aufs Feld fahren. Du bleibst zu Hause, hab für Dich ein anderes Geschäft!" rief der Besitzer des Auhofes seinem Ochsenknechte zu.

Dieser gehorchte und übergab dem einem der Sensenklopfer die Peitsche, welcher sich denn auch sogleich anschickte, mit dem Gespanne den Hof zu verlassen. Der Mann, welcher mit dem Namen: Steffel angerufen worden war, näherte sich hastiger, als man von Einem, der gewohnt ist seine Geschäfte in gleichmäßigem Takte zu vollbringen, erwartet hätte, seinem Dienstherrn. Und als er näher kam, zeigte er sich als ein Mann von etwa vierzig Jahren, und Gang und Haltung bewiesen nur zu auffallend, daß der Träger dieser Lodenjacke, dieser kurzen ledernen Hose und der Holzschuhe an den nackten Beinen, unmöglich sein ganzes Leben hindurch nichts anderes gethan habe, als Dünger aufladen und Ochsen antreiben. Unser Wiellinger müßte

in der That ein weit weniger aufmerksam beobachtendes Auge gehabt haben, wenn ihm dieses nicht hätte sogleich auffallen sollen, und als er den Heranschreitenden nun näher betrachtete, fand er an ihm eine kräftige robuste Gestalt, welche jedoch, weit entfernt von unförmlicher Plumpheit, allenthalben Ebenmaß und Uebereinstimmung zeigte. Seine Kleidung, obwol auf den ersten Anblicke die eines gewöhnlichen Bauernknechtes, ließ doch Manches hervortreten, was man eben bei einem solchen zu treffen nicht gewohnt ist; so ließ z. B: der vorne offen stehende Lodenrock ein weißes, reines, selbst feines Hemd erblicken. Dieses ohne Halskrause, mit einem lichtrothen Bande um den Hals zugebunden, zeigte den kräftigen muskelvollen Hals. Er trug das vollkommen schwarze Haar kurzweg abgeschnitten, und aus den großen dunklen, flimmernden Augen leuchteten Geist und Kraft und Willensthätigkeit hervor. Kinn und Wangen waren glatt rasiert und standen in jenem dunklen Blau, welches einen kohlschwarzen Bart vermuthen läßt, wenn dieser nicht dem Messer des Barbiers unterworfen würde. Der Kopf war schmal, die Stirne hoch und durch manche Erhöhung von der nichtssagenden Fläche und Glätte bewahrt. Seine Züge waren zu auffallend und scharf markirt, als daß man sie hätte schön nennen können, aber jedenfalls standen Auge, Adlernase und schön geformter Mund in gutem Ein-

klange. Ein Anstrich von Trübsinn oder Bitterkeit oder von beiden vereint ließen auf die Gemüthsstimmung des Mannes schließen, welcher, jetzt herzugetreten, in tiefem Basse fragte: „Was gibts, Herr?“

Wäre der Wiellinger nicht schon durch das Aeußere des Mannes bestimmt gewesen, ihn für etwas Anderes als einen Dienstknecht des Herrn von Riedesheim zu halten, so hätte ihm gewiß diese kurze, selbst respektwidrige Anrede überraschen müssen; so war aber dieses nicht der Fall, und er war nur neugierig, wen eigentlich er bald als neue Bekanntschaft begrüßen sollte.

„Ein Schreiben vom Wielliger“, sagte Herr von Riedesheim leise. —

„Vom Wiellinger? — was schreibt er? — wie steht's im Lande draußen?“ so drängte der Mann Frage auf Frage, während sein Auge hell aufflackerte und sich eine hohe Röthe über seine Wangen ausbreitete.

„Er schmälet uns über unsere Saumseligkeit“, sagte Herr von Riedesheim —“

„Er hat Recht — vollkommen Recht!“ fiel ihm der Andere mit ins Wort — „und ich lasse mich einen feigen Hund schelten, wenn ich noch länger ein träges Zusehen spiele. Mit dem „im Trüben fischen“, kommt nichts heraus. Ich sage Dir, Kaspar, kommt es hier mit dem ewigen Besprechen und Berathen nicht bald zu einem Entschlusse, so lasse ich Euch klügeln und schwätzen und geh zu meinem alten Achaz; doch was

schreibt er, — auf welchem Fuße steht er mit seinen Bauern? wie stark zählt er gegenwärtig seine Armee?"

„Hierüber, wie über manches Andere wird uns sein Sohn, Hans Ernst von Wiellinger, Kunde geben. So schreibt er", erwiderte Herr von Riedesheim.

„Ha! — Ihr sein Sohn?" rief der im Lodenrocke, „nun, es freut mich, Euch kennen zu lernen. Der Achaz hat mir wohl von Euch erzählt, waret in Welschland? — Ja, ja, — ich erinnere mich. — Nun, Gott grüße Euch!" Er hielt ihm mit männlicher Treuherzigkeit die Rechte entgegen.

Unser Ritter war einigermaßen überrascht. Nach seiner Willensäußerung gegen den Vater, sowie nach den Worten, die dieser gesprochen, als er ihm die versiegelten Schreiben übergeben, hatte er erwartet, in Linz an Männer gewiesen zu werden, welche Dämpfung des Aufstandes, Beruhigung des Landes, gütliche Unterhandlungen mit dem Statthalter oder noch mehr mit den kaiserlichen Komissären sich zum Augenmerk genommen hätten, und mit denen der Vater zu denselben Zwecken bereits in Correspondenz stünde. Aus den Worten der Beiden, mit denen er auf dem Auhof zusammengetroffen, ersah er jedoch deutlich genug, daß nichts weniger als friedliche Stimmung in ihrer Seele wohne, und dasselbe mochte daher wol auch bei jenen der Fall sein, an welche die anderen Schreiben, welche er in der Brusttasche trug, gerichtet waren.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn für den Augenblick lebhaft genug, so daß er länger, als es Sitte und Artigkeit erlaube, zögerte, den gebotenen Handschlag zu leisten.

„Nun, junger Herr, Ihr verweigert mir den Handschlag?“ rief der Andere etwas aufgeregt, „doch ja! ich vergaß den Lodenrock und die hölzernen Pantoffel!“ setzte er mit einem spöttischen Lachen hinzu“ man gewöhnt sich an derlei Dinge durch die lange Zeit von mehren Monaten, daß man dafür selbst keine Aufmerksamkeit hat. — Nun denn aber —“

„Herr von Wiellinger, Ihr werdet doch dem Freunde Eures Vaters, Karl Freiherrn von Jörger“, fragte der Wiellinger erstaunt.

„Ja, von Jörger, Freiherr zu Tolleth, Pernstein und Pürnstein!“ rief der Baron, kräftig die Hand des Ritters schüttelnd. „Aber vergeßt den Taufnamen nicht, ich heiße Karl — Karl — nicht Helmhard — will nicht verwechselt werden mit jenem Feigling, der jetzt so fromm und süß thut, um nur die Gnade Ferdinands zu erringen — — doch zu was Dies! — sagt: wie stehts mit Eurem Vater?“

„Wäre wol gerathener zwischen vier Wänden als hier im Hofe unter den Augen und nahe den Ohren meiner Knechte zu vernehmen“, sagte Herr von Riedesheim.

„Sind sie nicht evangelische Bauern?“ fragte der Baron.

„Ist ein voreiliges Ausplaudern ihrerseits weniger zu besorgen?“ fragte der Riediser.

„Du mußt stets Recht haben!“ sagte Jörger.

„Nun so wollen wir denn hinauf. — Laß einen Krug Wein bringen. Wir wollen auf gutes Glück einen Becher leeren!“

Die drei Männer begaben sich in jenen Tract welchen wir früher als die eigentliche Herrnwohnung bezeichnet hatten. Hier, im ersten Stockwerke, in großer alterthümlicher Halle saßen sie nun am steinernen Tische, einen hohen Steinkrug mit gutem Oesterreicher gefüllt und Jeder einen zinnernen Becher vor sich.

„Dem Wiellinger und Jedem, der es mit dem Vaterlande gut meinet!“ sagte der Freiherr, seinen Becher erhebend und ihn dann auf einen Zug leerend. Herr von Riedesheim folgte ohne Säumen seinem Beispiele.

Unser Ritter hatte nun weder gegen die gute alte Sitte des Toastes noch gegen den vom Jörger dabei ausgebrachten Spruch etwas einzuwenden; denn war Einer, der es gut mit dem Vaterlande meinte, so gewiß er. Aber eben deshalb und in Berücksichtigung der früher aus dem Munde der beiden Herrn vernommenen Aeußerungen konnte er eben diese mit dem eben Ausgesprochenen nicht recht in Einklang bringen; und so geschah es, daß er weniger schnell bei Ergreifung des Bechers war, als es nach der Meinung des

Freiherrn hätte sein sollen. „Nun, Herr von Wiellinger —?“ sagte dieser mit dem Tone der Verwunderung.

„Jeder, der es gut mit dem Vaterlande meinet!“ sagte jetzt der junge Ritter mit einem raschen Entschlusse, indem er den Becher in die Höhe hob — „der Ruhe und Friede wünscht, der nach Kräften das Seinige thut, um das Ende dieses landverwüstenden, sittenverderbenden Aufstandes herbeizuführen, denn — —“

„Halt! Herr von Wiellinger!“ rief der Baron, „sind dieses die Worte Eures Vaters?“

„Wenigstens schien er der durch sie ausgesprochenen Ansicht nicht abgeneigt, als ich von ihm schied, sagte der Wiellinger, „und als ich ihm mein Vorhaben eröffnete, in seinem Namen mit den Herrn Ständen, mit dem Statthalter und den kaiserlichen Kommissären über Gegenstände zu sprechen, die bisher durch mancherlei Auslegung preisgegebene Zuschriften oder durch falsche nicht für das allgemeine Wohl bedachte Zwischenträger stets mehr verwirrt als geordnet worden sind.“

„Junger Mann, Ihr setzt viel Vertrauen auf Euer Advokatentalent“, erwiderte der Baron etwas spöttisch, „Ihr glaubt dort mit Eurem Worte Wunder zu wirken, wo ein Tschernembl leeres Stroh gedroschen hat.“

„Vielleicht besitzt meine Jugend jene Ruhe, Parteilosigkeit, vielleicht auch den guten Willen. —“

„Welche dem Tschernembl gefehlt haben?“ fiel

ihm der Baron ins Wort. — Hört, junger Mann, nicht mich allein, nein, höret Andere, laßt Euch die Beweggründe unserer Handlungsweise auseinanderlegen, und Ihr werdet überzeugt werden, daß der Wunsch nach Ruhe und Frieden, daß das Verlangen, dieses, wie Ihr ihn zu benennen beliebt, landverwüstenden und sittenverderbenden Aufstandes Ende auf dem Wege der Güte und des Vergleiches herbeizuführen, ein frommer Wunsch, ein nie zu erfüllendes Verlangen bleiben wird. Ich will nicht auf den braven Erasmus Tschernembl, auf diesen Freund des Vaterlandes, den kräftigen Vertreter der Rechte aller vier Stände, den muthigen Verfechter des reinen Glaubens, der in Armuth und Elend im fernen Schweizerland gestorben ist, hinweisen, nicht auf einen Ungnad, einen Starhemberg, die heimatlos und bettelnd in der Fremde umherirren, nicht auf mich, den einst angesehenen und mächtigen Freiherrn, der in Lodenrock und Holzschuhe gekleidet, den Dünger auf die Felder seines Freundes hinausfährt, auch nicht auf Euren Vater, welcher Euch doch am nächsten stünde, und der gleich uns von seinen Besitzungen Hinterntobl, Khättering, Au jetzt nur noch den Namen führt, während fremde Eindringlinge, Helfershelfer des Pfandherrn sich auf unsern Gütern mästen. — Nein, ich will nicht auf Einzelne hinweisen, wir Einzelne könnten gefehlt haben und jetzt die Strafe dafür erdulden; nein, ich zeige auf den gegenwärtigen

Stand der Dinge, auf den ganzen in seinen Rechten Privilegien und Freiheiten gekränkten Herrn- und Ritterstand hin —"

„Und Ihr opfert die allgemeine Wohlfahrt des Vaterlandes Euren Privatansichten auf", fiel ihm der junge Ritter ins Wort.

„Sind wir gedrückt, so mit uns das Volk, und Das sieht der Bürger und Bauer gar wol ein, und er streitet muthig für die Stände seines Landes als für seine eigene Sache", sagte der Baron — „doch Ihr sollet Einen kennen lernen, der, fähiger als ich und mein Freund Riedißer, Euch über Dinge belehren wird, von denen Ihr keine oder nur irrige Ansichten gewonnen habt. Führe den jungen Mann hinüber", setzte er gegen den Herrn von Riedesheim gewendet hinzu.

„Du meinst —?" fragte dieser zögernd. „Ich finde keine Gefahr dabei", sagte der Baron; „denn wenn Herr von Wiellinger auch noch nicht in der Ansicht über unsere Angelegenheiten im Reinen ist, so ist er doch gewiß kein Spion im Dienste der Fremdherrschaft, und auch kein Angeber verborgen lebender Freunde des Vaterlandes.

„Ich glaube nicht, daß meine Worte mich verdächtigen", erwiderte der Wiellinger etwas gereizt.

„Ueberdieß ist der, von dem ich spreche, ein alter Freund Eures Vaters", sagte der Freiherr — „habt Ihr nie den Namen Häberl von Weng nennen gehört?"

„Sicher!“ erwiderte der Wiellinger, „auch führe ich unter dieser Adresse einen Brief meines Vaters bei mir, mit der Bedeutung mir übergeben, ich würde wol den Aufenthalt des Trägers dieses Namens erfahren.“

„Ja, Ihr sollt diesen Mann kennen lernen“, sagte der Freiherr, „er ist hier, Kaspar wird Euch zu ihm führen, sprecht mit ihm, und wenn Ihr dann noch an dem Recht unserer Handlungsweise zweifelt, so zweifle ich, daß Ihr — ein Wiellinger seid.“

Er hatte dieses Letztere mit so viel leidenschaftlicher Aufregung gesprochen, daß es in der That beleidigend klang; aber unser junger Freund nahm eben seine Aufregung als Entschuldigung hin und sagte ganz ruhig: „Es ist mein Vorhaben gewesen, mich über die traurigen Angelegenheiten meines Vaterlandes in ganzer Ausdehnung belehren zu lassen, und so will ich keine Gelegenheit dafür unbenützt lassen.“

„Nun so folgt mir“, sagte Herr von Riedesheim, vom Tische aufstehend.

„Ich will unterdessen zu den Leuten hinab, damit meine längere Abwesenheit keinen Verdacht erweckt“, sagte der Baron.

„Auf Wiedersehen, Herr von Wiellinger.“ Mit diesen Worten verließ er die Halle.

Herr von Riedesheim öffnete aber eine Thüre, und nachdem sie von hier aus in ein anderes großes Zimmer

und in ein zweites und drittes gekommen waren, betraten er und sein Begleiter einen weitläufigen Schüttboden, wo Weizen, Gerste und Hafer, die Aerndte des letzten Jahres aufgehäuft lag. Von hier aus gelangten sie in eine steingemauerte Vorhalle, von welcher eine schmale Wendelstiege nach dem großen Thurme mit der Sonnenuhr aufwärts führte. Sie hatten etwa fünfzehn oder sechzehn Stufen erstiegen, so hinderte eine massive, eisenbeschlagene Thüre ihr Vorwärtsschreiten. Herr von Riedesheim schlug mit der geballten Faust vier Mal an diese an, dann zählte er halblaut bis auf zehn und that nochmals zwei Schläge, — die Thüre sprang auf.

Herr von Wiellinger blickte in ein kleines, nur wenige Schritte ins Gevierte messendes Zimmer, mit reichem Schnitzwerk in alterschwarzem Eichenholz geschmückt, dessen Linien und Winkel schwach beleuchtet wurden von dem wenigen Lichte, das durch zwei oder drei längliche Oeffnungen der dicken Thurmmauer eindrang. An Einrichtungsstücken fanden sich nur ein Bett, ein Stuhl und ein Tisch, auf dem einige Bücher lagen.

Am Bette lehnte ein blankes Schwert, und auf dem unfern davon stehenden Stuhle lagen ein paar lange Sattelpistolen. Von der geöffneten Thüre trat jetzt in die Mitte des Zimmers zurück ein Mann, zwar noch aufrecht und kräftig an Gestalt, doch ziemlich hoch in

Jahren, wie es die silberweißen Locken, die zum Nacken herabrollten und der eben so gefärbte Bart, der nur wenig zugestutzt war, erwiesen. Auch hatten Stirne und Wangen tiefe Furchen, für welche jedoch Sorge und Betrübniß mehr noch als die Jahre als Ursache gelten mochten; sein Auge war frisch und glänzend, doch nicht ohne den Ausdruck von Trübsinn; im Ganzen war die Erscheinung dieses Mannes eine freundliche.

„Guten Morgen, Christian!" rief der Riediser ihm mit vieler Herzlichkeit zu.

„Guten Morgen, Kaspar!" erwiderte der Mann ebenso. „Was bringst Du Neues?"

„Hier, den Sohn eines alten Freundes", sagte der Riediser — „rathe!"

„Eines Freundes?" — die sind bald gezählt", entgegnete der Andere, und einen forschenden Blick auf die Gesichtszüge des jungen Ritters werfend, sagte er: „Kann mich nicht entsinnen."

„Will Deine Neugierde auch nicht länger auf die Folter spannen", sagte der Riediser — „Hans von Wiellinger, der Sohn unseres Achaz!"

„Achaz Wiellinger! — ei, seht!" rief Herr von Weng mit freudiger Stimme, „und Ihr sein Sohn? Nun, es freut mich, Euch kennen zu lernen!"

Mit vieler Herzlichkeit ergriff er die beiden Hände des jungen Mannes, und sie schüttelnd, sagte er:

„ja, ja — jetzt finde ich auch die Aehnlichkeit heraus, aber es ist schon ziemlich lange her, daß er, so wie Ihr jetzt, ein junger Kämpe war; nun, die Zeit ändert Manches, doch sprecht: wie geht es ihm? —“

„Plaudert Euch aus‘‘, sagte Herr von Riedesheim, es wird wol einige Zeit vergehen, bis Ihr Beide über gewisse Punkte ins Klare kommt, ich will unterdessen bei meinen Leuten nachsehen, in einer Stunde, Herr von Wiellinger, hole ich Euch wieder ab. — Ich würde sagen: Esset zu Mittag bei mir; aber Karl müßte doch in der Gemeinstube bei den Knechten bleiben, und ich meinem armen Christian seinen Topf Suppe und sein Stück Rindfleisch verstohlen über den Schüttboden tragen; denn so gebietet es die Vorsicht. Also besser, Ihr bleibt auch nicht hier; doch, will es der Herr, so hat es wol am längsten gedauert mit dieser Verborgenheit, und wir treten offen und frei auf, und dann, Wiellinger, dann sollt Ihr auf dem Auhof erfahren, wie es um die Gastfreundschaft eines oberösterreichischen Landmannes, sei er nun aus dem Herrn- oder aus dem Ritterstande, steht. Also, Gott befohlen!“

Mit diesen Worten verließ der obderennsische Landstand das Gemach, und man hörte ihn bald darauf seinen Dienstleuten zurufen, Anordnungen treffen, Befehle ertheilen, seinen Hunden pfeifen und sich überhaupt so benehmen, als wenn sein Sinnen und Trachten

kein anderes Ziel hätte, als bei dem herannahenden Ende der Herbstzeit alle jene Geschäfte zu vollbringen, die als Vorkehrungen für den Winter zu betrachten sind.

Gleich nachdem er die beiden neu bekannt Gewordenen verlassen hatte, wendete sich Herr von Weng an den Sohn seines Freundes mit der Frage: „Was meinte er für gewisse Punkte, über die wir Beide ins Klare kommen sollen?"

„Bevor wir diese berühren wollen, halte ich es für angemessen, Euch ein Schreiben meines Vaters zu überreichen", sagte der Ritter, den Brief aus der Brusttasche hervorziehend.

„Ein Brief — an mich? fragte der Andere.

„An Herrn Christian Häberl von und zu Weng — so lautet der Auftrag meines Vaters und auch die Adresse," erwiderte der Wiellinger, den Brief seinem Gesellschafter einhändigend.

Dieser erbrach das Siegel, und sich der einen Mauerspalte nahestellend, um sodurch genug Licht zu erhalten, durchlas er den Brief, dessen Inhalt ziemlich umfassend war.

Der Wiellinger betrachtete sein Angesicht, während er las, und bemerkte, wie wechselnde Gemüthsbewegungen ihn erheiterten und wieder verdüsterten. Einige Male schüttelte er, wie mißbilligend das greise Haupt, endlich ließ er die Hand mit dem Papiere sinken,

und mit einem schwerer Seufzer sagte er: „Heimat für den Verbannten, — Wiedergewinnung des Verlorenen, — freudiger Zuruf des Vaterlandes! — Achaz, Achaz! — Du bleibst also wirklich auf solcher Fährte?" Er ging einige Male heftig im Zimmer auf und nieder.

Der Wiellinger wagte es nicht, die hierbei eingetretene Pause zu unterbrechen, aber in seiner Seele dämmerte ein freudiger Strahl der Hoffnung auf. Die eben vernommenen Aeußerungen des Herrn von Weng ließen mit Recht vermuthen, daß seine Ansichten nicht die der beiden anderen Herrn seien; daß sein Vater große Stücke auf diesen Mann halten mochte, war auch abzusehen, und mit großer Ungeduld erwartete er daher auch den Zeitpunkt, wo es zu einer Besprechung der in Frage stehenden Angelegenheit kommen sollte; doch hielt er es für passend, dieses abzuwarten.

Des alten Herrn Aufmerksamkeit war wieder zu dem Brief zurückgekehrt, doch als er ihn zu Ende gelesen hatte, faltete er ihn nicht sogleich zusammen, sondern mit einer Hast, wie sie der Seele eigen ist, wenn sie plötzlich auf einen Punkt gestoßen ist, der ihr ganzes Interesse erregt, sagte er zum Wiellinger: „Euer Vater erzählt mir sehr ausführlich die Ereignisse der letzten Zeit, setzt mir seine Ansichten und Hoffnungen auseinander und fordert mich auf, nicht länger verborgen zu bleiben, sondern jetzt zur guten Zeit meine Stimme

zu erheben. Dasselbe hat er auch unserm Freund Riedesheim geschrieben."

„Und Ihr wolltet —?" fragte der Wiellinger mit dem Ausdrucke des Erstaunens; doch Herr von Weng fiel ihm sogleich ins Wort: „Geduld, junger Freund, die Sache ist nicht mit kurzen Worten abgethan, wir, namentlich wir Beide, haben da gar Manches zu besprechen, wenn ich einige Andeutungen Eures Vaters recht verstanden habe. Doch beurtheilt mich nicht falsch, wenn ich die Interessen des Vaterlandes für einige Augenblicke bei Seite setze, und wenn ich früher eine Frage an Euch stelle, deren Beantwortung mich, mich allein angeht —"

Der junge Wiellinger wurde aufmerksam. Herr von Weng fuhr aber fort: „Ihr wart zur Zeit des Ausbruches des Aufstandes um Gmunden, in dieser Gegend? so schreibt der Vater."

„Nach seinem Befehle hielt ich mich damals zu Au an der Traun auf", erwiderte der Ritter.

„Und kamt Ihr nie nach Oberweiß?" fragte der alte Herr hastig, „es liegt doch kaum eine Stunde Wegs entfernt von Schloß Au."

„Wol war ich ein Mal dort — durch Zufall", sagte der Ritter.

„Trafet Ihr Jemanden?" fragte der Andere eifrig.

„Ja wol — ich traf und sprach den alten Kapitän Herrn Andreas von Grienthal —"

„Und —?“ rief Herr von Weng. — „Auch Fräulein Helene von Grienthal —.“

„Diese Beiden nur —?“

„Der Freiherr war sammt Familie am Morgen desselben Tages nach Linz abgereiset, doch war ein Fräulein, nämlich Fräulein Elisabeth bei Onkel und Tante zurückgeblieben“, sagte der Wiellinger, seinen Gesellschafter mit einem Ausdruck von ganz besonderem Erstaunen anstarrend; denn der alte Herr benahm sich jetzt bei Nennung des Namens Elisabeth wie nur immer Einer, der plötzlich von einer so unverhofften Freude überrascht und erschüttert worden ist, daß ihm das Uebermaß alles Andere vergessen läßt. Er ergriff beide Hände des jungen Mannes und drückte sie innig, eine hohe Röthe überzog seine Wangen, sein Auge lachte, und doch hing auch zugleich an den Augenlidern eine Thräne, und mit freudebebender Stimme sagte er: „Ihr habt Elisabeth gesehen, gesprochen? O, Du Glücklicher! ich beneide Dich um diese Stunde! — Doch sprecht, wie sieht sie aus, gesund, wohlgestaltet —“

Hätte unser junger Freund bis zu diesem Augenblicke wirklich noch keiner Regung seines Herzens, die mit der liebenswürdigen Elisabeth in Rapport gestanden wäre, Gehör geschenkt, wie es jedoch, aufrichtig gesagt, in Wahrheit nicht der Fall war, so hätte er doch gewiß jetzt das Erwachen eines unangenehmen Gefühles nicht unbeachtet lassen können. Für den ersten Augenblick

bedachte er auch gar nicht die silberweißen Locken, die gefurchte Stirne des Mannes, welcher sich mit einer Lebhaftigkeit und einem Interesse, wie es einem an Jahren weit Jüngeren wohl angestanden wäre, nach dem Fräulein erkundigte, sondern sah nur den freudig glänzenden Blick, hörte nur den weichen, innigen Ton, mit welchem der Name Elisabeth ausgesprochen wurde. Dieses unangenehme Gefühl behauptete sich jedoch nur einige Augenblicke, und mehr über seine eigene Thorheit, sich diesem auch nur die kürzeste Zeit überlassen zu haben, als über die zärtliche Theilnahme des alten Mannes für ein blühendes, junges Mädchen, lächelnd sagte er: „Ihr kennt das Fräulein?"

„Ob ich Elisabeth kenne? rief der silbergelockte Greis, „meine Elisabeth — meine liebe, liebe Lies!—" Und mit vielem Eifer fuhr er fort: „doch erzählt mir von ihr, was Ihr wollt, nur recht Vieles, von der Farbe ihres Haares, ihrer Augen — ist sie groß geworden, was hat sie gesprochen? — — doch Ihr kennt ja nicht die Empfindungen eines Vaters der sein Kind, sein einziges, sieben lange Jahre nicht gesehen hat."

„Euer Kind? das Fräulein von Grienthal?" fragte Wiellinger erstaunt.

„Ja Elisabeth, aber nicht Elisabeth von Grienthal, sondern von Weng, ist meine Tochter!" rief der freudig erregte Vater. — „Euch kann, — Euch will ich es sagen. Aber jetzt erzählt mir von ihr."

Der Wiellinger erzählte von seinem ersten und zweiten Zusammentreffen mit dem Fräulein ausführlich genug, — und auch feurig genug. Hatte er sich damals das Geständniß gemacht, daß er Elisabeth wirklich liebe, aber auch den Entschluß gefaßt, seine Liebe, die zu keinem guten Ende führen könne, zu unterdrücken, so war es dem Fräulein von Grienthal gegenüber geschehen, er hatte sich den Stolz ihrer Familie, die widerstreitenden Glaubensmeinungen, er hatte daran gedacht, daß er der Sohn des Mannes sei, welcher sich im offenen Aufstande gegen die herrschende Regierung befände; das war nun durch ein ausgesprochenes Wort ganz anders geworden: Elisabeth war die Tochter des Freundes seines Vaters, Familienstolz und die die Familien trennende Glaubensmeinung fielen weg, und endlich befand sich Weng in demselben unseligen Verhältnisse wie sein Vater; und war auch nicht die Hoffnung zu nähren, daß sich dieses Verhältniß glücklich lösen werde, so traf doch die beiden Väter ein und dasselbe Loos, und wie er schnell dieses überdachte, erinnerte er sich auch um so lebhafter an die wenigen Augenblicke ihres Beisammenseins, da fühlte er, das Band eines gewissen Interesse bestehe, er fühlte auch, daß, obgleich sie nur wenige Worte zu ihm gesprochen habe, diese doch deutlich genug ausgedrückt hatten, daß er ihr nicht gleichgültig sei. Er erinnerte sich nun auch des süßen Klanges ihrer Stimme, ihrer Anmuth

und Schönheit — warum hätte er sich jetzt nicht daran erinnern sollen, jetzt, wo es die Vernunft nicht weiter nothwendig fand, ein kaum erwachtes Gefühl zu unterdrücken. In diesem Fühlen und Erinnern war seine Erzählung weit feuriger und weit mehr poetisch ausgeschmückt, als man bei einem gewöhnlichen Bericht über Ereignisse, wie die zu Oberweiß und zu Lambach waren, sonst zu treffen pflegt.

Der Vater nahm hiervon jedoch gar keine Notiz, sondern horchte mit freudiger Aufregung dem jungen Mann zu, der von seiner Tochter erzählte. Als dieser aber des gestrigen Abends erwähnte, da rief er: „Wie, Elisabeth ist in Linz? — ich will zu ihr, ich muß sie sehen!“ — aber die Ueberlegung der Vernunft gewann doch auch schnell wieder das Uebergewicht über das zärtliche Gefühl des Vaters. „Es kann nicht sein!“ sagte er mit einem Seufzer aus voller Brust; und mit gedrückter Stimme setzte er hinzu: „Es ist doch schmerzlich, sie so nahe, und ich darf nicht zu ihr!“ Er legte die Hand vor die Augen und blieb einige Sekunden so stehn, dann erhob er sich, und mit männlicher Fassung sagte er: „Nun, es wird wol anders werden.“

„Ich will Euch erzählen“, wendete er sich gegen den jungen Wiellinger — „aber in Wahrheit ist da nicht viel zu erzählen. — Ich erhob im Jahre Neunzehn mit den Andern Stimme und Schwert gegen Ferdinand,

für die Rechte der Stände von Oberösterreich, wie wir es nannten, aber mit unglücklichem Erfolg, wie Ihr wißt. Als Maximilian von Baiern anrückte, verließen Tschernembl und Andere Linz, noch vor seiner Ankunft. Ich und die meisten Verbündeten blieben. Herberstorf wurde Statthalter. — Alles schien vergessen und verziehen — durch Monate, wir hatten keine Sorge weiter. Eines Abends trat ein mir unbekannter Mann in mein Zimmer und überreichte mir ein versiegeltes Schreiben, worauf er mich sogleich wieder verließ. Ich erbrach das Schreiben und fand das einzige Wort: Flieht! — ohne Auf- und ohne Unterschrift. Ich floh noch in dieser Stunde, mein Kind, die kleine, kaum zehnjährige Elisabeth konnte ich aber doch nicht mitnehmen. Ich machte die gute Baronin Grienthal zu meiner Vertrauten. Sie war die Jugendfreundin meines verstorbenen Weibes und nahm Elisabeth zu sich, am andern Tage verließen sie Linz, um den Sommer über auf ihren Gütern zu verbringen. Ich erhielt wol zeitweise Nachrichten über das Wohlbefinden meiner Kleinen, gesehen habe ich sie jedoch seit jenem Abend nicht wieder. Glücklicher als Andere entkam ich in die Schweiz, wo ich mit Tschernembl, Karl Jörger, Euerem Vater und einigen Andern zusammentraf. Hier vernahmen wir, daß am Tage nach meiner Flucht alle jene, die sich im Kriegsdienste der Stände, oder als Gesandte zu den Böhmen und Ungarn hatten gebrauchen

lassen, den Befehl erhalten hatten, vor dem Statthalter zu erscheinen. Einige stellten sich bona fide. Diesen ließ er ihre Schwerter abnehmen und kündigte ihnen Arrest an. Der Prozeß begann. Einigen wurde lebenslängliche Haft zuerkannt, Andere wurden landesverwiesen, Allen wurden die Güter confiscirt. Auf eine eingereichte Bittschrift begnadigte Ferdinand Einige, wir, die wir flüchtig geworden, waren jedoch nicht darunter. Wir wurden für Verräther erklärt, unsere Güter eingezogen, unser Name geächtet. Wir verweilten von Jahr zu Jahr in diesem oder jenem Lande, thaten Kriegsdienste, wie es eben kam: mancher Versuch wurde gemacht, unsere Auslieferung zu bewirwir entkamen immer noch glücklich. Aber warum sollte ich Euch alles erzählen, was wir gelitten haben? In den Niederlanden kam uns plötzlich die Nachricht zu: wir sollten heimkehren, ohne Säumniß, das Volk sei im offenen Aufstande gegen die Gewaltherrschaft des Pfandherrn, es bedürfte nur tüchtiger Anführer, da ihr gegenwärtiger Leiter, der Hutmacher Fadinger die Sache nicht recht verstünde. Man schrieb uns von allerlei Verbindungen, Unterstützungen auswärtiger Mächte, man hoffte das jetzt sicher durchzuführen, was im Jahre neunzehn mißglückt war. Euer Vater reiste über Hals und Kopf davon — nach Oberösterreich. Jörger konnte nicht sogleich mit, da er eben krank darnieder lag. Ich blieb bei ihm. Briefe auf Briefe,

Aufforderungen auf Aufforderungen kamen an uns. Den Jörger litt es nicht länger, und ich? — meiner Seele bemächtigte sich plötzlich der Gedanke an mein Kind mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht. Ich bin alt geworden, meine ferneren Lebenstage sind gezählt, ich mußte meine Lies, das Ebenbild meines guten Weibes sehen: wir reisten, hier bei unserm Freunde Riedesheim fanden wir vorläufig Unterkunft und Verborgenheit. Dies war nöthig; denn wir fanden den Stand der Dinge nicht so, wie man uns geschrieben hatte."

„Und Ihr wollt nun wieder thätigen Antheil an dem Aufstande nehmen?" fragte der Wiellinger.

„Ich sehe das Vaterland bluten, aber wir sind nicht die Männer dazu, um diese Wunden zu heilen, nein, greifen wir mit roher, unfähiger Hand zu, so wird das Uebel nur immer ärger; wir müssen es einem Höheren anheimstellen, sein Wille geschehe!" sagte der würdige alte Mann mit Salbung und versank dann in tiefes Nachdenken.

Der junge Ritter betrachtete jetzt das Gesicht des Vaters seiner Geliebten näher. Er traf auf schöne, edle Züge, namentlich auf eine hohe, weite Stirne mit all den charakteristischen Merkmalen der Ausdehnung und Wölbung, mit welchen unsere Vorstellung die Idee großer Intelligenz und edler Gefühle zu verbinden pflegt; ferner traf er auf ursprünglich

große und schöne Augen, welche zwar durch das Hervortreten der Wangenknochen, eines Attributes des Alters, etwas tiefliegend geworden waren, aber noch immer hell und funkelnd sich zeigten, sodaß dieser Spiegel der Seele überhaupt am wenigsten die Spuren von Abnahme der Kraft erwies, und wie sie einerseits rasch abwechselnd im Ausdrucke der beweglichen Lebhaftigkeit des Denkens waren, so schimmerten sie auch anderseits wieder in dem Lichte der Empfindungen und Gefühle eines edlen Herzens.

Nach einer ziemlichen Pause fuhr der alte Kavalier fort: „Ich hatte mich damals mit voller Ueberzeugung an das Unternehmen der Andern angeschlossen. Wir hatten uns zur Aufgabe gestellt, die Rechte der österreichen evangelischen Stände zu erfechten; und insofern habe ich mir über mein damaliges Handeln keinen Vorwurf zu machen, da nicht Habgier, nicht Stolz, nicht allein Eitelkeit die Triebfedern dazu waren, sondern das Gefühl, unser Recht, unsere theils gänzlich unterdrückten, theils sehr geschmälerten Freiheiten, Privilegien, alte Herkommen und Gewohnheiten, namentlich die freie ungeschmälerte Religionsübung fordern zu müssen, mich bestimmte. Aber wie es zu geschehen pflegt: ich ließ mich dann wol auch verleiten, gleich den Andern weiter zu gehen, als es uns eigentlich zukam. Doch wenn Jugend und jugendliches Ungestüm, verbunden mit der Kraft, die von hohen Geistesan-

lagen unzertrennlich ist, einen Jörger, Starhemberg und Andere auf dem Wege der zu Extremen gesteigerten Verwirrungen fortschreiten heißen, so ist es mit mir Anders geworden. Das herangerückte höhere Alter, Kummer, Noth, Sorge haben mir die Brille der Ueberlegung vorgehalten. Ich habe aus den Besprechungen mit dem unglücklichen Tschernembl und aus seinen niedergeschriebenen Bemerkungen, die er Rathschläge nannte, ersehen, daß das Ziel, welches sich die Oberösterreichischen Stände gesetzt haben, ein falsches sei, ein Ziel, dem der rechtliche Mann, der brave Unterthan, der Freund des Vaterlandes nicht zusteuern dürfe. Sie wollen, daß der Papisten Macht falle und die der Evangelischen groß werde, sie wollen Oesterreich, Steyermark, Görz, Böhmen — jedes für sich einem evangelischen Herrn übergeben, damit keiner zu mächtig werde, und sie freies Handeln und Wirken hätten, und dabei schonen sie nicht des Landes, nicht des Bürgers, nicht des Landmannes, gar stolz ist ihr Sinn und Streben. Ich erkenne Manches als Täuschung, was ich damals noch mit anderen Augen ansah. Die Zeit und was sie mit sich gebracht, öffnete mir das Auge, und ich erblicke dorten Handlungen des Starrsinnes, des Stolzes, der Anmaßung, während ich früher andere Namen dafür hatte."

„Und doch begabt Ihr Euch in dieses Land des Aufruhrs, der wüthigen Rebellion? — doch sehen Euch

der Jörger, der Riedesheim, mein Vater, für Einen der Ihrigen an?" fragte der junge Ritter erstaunt.

„Nennt es Schwäche des Alters, oder gebt meiner Handlungsweise einen Namen, den Ihr nur immer wollt", erwiderte Herr von Weng, „ich will es nicht verbergen: das Gefühl fern von meinem Vaterlande, fern von meinem Kinde sterben zu müssen, befiel mich ängstigend, es trieb mich unwiderstehlich hieher; und da erwachte wol auch der Gedanke in meiner Seele: Du hast so viele Freunde, man achtet dich wegen Manchem aus früherer Zeit; — du findest viele unter den Männern des Herrn und Ritterstandes, die durch die Schule der Erfahrung gleich dir eines Bessern belehrt worden sind; durch ein vereintes Bemühen gelingt es wol um so eher die Gemüther der Anderen zu beruhigen, ihr Handeln zu leiten, nach Möglichkeit die böse, böse Sache einem halbwegs guten Ausgange zuzuführen. — Seht, junger Freund, dieses waren die Beweggründe, welche mich dem unglücklichen Vaterlande zuführten."

„Und eben dieses Letzte ist auch das Motiv, was mich hier erhält, sonst wäre ich längst über die Gränze, um mir mit dem Wenigen, was ich kann und weiß, oder mit meinem Schwerte, dienstbar der guten Sache, ein neues Vaterland zu erringen." So sprach der Wiellinger.

„Brav! junger Mann", sagte Herr von Weng —

„ich achte, ich liebe Euch Eurer guten Meinung wegen, und daß diese wirklich dieselbe ist, wie Ihr sie ausspricht, verbürgt mir der Brief Eures Vaters. Er schmälet darüber und meint, ich, Jörger und Riedesheim sollten Euch wol eines Andern belehren, und Ihr solltet dann sogleich im Machland auftreten und das im Großen durchführen, was sein Hauptmann David Spatt begonnen hat. —“

„Davon hat er mir keine Sylbe erwähnt“, sagte der Ritter. —

„Aber er hat es hier klar und deutsch niedergeschrieben“, erwiderte Herr von Weng — „doch lassen wir dieses. Der heutige Tag soll zeigen, was unsere vermeinten Bemühungen, wozu wir wol noch einige Unterstützung finden werden, zu Stande bringen.“

„Der heutige Tag?“ fragte der Wiellinger.

„Ja, der heutige Tag“, erwiderte Herr von Weng. — „Es treffen gegen Abend und später, in passenden Zwischenräumen der Zeit, damit es kein Aufsehen erregt, auf dem Auhof mehre Männer zusammen, um sich über den gegenwärtigen Stand der Dinge zu berathen und darnach einen Entschluß für ihre fernere Benehmungsweise zu fassen. Der Herr schenke mir da die nothwendige Beredsamkeit, um meine Freunde zur Milde zu stimmen, ich kenne wol Einen oder den Andern darunter, welche mich in meinen Bemühungen thätigst unterstützen werden, auch Ihr seid

jetzt darunter gezählt, — aber wir haben da manchen störrischen Sinn, manches stolze Gemüth zu bekämpfen."

„Vernunftgründe sollten doch wol das Ihrige thun", sagte der Wiellinger.

Herr von Weng schüttelte jedoch das greise Haupt und sagte mit schmerzlichem Tone: „Fast fürchte ich, sie dürften apprallen, wie leichte Pfeile auf einen ehernen Schild gerichtet."

Nach einer kleinen Pause, während welcher Beide sich dem Nachdenken überließen, sagte Herr von Weng: „Ihr geht jetzt wieder zur Stadt zurück? vielleicht seht Ihr meine Tochter, der Zufall könnte es fügen, dann grüßet sie — vom Vater setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Der Wiellinger erwiderte nichts, sondern ergriff des alten Mannes Hand, die er herzlich drückte. Er hätte gerne so Manches gesprochen, aber Zeit und Umstände schienen nicht passend dazu. — Herr von Weng hatte vielleicht eine Ahnung von den Gefühlen, die sich in des Jünglings Seele regten, er betrachtete ihn mit einem forschenden, lange auf des jungen Mannes Antlitz ruhenden Blicke, und recht innig drückte er ihm die Hand.

Ueber die Stiege herauf vernahm man polternde Schritte, und bald darauf trat Herr von Riedesheim in das kleine Gemach. „Nun, habt Ihr Euch ausgeplaudert? — seid Ihr im Reinen?" fragte er — aber

er war kein beobachtender Menschenkenner, sonst hätte er in den Mienen der Beiden leicht lesen können, daß in den Worten: „Wir Beide sind vollkommen einig“, welche Herr von Weng erwiderte, eine ganz andere Antwort lag, als wie sie den Wünschen des für Unnachgiebigkeit und starres Verharren bei dem Vorgesetzten Gestimmten entsprechend gewesen wäre.

„Und hast Du ihm von heute Abend gesagt?“ fragte der Riediser.

„Das versteht sich von selbst“, erwiderte der Gefragte.

„Ihr kommt?“ wendete sich der Andere an den Wiellinger.

„Ich komme“, sagte dieser.

„Doch nicht früher, bis es dunkelt“, ermahnte der Riediser, Vorsicht empfehlend.

„Sorget nicht“, sagte der Wiellinger, „und jetzt verlasse ich Euch; — habe für alle Fälle noch einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen.“

Mit kurzen Worten nahm er jetzt von Elisabeths Vater Abschied. Dieser drückte ihm nochmals mit Innigkeit die Hand. In seinem Blicke war zu lesen: „Grüße mir meine Tochter!“ Der Wiellinger nickte, wie zur Antwort auf diese stumme Bitte, bejahend mit dem Haupte und verließ das Gemach und bald darauf den Auhof.

Herr von Weng schob wieder den Riegel an der

Thüre seines Asyles vor, und den gedankenerfüllten Kopf in die hohle Hand gestützt, saß er den größten Theil des Tages über am Tische. Herr von Riedißer trieb sich aber so emsig bewegt auf seiner Besitzung umher, kommandirte, befahl und zankte mit dem trägen Theile seines Dienstbotenvolkes, als ob in seiner Seele kein anderer Gedanke Raum hätte, als der: nichts zu versäumen, was Tages- und Jahreszeit in seiner Oekonomie zu vollbringen erheische.

Herr Karl von Jörger stand in der Scheuer und schnitt Gehäcksel, welches dem Hornvieh unter das Grünfutter gemengt werden sollte.

Zehntes Kapitel.

„Diese schöne Gestalt belebt eine schönere Seele. —
Ich denke mir die Liebe in diese friedliche
Brust. — Welche Ernte blüht hier der Liebe —“

Fr. v. Schiller
Der Menschenfeind. Fragment.

Im Frühjahre bedarf es gewöhnlich nur eines kurzen warmen Regenschauers, um junge Pflanzen aufsprossen, Blüthen und Blumen sich öffnen zu machen; ebenso ist es mit den Hoffnungen und süßen Erwartungen in der Brust des Menschen — so lange er im Lenze seines Lebens steht. — Ein Wort genügt um sie zu erwecken. Mit wie ganz andern Gefühlen dachte Wiellinger jetzt, während er auf Linz zuschritt, an Elisabeth, ja beinahe schien es ihm selbst, als ob er erst jetzt, seitdem er ihren würdigen Vater kennen gelernt, das eigentliche Gefühl für sie im Busen trage. Doch hierin täuschte er sich, die Vernunft hatte diesem Gefühle bisher nur sichere Schranken vorgezogen, und wenn es ihr gelungen war, diesen eben entspringenden Bergstrom, der in seiner

jugendlichen Kraft so ungern auf Hindernisse stößt, vor einem Sichüberstürzen zu bewahren, so hatte sie jetzt für den ersten Moment diese Wehren als überflüssig hinweggezogen, und der Strom seiner Empfindungen rauschte nun hin über ein klares und wechselndes Bett, jetzt um einen Gedanken, der wie ein größerer Gegenstand ihm aufstößt, sich herumwirbelnd, jetzt sich anmuthig hinkräuselnd und dem Bilde der zufriedenen Häuslichkeit, wie es sich die Liebe gerne ausmalt, Glanz und Leben gebend, doch dann auch wieder ruhiger werdend, um nicht in zu toller Hast an den Felsen und Klippen, auf die er stoßen könnte, vorüber zu eilen. „Ich liebe Elisabeth“, sprach er zu sich selbst, „und ich fühle es, daß diese Empfindung von der Art sei, wie sie sein soll. Sie gleicht nicht den kleinen kräuselnden Wellen auf der Oberfläche eines tiefen Wassers, von einem leichten Windhauche sobald aufgejagt, während der Busen der Tiefe in seiner stillen Ruhe bleibt, nein, diese Bewegung erhebt sich eben aus dieser Tiefe, aber ich darf mich dieser Bewegung jetzt eben so wenig überlassen, als vordem. Ob sie mich wieder liebt? Ich glaube: ja. — Ob der Vater unsere Liebe billigen würde —?“ Unser junger Freund bejahte sich auch diese Frage, aber obwol er bei sich selbst über die zwei wichtigsten Punkte der sein Herz betreffenden Angelegenheit im Reinen zu sein glaubte, so faßte er doch den festen Vorsatz, dafür unter gegen-

wärtigen Verhältnissen auch nicht einen Schritt zu thun, weder durch ein Wort, noch durch einen Blick, noch durch irgend eines jener oft an und für sich unbedeutend scheinenden, gegenüber dem Gegenstande, der unsere Gefühle theilt, aber eine große Wichtigkeit behauptenden Zeichen von ungetheilter Aufmerksamkeit, Theilnahme, Zuneigung. — „Wer bürgt dafür", fuhr er in seinem Selbstgespräche fort — „was das Morgen bringt? — ob ich nicht bald als flüchtiger Abentheurer in der Welt herumtreiben muß? und ob ich ihr je als rechtlicher und vernünftigdenkender Mann meine Hand bieten kann? — soll ich durch ein unkluges, knabenhaftes Benehmen ein kaum erwachtes Gefühl in ihrem Herzen nähren und steigern, daß es ein bleibendes wird? soll ich ihre Ruhe, ihren Frieden untergraben, der Zerstörer ihres künftigen Glückes sein? Ihr Vater, ein rechtlich und gemäßigt denkender Mann, wird für das Vergangene Verzeihung erhalten und in Anbetracht seiner gegenwärtigen Bemühungen für die Beruhigung und Besänftigung seiner Freunde durch die Wiederverleihung seiner Güter und Besitzungen belohnt werden. Elisabeth ist jung, schön, ihre Seele reich begabt, ihr Herz und Gemüth bezaubernd, es wird gewiß an Freiern nicht fehlen, und darunter wird gewiß Einer sein, den sie bald den minder vom Glücke Begünstigten Wiellinger vergessen läßt, wenn dieser nicht dem einfachen Wohlbehagen, welches doch nur das Ergebniß

einer so kurzen Bekanntschaft sein konnte, eine andere Richtung zu geben bemüht gewesen war. — Es soll mir aber ein süßer Gedanke sein, Elisabeth glücklich zu wissen, und diesem entsprechend will ich mich benehmen."

Dieses war der Schlußpunkt seiner Gedankenreihe, als er jetzt den Stadtplatz von Linz betrat. Es war ein schöner, sonniger Vormittag geworden. Viele Menschen aus allen Ständen ergingen sich da. Unsern Wiellinger befiel es gar schmerzlich, als er diesen heitern, unbekümmerten, sorglosen Ton bemerkte, der unter der Bevölkerung von Linz herrschte. Er gedachte dabei des Zustandes, in welchem sich das Land befand. Er schritt mit gar trüben Gedanken an der Häuserreihe hinauf, wurde aber plötzlich durch eine bekannte Stimme aus seinen Sinnen aufgeschreckt.

Es war Franz, welcher jetzt an seiner Seite schritt und ihm mit freudetrunkenen Blicke erzählte, wie er den ganzen Vormittag bei seiner Annemarie gesessen, und was er Alles mit ihr geplaudert habe.

„Sprachst Du jemanden von der Familie?" fragte der Ritter.

„Keine Seele — das einzige Fräulein Elisabeth", erwiderte der Bursche — „die hat mich zu sich, auf ihr Zimmer rufen lassen und hat wol eine Viertelstunde oder noch länger mit mir geplauscht."

„Und was?" fragte der Ritter.

„Allerhand, was uns gerade eingefallen ist“, sagte Franz, — „hab ihr die ganze Geschichte erzählen müssen, wie Ihr im Lager in der Bauernau wart, wie wir zu Irrendorf zusammengetroffen sind, no, ich hab ihr alles haarklein erzählt; — sollt' doch auch zu ihr, hat ihr Stübchen allein, kein Mensch erfahrt was, — no, und sie verräth Euch nicht — das ist gewiß.“

Ein plötzlicher Gedanke durchfuhr die Seele des Wiellinger. „Führe mich zu ihr, aber sorge, daß wir gewiß nicht bemerkt werden“, sagte er.

„O, das ist ein Leichtes“, sagte Franz, kommt nur, mit dreißig Schritt haben wir das Haus erlangt.“

Er wendete sich um, der Wiellinger folgte, bald standen sie vor einem ansehnlichen Gebäude. — Zwei Treppen hoch vor einer Gangthüre haltend, sagte Franz: „Nur da hinein!“ — Der Wiellinger pochte an — ein „Herein!“ von weiblicher Stimme gesprochen, ließ sich vernehmen, er öffnete und stand — vor Elisabeth.

Es ist ganz erklärlich, daß sie durch den Besuch des jungen Mannes sehr überrascht war, und sie hatte auch durchaus nicht so viele Gewalt über sich, um es verbergen zu können. Zwar that sie das Mögliche und empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln und einigen ebenso freundlichen Worten der Begrüßung, — aber das tiefe Erröthen, ein beklommener Athem, und das unüberwindbare Stocken ihrer Stimme erwiesen es

deutlich, daß sie nicht so unbefangen war, als sie sich zu zeigen bemühte, — sie fühlte es wohl, daß sie zu ihm in einer andern Beziehung stehe, als zu irgend einem menschlichen Wesen, und so fremd und neu ihr dieses Gefühl war, um so größer war ihre Schüchternheit. Des Wiellingers Benehmen war jedoch vollkommen von der Art, um diese, wenn auch nicht gänzlich zu verscheuchen, doch zu mildern, und sie empfand bald mehr Vergnügen als Verlegenheit über seinen Besuch. Es lag in seinem Benehmen etwas Offenes, Vertrauen Forderndes, Theilnehmendes, wie sich nur immer ein wahrer Freund gegen den Freund, sei er nun desselben oder des andern Geschlechts, zeigen kann, — und dabei nichts von Zärtlichkeit, von einer mehr als gewöhnlicher Annäherung. — Und doch konnte er, bei aller Vorsicht und Ueberwachung seines Benehmens, Eines nicht ganz beherrschen, wir meinen den Blick, diesen stummen und doch so beredten Verräther dessen, was in unserm Innern vorgeht; Worte können wir bemeistern, das Auge nicht, und wie er so den freundlich-ernsten, sinnenden, vielleicht selbst zärtlichen Blick öfters auf sie heftete, da geschah es, daß ein süßer Schauer ihr Herz durchzuckte, und dieses bebte noch fort, wenn er auch wieder die Augen von ihr weggewendet; — aber deshalb zürnte sie ihm nicht; — so sind die Weiber: durch Blicke lassen sie sich gar Manches sagen, was, in Worten ausgesprochen, sie erschrecken würde.

Wiellinger hielt es für gut, nicht sogleich von der eigentlichen Ursache seines Besuches zu sprechen; er wollte fürs Erste die Ueberraschung, die sein Erscheinen hervorgerufen hatte, vorübergehen lassen, und hielt sich daher eine Weile bei Dingen von anscheinend weit geringerem Interesse auf. Er dankte nochmals für ihre freundliche Theilnahme an seiner Befreiung aus den Händen des verwilderten Hauptmanns zu Lambach, wo ihm bei dem Mangel eines ordentlichen kriegsrechtlichen Verfahrens selbst Gefahr für sein Leben gedroht hätte; er sprach sich dahin aus, wie es ihn gestern schmerzlich angegangen habe, daß er, gleich einem Verbrecher, sich vor den Blicken des wackern Kapitäns und des Fräuleins von [Grienthal habe zurückziehen müssen; und als Elisabeth nun mit reger Theilnahme fragte, ob seiner persönlichen Freiheit in Linz denn wirklich keine Gefahr drohe, betheuerte er zu ihrer Beruhigung, daß er nichts zu besorgen habe; endlich jedoch rückte er mit der eigentlichen Angelegenheit hervor, als er bemerkte, daß mittlerweile Elisabeths Bewegung sich beruhigt hatte, und sie es sogar schon wagte, in sein Angesicht zu blicken.

„Mein Fräulein", sagte er mit ernstem, freundlichem Tone, — „ich muß Euch ersuchen, nicht in Unruhe zu gerathen, — und doch habe ich Euch Etwas mitzutheilen, das viel Bewegung in Eurem Gemüthe hervorrufen dürfte."

Elisabeth sah ihn mit einem Blicke der Verwunderung an, unverkennbar wich die Röthe von ihren Wangen, — dachte sie vielleicht, daß er nur bis zu diesem Momente den Ton der Ruhe und der Freundschaft angenommen habe, um jetzt mit baren Worten das Geständniß zu wagen, daß sie ihm mehr als eine gewöhnliche Bekannte gelte? Sie dachte es nicht; aber wenn solch ein Gedanke sich auch wirklich für einen Augenblick eingestellt hätte, so würde er sogleich verbannt worden sein; denn Wiellinger fuhr fort:

„Doch weil ich weiß, daß meine Nachricht Euch, wenngleich in hohem Grade, doch auf eine erfreuliche Weise erschüttern wird, so will ich damit nicht länger zurückhalten: — Euer Vater läßt Euch grüßen!

„Mein Vater?" rief Elisabeth, in der That heftig erschüttert.

„Ja, Euer Vater, Herr von Weng", erwiderte Wiellinger.

„Ihr wißt —?" fragte sie rasch.

„Alles, von ihm selbst, seit einer Stunde", sagte er.

„Er ist hier — Ihr spracht ihn?"

„Nicht in Linz, doch nicht weit entfernt von der Stadt.

„O sprecht: wie sieht er aus? — ist er gesund, kräftig? — es ist lange, lange, daß ich ihn nicht gesehen habe, — er ist wol recht alt geworden — schon

damals war sein Haar mit vielem Grau durchmischt, — ach, kann ich denn nicht zu ihm — die Tochter nicht zum Vater?“

So folgte rasch Frage auf Frage, in einem Tone, zugleich erfreut und bewegt.

„Daß es des alten Mannes innigster Wunsch ist, Euch zu sehen, wäre überflüssig zu versichern“, sagte Wiellinger; „aber das Innere der Stadt zu betreten brächte ihm augenscheinliche Gefahr, — wenigstens für jetzt; — er kann Euch nicht besuchen.“

„Aber ich ihn? — nicht so, Herr von Wiellinger? — ich kann zu ihm, das bringt ihm keine Gefahr?“ rief sie in freudiger Hoffnung.

„Ich sehe dabei keine“, erwiderte der Ritter.

„Nun, so will ich zu ihm, — jetzt gleich, — sagt mir nur, wo er wohnt, — ich werde mich wol zurecht finden“, sagte sie und trat rasch einem Schranke zu, um wahrscheinlich ein Ueberkleid, wie es damals die Damen, wenn sie das Haus verließen, zu tragen pflegten, hervorzunehmen.

„Halt, halt, Fräulein! so rasch geht es nicht“, sagte der Ritter wohlgefällig lächelnd, — die kräftigen Aeußerungen der Kindesliebe trugen nicht wenig bei, Elisabeth in seinen Augen in ein gar schönes Licht zu stellen; — „so rasch geht es nicht. Einmal ist es in dieser Stunde nicht leicht möglich, und fürs Zweite könnt Ihr ja doch nicht allein diesen Gang machen —“

„Annemarie begleitet mich, sie hat mich lieb, — sie wird nicht plaudern —“

„Und doch könnt Ihr nicht in ihrer Begleitung allein gehen, — Euer Vater wohnt außerhalb der Stadt, wie ich schon sagte, und da streicht mancherlei Volk herum, Wallonen, Kroaten, und was eben der Kaiser für Landsleute nach Linz geschickt hat. — — Elisabeth“, sagte er mit ernstem, freundlichem Ausdrucke — „vertraut Euch mir, — ich will Euch begleiten.“

„Ihr?“ sagte Elisabeth etwas zaudernd.

„Ja, ich!“ erwiderte der Wiellinger — „es ist gegen Sitte und Etiquette, daß ein Fräulein mit einem jungen Manne, den sie überdies so kurze Zeit kennt, allein, noch dazu nächtlicher Weile, über die Straße geht, noch mehr, an seinem Arme sich selbst außerhalb der Stadt begiebt, — ich weiß es; aber unser Fall ist ein besonderer. — Elisabeth, ich hole Euch zur passenden Stunde ab, — nicht so?“

Elisabeth sann einen Augenblick nach, dann fragte sie: „Weiß der Vater, daß Ihr mir diesen Antrag machet?“

„Ehrlich gesprochen: Nein!“ erwiderte der Ritter — „aber ich bin überzeugt, wenn er es wüßte, so würde er nichts dagegen haben; — doch Ihr sollt ihn überraschen.“

„Ich gehe mit Euch“, sagte Elisabeth mit einem raschen Entschlusse, — „den Verstoß gegen die Etiquette

wird die Liebe der Tochter zum Vater entschuldigen. — Wann holt Ihr mich ab?"

„Es wird besser sein, wenn ich nicht zu Euch komme," sagte der Wiellinger, — „man könnte mir auf der Stiege begegnen. Verlaßt das Haus, wenn es dunkelt, — an der Ecke der Straße werde ich Euch erwarten."

„Das Mädchen kann mich begleiten?" fragte Elisabeth.

„Gerathener ist es, Ihr kommt allein", sagte der Ritter.

„Ich komme allein", sagte das Fräulein mit Bestimmtheit.

Der Ritter ergriff jetzt ihre Hand, führte sie an seine Lippen und verließ nach einem kurzen Abschiedsworte das Zimmer und, ohne Jemandem zu begegnen, das Haus. Auf der Straße harrte seiner bereits der treue Franz. Sie begaben sich in die kleine Herberge, wo ihrer bereits ein schmackhaftes, wenn auch nicht luxuriöses Mittagsmahl wartete.

Den Nachmittag verbrachte unser Ritter größtentheils mit Auf- und Niederschreiten im Garten, welcher rückwärts an das Haus anstieß. — Daß hierbei mancherlei Gedanken ihm die Stunden verkürzten, läßt sich wohl denken; als aber die Sonne untergegangen war und sich bereits abendliche Schatten auf die Stadt Linz und deren Umgebung niederließen, verließ er, in seinen

Mantel gehüllt, die Herberge und schritt durch das Welserthor der bezeichneten Straßenecke zu. Er wartete nicht lange, so trat aus dem Thore des Hauses, welches er, seit er harrte, nicht aus dem Auge gelassen hatte, eine Frauengestalt, in einen dunkeln Ueberwurf gehüllt, — sie näherte sich ihm raschen Schrittes, und bald blickte er in die schönen, freundlichen Züge Elisabeths. Er ergriff ihre Hand und zog ihren Arm durch seinen; — „kommt, Fräulein, und fürchtet Euch nicht“, sagte er ermuthigend; denn in der That fühlte er das Beben des in dem seinigen ruhenden Armes.

„Ich fürchte mich nicht“, erwiderte Elisabeth — „denn was hätte ich auch zu befürchten, — und doch ist es nicht das Vorgefühl der Freude, die meiner wartet, was mich ängstlich bewegt, was meinen Athem beklemmt. — Fast kommt es mir vor, als vernähme ich eine Stimme in meinem Innern, die mich warnt, oder noch deutlicher gesprochen, die mir zuruft, ich solle allen Muth sammeln, um das zu ertragen, was mir bevorsteht.“

„Ihr gebt der Sache wol nur eine andere Auslegung“, erwiderte der Ritter — „und dieses widerfährt uns Menschen nur zu oft. Wir kommen, im Durchschnitt genommen, selten genug zum ganz richtigen Verständniß dessen, wie es in unserer Seele lautet. Ihr thut zum Beispiel einen Schritt, welchen Ihr nach dem Urtheile der Welt und nach dem, wie Ihr allen-

falls selbst darüber denkt, für einen sonderbar gewagten haltet. Ihr geht mit einem jungen Manne, den Ihr kaum kennet, im Dunkel des Abends vors Thor hinaus, — und wenn Ihr auch selbst einsehet, daß nichts dabei zu fürchten ist, so denkt Ihr doch: wie, wenn mir jetzt Einer meiner Bekannten begegnen und mich erkennen würde? — Dieser Gedanke macht Euch fürs Erste schon etwas befangen. — Fürs Zweite geht Ihr der Umarmung eines geliebten Vaters entgegen, den Ihr Jahre nicht gesehen habt, Ihr macht Euch Vorstellungen von seinem Aussehen und wie Ihr ihn treffen werdet, Freude und Besorgniß haben gleichzeitig sich in Eurer Seele erhoben; dazu kommt nun auch der Gedanke, daß Ihr ihn nach kurzem Beisammensein wieder verlassen müßt, — alles Dieses zusammen erregt eine Art von Verstimmung und Unruhe in Eurer Seele, welche Ihr, wie wir überhaupt zu thun pflegen, als eine Ahnung von erst in der Zukunft sich Ereignendem erklärt.

„Ihr könnt Recht haben", sagte Elisabeth, — „aber unmöglich, auch selbst unwahrscheinlich darf es Euch doch nicht sein, wenn meine Seele der Zukunft wegen in Angst und Sorge ist. — Weiß ich den Vater nicht als einen flüchtigen Verbannten, welcher sich in Oberösterreich eingeschlichen hat, und der, wenn er verrathen und ergriffen würde, ein Verfahren gegen seine Person zu erwarten hätte, welches — —?"

Die gute Tochter stockte in der Sprache, ihre Einbildungskraft malte sich gar schreckliche Bilder, — der Ritter mochte ihr das Gefühl der schrecklichsten Sorge wol nachempfinden, — und mit tröstendem und beruhigendem Ausdrucke sagte er:

„Kümmert Euch nicht so sehr, liebes Fräulein, — die Angelegenheiten Eures Vaters stehen nicht so übel, als Ihr befürchtet. Er hat seinen früheren Sinn und seine Ansichten über den Stand der Verhältnisse im Vaterlande geändert; wo er früher heftig, störrisch, unbeugsam war, ist er jetzt ruhig und gemäßigt, er sucht zu vergleichen und zu versöhnen, er trachtet ein früheres Verschulden gut zu machen; — dieses wird Anerkennung finden, das Verbannungsedict aufgehoben werden — und er, in seine Ehren und Güter eingesetzt, die ihm von Gott noch geschenkte Lebenszeit zum Wohle des Landes, das ihn geboren, verwenden."

Unwillkürlich entschlüpfte dem jungen Manne, als er diese letzten Worte sprach, ein Seufzer. Elisabeth mochte dessen Bedeutung verstehen; denn herzlich theilnehmend sagte sie:

„Es sind gar tröstliche Worte, die Ihr da sprecht, — und wenn sie mich einerseits, meinen Vater betreffend, beruhigen; so geben sie mir andererseits die Gewißheit, daß Ihr mit ihm die gleichen Ansichten hegt — und daß auch Euch keine Gefahr droht."

Das Abenddunkel verbarg ihrem Begleiter die feine

Röthe, welche bei diesen Worten auf ihren Wangen aufstieg; aber es war ihm nicht verborgen geblieben, wie ihre Stimme dabei bebte, und während er ihren Arm sanft an sich drückte, sagte er lebhaft: „Für diese Theilnahme danke ich Euch nicht, aber dafür, daß Ihr sie aussprecht.“

Er fühlte jedoch plötzlich, daß er schon wieder etwas zu weit gegangen sei, — weiter, als er sich selbst zur Pflicht gemacht hatte, — er schwieg, auch sie, und so so erreichten sie den Auhof.

Der Wiellinger schritt in Begleitung des Fräuleins, als sie den innern Hof betreten hatten, sogleich dem Thurme zu. Die in diesem befindliche kleine Thüre war, wie er gehofft, nur zugelehnt, sie gingen die Wendelstiege hinauf, er schlug viermal an die eisenbeschlagene Thür, zählte bis auf Zehn, that nochmals zwei Schläge, und sie öffnete sich.

Eine Lampe erhellte das kleine Zimmer.

„Ah, junger Freund, — Ihr schon hier!“ sagte Herr von Weng.

„Ich und noch Jemand“, erwiderte der Ritter.

„Noch Jemand?“ fragte der alte Herr verwundert.

„Jemand, der Euch das Liebste auf dieser Welt ist“, sagte Wiellinger; — aber da lag Elisabeth bereits in den Armen ihres Vaters.

Wir überlassen es der Phantasie unsres gemüthreichen Lesers, sich diese Scene auszumalen, da die

Feder doch zu wenig im Stande wäre, dieselbe genügend zu schildern, — kühle Worte könnten da selbst Eintrag thun, wo es gilt, die heftigsten, schönsten, heiligsten Regungen des menschlichen Herzens zu beschreiben.

Wiellinger stand seitwärts und schwelgte in dem Bewußtsein, der Schöpfer eines Entzückens zu sein, das ein zu hohes war, als daß es für den ersten Augenblick durch etwas Anderes als durch Thränen sich aussprechen konnte. Nachdem aber der erste Sturm der freudigen Ueberraschung vorüber war, ergriff Herr von Weng des jungen Mannes Hand, und während er mit dem andern Arme seine Tochter fest umschlungen hielt und sie fest an sich drückte, als befürchte er, man käme, um ihm das Theuerste auf dieser Welt zu entreißen, sagte er mit feuchtem Auge und bebender Stimme: „Ich danke Dir, Freund —“

Wiellinger drückte die Hand des alten Mannes an seine Brust, er fand kein passendes Wort, — vielleicht dachte er eben jetzt des Empfanges, der ihm von seinem Vater geworden war, und diese Erinnerung war keine freundliche.

Herr von Weng fuhr aber fort: „und ich danke Dir nochmals — der guten Sache wegen. Der Anblick meines geliebten Kindes hat mich ganz besonders milde gestimmt, hat Erinnerungen erweckt, süße und schmerzliche, — Erinnerungen an mein gutes, sanftes Weib, —

und es war mir eben jetzt, als vernähme ich leichten Flügelschlag, ein kühles Wehen über Stirn und Wange und eine melodisch säuselnde Stimme, die mir zuflüsterte, die mich beschwor: Frieden zu predigen, wo Unfrieden wohne, — ja, ich will es!" sagte er mit Würde und Ernst, „und meine Stimme soll kräftig erklingen und übertönen die Stimmen, welche Widerstand, Empörung, Krieg rufen. — Geht hinüber in den Saal, Wiellinger; Ihr werdet da Viele versammelt finden, — saget ihnen, daß sie meiner warten sollen und nicht früher beschließen. Ich folge Euch bald nach; ein kleines Viertelstündchen sollen sie mir gönnen, um mich des Anblicks, der süßen Laute meines Kindes zu erfreuen; sieben Jahre habe ich sie nicht gesehen, sieben Jahre die Worte: Lieber Vater! nicht vernommen, — sagt es ihnen; es sind Manche darunter, die auch Kinder haben, die werden mich verstehen und mein Verlangen billigen. — Geht, Wiellinger. Bald komme ich hinüber zur Berathung. Elisabeth bleibt einstweilen hier, — und bevor Ihr sie dann zur Stadt zurückführt, wollen wir noch Eines mitsammen plaudern, ich und sie und Ihr, seid Ihr ja doch schnell genug mir lieb und werth geworden."

Wieder drückte er innig des Jünglings Hand, — als aber dieser jetzt das Gemach verließ, da blickte ihm Elisabeth nach, und in diesem Blicke wäre wol beiläufig zu lesen gewesen: „Dem Vater ist er so schnell

lieb und werth geworden? — so doch auch der Tochter"; — und wie sie da das Geheimniß der eigenen Brust ahnete, — hatte sie auch errathen, was sich in der Brust des jungen Mannes regte, — sie hatte den Blick wol bemerkt, den er ihr für den kurzen Abschied zugeworfen, — und als sie jetzt das Gesicht am Busen des Vaters verbarg, da dachte sie vor sich hin: „es ist doch recht gut, daß er dem Vater lieb geworden ist".

Unser Ritter ging aber unterdessen schnell die Stiege hinab, und über den Hof, dem eigentlichen Herrngebäude zu.

Hier an der Stiege traf er auf einen Mann, welchen er in der Dunkelheit nicht sogleich erkannte.

Eilftes Kapitel.

„Sie rechnen auf die Patricier? Vielleicht weil sie sauere Gesichter schneiden, die Achsel zucken, wenn von Staatssachen Rede wird? — Weg damit!“

Fr. v. Schiller.
Fiesco. 2. Akt, 5. Scene.

Der Mann, auf den unser Wiellinger im Dunkel der Stiege traf, war aber kein Anderer als der Freiherr Karl von Jörger, welcher eben auch ihn hier erwartet zu haben schien; denn, ihm leise einen guten Abend bietend, ergriff er seine Hand und führte ihn die ziemlich von der Dunkelheit beherrschte Stiege hinauf. Sie betraten ein kleineres Gemach, als das war, wo sie sich heute Vormittags befunden hatten, welches aber wahrscheinlich an dieses stieß und nur durch eine dünne Scheidewand getrennt war; denn man hörte den Klang der schwerfälligen Stiefeln damaliger Zeit und das Klirren von Sporen ertönen, als ob mehre Personen auf und niedergingen, dazwischen auch einige Worte sprechen und leises Geflüster.

„Hier nebenan sind die Männer versammelt, die sich vereinigt haben, rühmlich und kräftiglich für die

gute Sache aufzutreten", sagte der Freiherr — „aber bevor ich Euch gegenseitig einander vorstelle, will ich Euch noch auf Einiges aufmerksam machen. Es sind ein Paar etwas verzagte Herrn darunter; — wenn Ihr daher von den kriegerischen Rüstungen Euer's Vaters berichtet, so saget lieber etwas mehr als zu wenig, — Furcht ist eine ansteckende Krankheit, wir müssen sie entfernt zu halten suchen."

Wiellinger schwieg einige Augenblicke; endlich sagte er: „Es ist mir ganz Recht, daß ich hier eine Zusammenkunft von Männern treffe, von deren endlichem Ausspruch und Entschließung so Vieles abhängen dürfte; dann aber fordere ich, daß mir erlaubt ist, zu sprechen, wie es mir meine Ueberzeugung gebietet. Nach meinem freien Willen bin ich hierher gekommen, frei will ich auch das Wort haben, — und mich zu entfernen, wenn ich will, sei ebenfalls meinem Gutdünken überlassen."

Der Freiherr blickte ihn etwas verwundert an — dann sagte er: „Ihr habt Euch doch heute mit dem Häberl verständigt?" —

„Das habe ich", entgegnete der Ritter. —

„Warum kommt er nicht?" fragte der Freiherr. — „Ihr kommt vom Thurme herüber, — wart bei ihm?"

„In einer kleinen Weile wird er mir folgen", entgegnete Wiellinger."

„Hat gewiß vor der Berathung noch ein Stück

aus der Bibel zu lesen", sagte der Jörger etwas spöttisch. — „Der Mann ist in letzterer Zeit sehr bigott geworden; — Das macht das Alter! — nun so sei es; — wir wollen vorläufig zu den Herrn gehen, — könnten sonst ungeduldig werden; denn Freund Kaspar ist nicht der Mann, der es verstände, eine zweckmäßige Conversation herzuhalten."

Mit diesen Worten ergriff er den Wiellinger beim Arm und trat mit ihm in das anstoßende Gemach, — welches wirklich der unserm Freunde bereits vom Morgen her bekannte geräumige Saal war. Hier am Marmortische und auf seitswärts stehenden Stühlen saßen mehre Herrn, — andere schritten auf und nieder, — die Meisten hatten die Hüte auf, welche ohne Feder oder sonstige Verzierung, ebenso wenig, als die einfachen, dunklen Mäntel, in welche fast Alle gehüllt waren, Stand und Rang der Versammelten verriethen. Nur Herr von Riediser war, ohne Ueberwurf, in seiner Hauskleidung, und der Freiherr von Jörger in seinem Lodenrocke, wie heute Vormittags. Der Letztere hatte jedoch statt der Holzpantoffeln hohe Stiefeln von ungegerbten Leder an, auch trug er ein langes, mächtiges Schwert mit Kreuzgriff und Schutzbiegel an der Seite. Er sah ganz ritterlich aus, ein schöner, kräftiger, stolzer Mann.

Bei seinem Eintritte versammelten sich die verschiedenen Gruppen zu einem Kreis um ihn, und Alle

begrüßten ihn — beinahe feierlich, — doch freudig konnte man diese Begrüßung nicht nennen, im Gegentheil herrschte ein unverkennbarer Trübsinn darin.

Als der Wiellinger seinen Blick im Kreise herum warf, traf dieser auf mehr bejahrte Männer, die Meisten hatten stark mit Grau vermischte, viele schon ganz weiße Haare, ihre Mienen waren ernst und nachdenklich, nur bei einigen Jüngern glaubte er in den Zügen jenen kühnen Tollmuth zu lesen, welcher die Menschen zu gewagten Unternehmungen aufzuregen im Stande ist. Jedenfalls war er der Jüngste im Kreise, es war ihm jedoch dieses eben recht, er hatte es größtentheils mit Männern in der Schule des Lebens gereift zu thun, — bei diesen hoffte er Anklang zu finden, durch die Mittheilung und Detaillirung der Sachlage, wie er sie selbst aufgefaßt hatte, und durch ihre Bestimmung das Uebergewicht über die Vorschläge und Entwürfe, wie sie etwa Jörger, Riedesheim und einige Wenige machen würden, zu erlangen.

Der Freiherr bemerkte jedoch wirklich nicht, oder wollte nicht die Stimmung der Versammelten bemerken. Er trat ihnen mit freudeglänzendem Blicke und herzlichem Händedrucke, nach Links und Rechts seine Freunde begrüßend, entgegen.

„Guten Abend, Freiherr von Weißenwolf“, sagte er mit einiger Förmlichkeit, einen Mann von etwa sechzig Jahren begrüßend.

„Wo ein Ungnad sich für die gute Sache erhebt, fehlen auch andere wackere Männer nicht, — da sind auch sein Schwager Erasmus von Starhemberg und sicher auch meines Vaters Bruder Helmhard Jörger zu treffen", setzte er gegen zwei Andere gewendet hinzu. — „Grüß Euch Gott, Gebrüder Sigmar von und zu Schließelberg, und Euch wackere Freunde Waldenfels, Innerseer, Jagenreiter, — Herr von Rödern, meinen herzlichen Gruß: — aber so viele liebe, alte Freunde ich auch hier beisammentreffe, so mangeln doch noch Viele, die ich ganz sicher zu sehen hoffte, — ein Adam von Traun, ein Freiherr von Pollheim, ein Dietmayr zu Freiling, Freiherr zu Tarberg, — ja, es gehen in der That noch mehre ab."

So sprach er zu Einem und den Andern, entweder mehr oder weniger förmlich oder sehr herzlich sie begrüßend, je nachdem das Verhältniß von gewöhnlicher Bekanntschaft oder von Freundschaft war, in welchem er zu den Abgeordneten stand.

Die Begrüßung wurde gemeinhin nur schweigend aufgenommen. Bei seiner letzten Bemerkung traten aber zwei Männer dem Kreise näher, die bisher noch sich besprechend in der Fenstervertiefung gestanden hatten.

Der Eine, einer der Jüngsten in der Versammlung und mit der unverkennbaren Familienähnlichkeit der Jörger bezeichnet, sagte in etwas scharfem Tone:

„Die Herrn beliebten eine Besprechung auf dem

Auhofe mit dem unzweideutigen Namen Conspiration zu belegen, und zogen es vor, zwischen ihren vier Wänden zu verbleiben."

„Wie, Vetter Hans — sollte es auch nur Einen Mann im Herrn- und Ritterstande des Landes Oesterreich ob der Enns geben, der sich feige oder auch nur theilnahmlos zurückzieht, wenn es gilt, sich für das Wohl des Vaterlandes zu berathen?" sagte der Freiherr Karl von Jörger.

„Von einem Herrn Dietmayr Schifer zu Freiling, Freiherr zu Tarberg und Lichtenau ist doch sicher nichts Anderes zu erwarten, — nennt er sich doch Rath und Landrath Sr. römisch kaiserlichen Majestät, ist er doch katholisch geworden und hat zur Belohnung dafür die Erbvogtei zu Efferding erblich für sich und die sämmtliche katholisch gewordene Linie der Herrn von Schifer erhalten", sagte der Andere, welcher sich dem Kreise genähert hatte.

„Ei, was sprichst Du da, Höritzer", sagte Karl von Jörger, — „gilt denn unsere heutige Zusammenkunft einer Besprechung von Dingen, welche Se. Majestät den Kaiser beträfen? — gilt sie denn nicht dem Wohl des Landes, und dient somit unsere Berathung nicht selbst auch dem Kaiser?"

„Die Herrn haben hierüber so ihre ganz eigenen Ansichten ausgesprochen", entgegnete Ritter Joachim Höritzer von Steinbach in scharfem Tone, — „sie mein-

ten: hätten die Verordneten und Mitglieder einer löblichen Landschaft etwas zu besprechen und zu berathen, so wäre hierzu der Landhaussaal da, und sich auf den Auhof hinauszubegeben wäre überflüssig, — könnte die Sache selbst verdächtigen."

Die anwesenden Herrn warfen sich jetzt zweifelnde Blicke zu, und ein gewisses Flüstern der Berathung und Meinungaussprechung, welches eben nicht in dem Plane des Freiherrn von Jörger und einiger ihm Gleichgesinnten passen mochte, erhob sich unter ihnen.

Der Jörger beeilte sich dieser eben eintretenden Stimmung eine andere Wendung zu geben. Er sagte: „Ich glaube, alle Anwesende wissen so gut als ich, was man von diesen Berathungen nnd Besprechungen auf unserm Landhaussaale zu halten hat. Entweder beehrt sie Se. Gnaden der Herr Statthalter mit seiner Anwesenheit, oder ist er zu bequem hierzu, und dauern sie ihm zu lange, so sendet er seinen Adjutanten hinab mit dem Auftrage, die Sitzung aufzuheben, wenn man den Verdacht vermeiden wolle, als führe man gegen die gegenwärtige Pfandherrschaft und seine geheiligte Person etwas im Schilde. — Der Landhaussaal ist nicht der Ort für eine Berathung der Stände, — um so weniger, wenn es gilt, die Maaßregeln zu besprechen, wie man dieses bairische Joch abschütteln kann."

„Ei, Herr von Jörger, — abschütteln? — Ihr meint doch damit nicht ein gewaltsames Unternehmen?", fragte

Herr Erasmus von Rödern zum Berg, — ein gar bedachtsamer, alter Herr mit silberweißem, sparsamem Haupt- und Barthaar.

„Gewaltsam? — davon kann und wird nicht die Rede sein“, sagte Herr Helmhart Jörger, Freiherr zu Tolleth — „mit Gewalt und Aufstand richtet man nichts aus, — das haben wir im Jahre Neunzehn gesehen.“

„Ganz Eurer Meinung, Herr Bruder“, sagten fast gleichzeitig die Herrn Andreas Ungnad von Weißenwolf und Erasmus von Starhemberg.

Drei oder Vier der Uebrigen nickten hierzu beifällig mit dem Haupte; Karl von Jörger betrachtete mit einem zweifelnden Blicke die für Mäßigung Gestimmten, dann aber sagte er, während ihm die Stirnader mächtig anschwoll und eine hohe Gluthröthe seine Wangen überzog:

„Wie meine Herrn? — Ihr zweifelt noch, was jetzt zu thun sei? Ihr: Erasmus von Starhemberg, Andreas von Ungnad, und Ihr, Vetter Helmhard, seid damit, daß man Euch Ehre, Leib und Leben geschenkt, dabei aber Euch Eures Hab und Gut verlustig erklärt hat, so begnügt, daß Ihr selbst in der drängendsten Noth des Vaterlandes ruhig die Hände ruhig in den Schoos leget und es mit ansehet, wie höher und höher die Willkür dessen steigt, der Euch des Euern beraubt hat und nun auch noch Fremde als Blutsauger in das Land setzt, das vertrauensvoll auf Euch, seine Herrn und Stände blickt, von denen es Rettung und Befreiung erwartet? —

Ihr wollet dieses Vertrauen, diese Hoffnung zu Schanden werden lassen? — Jetzt, wo es an der Zeit ist, nicht nur gegenwärtig bestehendes Unheil abzuwenden, sondern auch das der Vergangenheit auszugleichen, — jetzt wollt Ihr die günstige Gelegenheit unbenutzt lassen? — Ihr weiset auf das Jahr Neunzehn hin? — Es thut mir leid, daß Ihr dieses als den Grundpfeiler Eurer gegenwärtigen Benennungsweise wollt gelten lassen. Es ist wahr, es standen tüchtige Männer an der Spitze: Ungnad, Stahremberg, Landau — vor Allen der brave Tschernembl, — aber was war es: ein Kampf mit Worten, die Gewalt des Stärkeren siegte, und dieser Stärkere war Ferdinand: nur er war es, gegen den wir mit unsern Forderungen für unsere Privilegien, Freiheiten, Rechte, für unsern Glauben aufstanden; jetzt ist es anders. Es ist das Unglück unseres Vaterlandes, für das wir uns erheben, — und dies nicht gegen unsern Landesherrn, nein, gegen Fremde, gegen die Gewaltherrschaft des bairischen Churfürsten und seiner Diener; — es ist nicht ein Aufstand gegen Ferdinand, aber doch können wir dabei unsere Macht und gewaltige Kraft zeigen, daß er wol zur Erkenntniß kommen soll, es sei besser, mit den oberösterreichischen Ständen in Ausgleichung und Frieden und Nachgiebigkeit zu leben. — Jetzt sind wir auf dem Standpunkte, ihm selbst Furcht einzuflößen, und was im Jahre Neunzehn nicht gelang, wird im Jahre Sechs-

undzwanzig leicht gelingen. Jetzt sind wir in der Lage, wo wir Ferdinand fragen können, ob er Frieden im Lande haben wolle oder nicht? ob er den Zwiespalt zwischen den Römischkatholischen und Evangelischen beilegen, die erbitterten Gemüther vereinigen, großes Blutbad im eigenen Vaterlande verhüten, ein Feuer, an dem ganz Europa angehen möge, löschen, — in Summa: die äußerste Gefahr eines langwierigen in- und ausländischen Krieges in allgemeine Ruh, Friede und Wohlstand verkehren wolle? Sagt er: nein, — gut! so liegt der Weg vor uns gebahnt, und alles Unheil komme über den jesuitischen Regenten, der Hunderttausende seiner armen Unterthanen dem Elende und Verderben opferte, seinem — Rosenkranze zu Gefallen; und wie sich Gott unsrer annehmen und für uns väterlich sorgen wird, dann wollen wir ihm sagen, daß den Ständen eines Landes das Recht zustehe, sich einen Herrn und Landesfürsten vom römischen Reiche zu begehren, — den, der übel regiert, abzusetzen und einem Andern die Regierung aufzutragen. Wir wollen ihm dann sagen, wie es uns zusteht, vorzuschreiben, wie und auf welche Art ein antretender Herr regieren soll, wie es uns zusteht, Landtage und Zusammenkünfte wegen der Regierung des Landes auszuschreiben und zu halten, dem Landesfürsten seine Räthe und Diener zuzuordnen, den Landfrieden aufzurichten und zu sorgen und zu handeln für das Glück und Wohl des Vaterlandes.“

„Das haben wir im Jahre Neunzehn auch gesagt“, erwiderte Helmhart von Jörger — „und die Antwort, die uns darauf zu Theil wurde, fühlst Du, Karl, und Viele von uns fühlen sie schmerzlich genug in ihren Folgen.“

„Ich stimme gegen jede Handlung der Gewalt“, sagte Herr Erasmus Starhemberg — „wir wollen die Zeit abwarten. Die Unterhandlungen haben begonnen. Ferdinand selbst thut das Mögliche, um dem Kriege mit seinen eigenen Unterthanen ein Ende zu machen, er ergreift alle Mittel, um die Verpfändung von Oberösterreich aufzuheben — —“

„Ha ha ha!“ lachte Hanns von Jörger überlaut — „er ergreift die Mittel, — das heißt unser Geld! Wo sind denn die viermalhunderttausend Gulden hingekommen, welche die für ihre Begnadigung dankbaren Stände ihm überreicht haben, zum Zwecke, unser Land doch endlich einzulösen? — Angenommen hat er das Geschenk, — das ist wahr; — aber beim Alten ist es auch geblieben. — Bleibt mir vom Leibe, Herr von Starhemberg, mit derlei Anpreisungen! Ferdinand und Max spielen unter Einer Decke. Der Eine füttert seine Soldaten in unserm Lande, zahlt mit unserm Gelde seinen Statthalter, seinen Vizedom und das ganze Geschmeiß, und ist recht froh, wenn es noch lange zu keinem Ende kommt, — und der Andere gebraucht diese Geißel, um uns Alle, Freiherren und

Ritter, Bürger und Bauern, zu guten Katholiken zu machen."

„Das glaube ich nicht", erwiderte Herr von Starhemberg. „Wo die viermalhunderttausend Gulden hingekommen sind, wissen wir zwar nicht; aber sind derlei Abrechnungen auch so schnell gepflogen?"

„Die Majestäten könnten auch mit einander abrechnen, wenn sich die eine in Wien, die andere in München befindet", sagte Hanns von Jörger — „und es wäre nicht nöthig, durch einen fortwährenden Aufenthalt der Blutsauger im Lande dieses bis zum innersten Mark zu verwüsten."

„Diese wären auch nicht mehr im Lande, wäre dieses ruhig geblieben", sagte Starhemberg.

„Und wer störte die Ruhe? — wer brach den Waffenstillstand? — Wieder der Churfürst!" rief Hanns von Jörger. „Der Stillstand wurde am 7. September in Enns abgeschlossen und von den Commissären allen Befehlshabern an den Grenzen berichtet, und am 22. September rückten frische Truppen ohne Aufforderung über die Grenze herein. Ich frage: In wessen Interesse liegt es, den Bauernkrieg von Neuem anzuzetteln?"

„Und so wollen wir denn diesen, ohne unser Zuthun, sondern durch Noth, Verfolgung, Bedrückung heraufbeschworenen Aufstand des Volkes eben so für unsere Interessen benutzen, als es die Majestäten thun",

sagte jetzt Karl von Jörger, welcher bisher den Reden und Gegenreden der Andern zugehört hatte; — „die Bauern sind nun nicht mehr ein zusammengelaufenes Gesindel, kaum bewaffnet, noch weniger befähigt, mit den Waffen umzugehen; — es sind kriegsgewandte Truppen geworden, die durch mehre Siege und glückliche Erfolge bei ihren Unternehmungen zu sich selbst Vertrauen gewonnen und sich bei ihren Feinden Respekt erworben haben. An die Hunderttausende bewaffnet stehen sie in den drei Vierteln in größere Heereshaufen vereinet; mit erwartenden Blicken sehen sie nach Euch, ob Ihr denn immer noch nur reden und schreiben, nicht endlich auch handeln wollt, — und ich sage Euch, jetzt ist es an der Zeit zu handeln. Ich mahne Euch an das Beispiel, welches uns die Stände Böhmens gaben. Sie warfen die beiden königlichen Statthalter sammt ihrem Geheimschreiber zum Fenster hinaus; sie erwählten dreißig Directoren, welche die Regierungsgeschäfte besorgten, Truppen warben, ein Aufgebot an Bürger und Bauer ergehen ließen und sich ihre Rechte, Privilegien und religiöse Glaubensfreiheit errangen. Wir haben vor ihnen bedeutenden Vorsprung. Wir haben bereits Truppen, stehen mit andern Mächten in Correspondenz und enger Verbindung, — es bedarf nur Eines raschen Schrittes. Wir wollen den Herberstorfer, den Vizedom und die bairischen Räthe nicht zum Fenster hinauswerfen, aber ihnen Waffen und Gewalt ab-

nehmen und sie so lange ihrer persönlichen Freiheit verlustig erklären, so lange noch ein bairischer Soldat in Oberösterreich Athem holt. Dann mögen sie ruhig und unter guter Begleitung bis an die Grenze zu ihrem Churfürsten hinreisen, wir erwählen aus unserer Mitte einen Landeshauptmann und Räthe und bezeugen dann bei unserer adeligen Ehre, daß wir weder gegen Ihro kaiserliche Majestät, noch gegen das hochlöbliche Haus Oesterreich, noch zur Unterdrückung der Katholischen es abgesehen haben, sondern bloß zur Beschützung und Aufrechthaltung unserer eigenen Rechte und Religion, und daß wir vor Allem uns dieser Fremden, dieser das Land aussaugenden Verwüster entledigt haben, — da es doch Sr. Majestät selbst nicht möglich war, durch alle möglichen Aufforderungen und Vorstellungen Se. Churfürstlichen Gnaden zur Abberufung seiner Truppen zu bewegen. Dann findet sich aber auch eben die passendste Gelegenheit, mit unsern Vorschlägen und Forderungen für uns und unser Land hervorzurücken, und den zart genug abgefaßten Bericht schließen wir mit der Clausel, daß wir zum guten Vorbedachte mit den Ständen in Unterösterreich, Böhmen und Mähren, mit dem ganzen römischen Reiche, mit dessen unirten Churfürsten und Fürsten bereits in Correspondenz uns gestellt haben und billiger Weise Bündnisse und Vereinigungen in aller Welt herzuhalten bemüht sein werden. — Dieses, meine Herren und

Freunde, ist mein Vorschlag, und einstimmen wird Jeder, der es gut mit sich selbst, mit dem Vaterlande, mit der reinen Christuslehre meint.“

„Zu denen ich mich zähle!“ rief Hanns von Jörger.

„Und ich!“ riefen Hanns Nikolaus Siegmar von Schließelberg und sein Bruder Ludwig.

„Du hast mir aus der Seele gesprochen“, sagte Ritter Höritzer von Steinbach.

Diese vier Kavaliere stellten sich jetzt an die Seite des Freiherrn von Jörger und legten, ihre Mäntel zurückschlagend, wie auf Verabredung, alle zugleich die Hand an den Griff ihrer Schwerter.

„Nun, da wird Kaspar Riediser von Riedesheim wol sicher nicht fehlen, wo es gilt, sein Schwert für die gute Sache zu ziehen!“ rief der Besitzer des Auhofes, und wirklich blitzte auch der blankgezogene Hirschfänger, welchen er der feierlichen Berathung zu Ehren umgeschnallt hatte, in seiner Hand.

„Ihr Herren“, sprach Erasmus von Rödern scheu umherblickend — „hier findet doch wol nur eine Berathung statt?“

„Ich will es hoffen“, sagte Herr Helmhart Jörger, indem er sich von seinem Stuhle erhob.

„Ja, ja — eine Berathung!“ sagte Herr Andreas Ungnad von Weißenwolf und die Uebrigen, welche sich jetzt, gleichsam als ihrem Wortführer, an den Freiherrn Helmhart von Jörger anschlossen.

Karl Jörger biß sich auf die Lippen, und man sah es ihm an, daß er nur mit Mühe einen grellen Ausbruch seines Zornes überwand; endlich sagte er:

„Berathung — und ewig nur Berathung! Ihr seht, wie weit Ihr mit Euren Berathungen gekommen seid! Ich wundere mich nur, daß die Bauern nicht längst Euerer Besprechungen, Zuschriften, commissionellen Zusammentretungen und all' der Allfanzereien überdrüssig geworden sind, und Euch so gut wie die baierischen Schinderknechte als ihre Gegner ansehen. — Ja, wir wollen uns berathen, aber nicht darüber, wie ein neuer Vorstellungsbrief an Se. Majestät zu stylisiren sei, und welche von den Herren Verordneten sich unterfertigen sollen, da doch die Namen Aller auf dem Pergamente nicht Platz finden; nicht darüber, wer morgen, übermorgen bei Sr. Gnaden dem Herrn Statthalter seine Aufwartung zu machen habe, und in welch' neuer Form die Bitte um Abziehung der baierischen Dragoner vorzubringen sei. — Nein, wir wollen uns berathen, wie wir handelnd auftreten werden; denn daß es dazu kommen soll und muß, bedarf keiner Frage mehr. — Wir wollen die Männer wählen, welche die Regierung des Landes übernehmen sollen, von heute Nacht an; denn von heute Nacht an soll sich der Stand der Verhältnisse ändern, energisch ändern. Wir wollen uns hier sowohl zum Berathen als zur Ausführung eingefunden haben. In einer Stunde

habe ich sechshundert wohlbewaffnete Bauern zur Stelle."

„Sechshundert!" sagte Erasmus von Starhemberg — „sagt mir nur, was gedenkt Ihr mit diesen zu bewirken?"

„Das, was man den ersten wichtigen Schritt nennt", antwortete Karl Jörger — „mit ihnen nehme ich Linz, noch in dieser Nacht, arretire den Herberstorfer, den Preising und den ganzen baierschen Anhang —"

„Höre, Freund", sagte Nikolaus Sigmar von Schließelberg — „übereile Dich nicht! Daß ich so gut als Einer Alles für die gute Sache zu thun wage, bist Du überzeugt, — aber das Unternehmen kommt mir doch ein wenig zu vorschnell vor. Was wirst Du mit sechshundert Mann ausrichten?"

„Sechshundert Mann?" sagte Karl Jörger — „was sind es aber für Leute? — David Spatt mit seinen Wildlingen, die stürmen die Hölle, wenn es sein muß. Ich dringe mit ihnen in Linz ein, — die Besatzung besteht heute nur aus zwei Kompagnien, da Alles, was der Herberstorfer auftreiben konnte, gegen Freistadt und zum Entsatze von Lambach ausmarschirt ist, — ich werfe nieder, was sich mir in den Weg stellt, kein Bürger wird sich blicken lassen, vielleicht eher noch, um sich anzuschließen; denn glaube mir, die Städter sind so gute Protestanten als die Bauern, und sie haben die Fremdenherrschaft eben so satt als das Land=

volk, — ich setze den Statthalter und die ganze Statthalterei fest und proklamire sogleich die neue Regierung, zusammengesetzt aus den oberösterreichischen Ständen —"

„Und morgen marschirt das Preuner'sche und Löbel'sche Regiment ein, um die neue Regierung wieder über den Haufen zu werfen", fiel ihm der Schließelberger ins Wort.

„Mit grauendem Morgen rücken zehntausend Bauern aus dem Machlande gegen Linz, der Wiellinger wälzt sich mit seiner ganzen Heeresmacht durch das Hausruckviertel der Hauptstadt zu, und dann agiren wir vom Herzen des Landes aus. Mit den paar Regimentern und den wenigen Eskadronen Reiter wollen wir dann bald fertig werden. — Glaube mir", fuhr der Freiherr in seiner begeisterten Sprache fort — „wäre der Fadinger nicht vor Linz geblieben, hätte er die Stadt eingenommen, so stünde es anders."

„Weißt Du aber auch, wie es mit dem Wiellinger ist?" machte der Ritter von Steinbach seinen Einwurf; „hat er wol seine ganze Armee beisammen? Wir kennen die Art und Weise der Bauern. Haben sie eine Schlacht gewonnen oder verloren, dauert ihnen die Belagerung eines festen Platzes zu lange, oder werden sie über das Kommando eines ihrer Hauptleute unwillig: — so rennen sie auseinander, wie eine Schaar Hirsche, wenn der Blitz zwischen sie hineinfährt."

„Ob der Wiellinger seine Armee beisammen hat?“ fragte Karl von Jörger mit dem Lächeln der Gewißheit. — „Dreißigtausend Mann kommandirt er, und zehn bis zwölftausend rücken von Gmunden unter dem Befehle eines eifrigen Prädikanten ihm zu, — die Leute singen ihre Psalmen, raufen sich aber wie die Wüthenden. Ist es nicht so, Herr von Wiellinger?“ sagte er, sich an unsern jungen Ritter wendend.

„Wiellinger?“ riefen vier oder fünf der Herren verwundert aus.

„Hanns Ernst Ritter von Wiellinger, der Sohn unsers braven Achaz“, sagte der Freiherr — „er und die Herren werden verzeihen, daß ich nicht längst dieselben gegenseitig bekannt gemacht habe; aber die Wichtigkeit unserer Besprechung ließ mich vergessen, daß sich die Herren nicht kennen.“

Ritter von Steinbach, der von Waldenfels, der von Schließelberg bewillkommneten jetzt auf herzliche Weise den jungen Mann, den Sohn ihres Freundes.

Hanns von Jörger rief aber mit kräftigem Händeschütteln: „Gott grüße Dich, Vetter! — denn das wäre ja doch des Teufels, wenn wir in unsern Stammbaumtafeln nicht einen Wiellinger, oder Ihr in Eueren nicht einen Jörger fändet, — wir im lieben Vaterlande sind ja doch Alle hübsch unter einander verschwägert und vervettert.“

Freiherr Karl jedoch, dem es gar sehr darum zu

thun war, den Ernst der heutigen Angelegenheit nicht aus dem Auge zu verlieren, nahm jetzt wieder das Wort. „Nun erzählt, Herr Ritter", sagte er, „wie steht es mit der Armee Eueres Vaters? Ihr könnt uns die beste Auskunft geben, da Ihr im Pramwalde mit dabei waret und Euern Vater vor Lambach verließet."

Unser Wiellinger, welcher bis zu diesem Augenblicke als stummer Zuhörer den gepflogenen Verhandlungen beigewohnt, es aber nicht in der Schicklichkeit gefunden hatte, diese durch seine Einsprache zu unterbrechen, sagte jetzt mit etwas schwerem Herzen; denn er fühlte lebhaft seine zweideutige Lage: „Wenn ich aufgefordert werde, zu berichten, was es mit der sogenannten Armee ist, die unter dem Kommando meines Vaters steht, so kann ich der Wahrheit gemäß sagen, daß sie wirklich so stark war, als ich meinen Vater verließ; — aber wie ich heute vernahm, ist sie am Tage meiner Abreise von Lambach auf das Dritttheil zusammengeschmolzen, da man vorzog, statt jeder andern Unternehmung vorläufig das befestigte Stift auszuhungern, und die zwei Regimenter Fußvolk und einige Eskadronen Reiter, die heute zum Entsatze Lambachs von Linz ausmarschirt sind, dürften wol ganz leichtes Spiel haben."

„Pah!" rief der Freiherr, — „der Wiellinger und seine Bauern verstehen zu fechten; das haben sie gegen den Holsteiner und gegen den Lindlo bewiesen."

„Wenn sie in ganzen Massen beisammen stehn — ja!“ sagte Wiellinger — „und wenn der Kampf nicht zu lange dauert.“

„Bedarf es doch nur Eines Hauches des Wiellingers, und die Dreißigtausend, die ihn jetzt bei Lambach verlassen haben, reihen sich wieder unter seine Fahnen“, sagte Karl von Jörger.

Man sah es ihm an, daß er sehr unmuthig über die Aussprüche des jungen Ritters war.

Dieser aber, nun einmal strenge sein Vorhaben verfolgend, die Sachlage in ihrem wahren Lichte zu zeigen, einerseits um die für Ruhe und Mäßigung gestimmten Stände in ihrer Stimmung zu befestigen, andererseits um auch unter den Andern Proselyten zu gewinnen, schien den Unmuth des Freiherrn gar nicht zu bemerken, sondern fuhr fort:

„Ich glaube nicht fehlzuschießen, wenn ich daran zweifle, daß es meinem Vater so leicht gelingen werde, die Armee wieder auf denselben hohen Stand zu bringen und darauf zu erhalten, wenn es den Zweck, nach Linz vorzurücken gilt. Die Bauern haben die Lection, die sie erhalten haben, nicht vergessen, — mit Abneigung hören sie von einem nochmaligen Versuche, sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Sie bleiben in ihrem Gau, — da verschanzen sie sich, da raufen sie sich auch tapfer genug, gleichsam pro aris et focis, — aber von einem Vorrücken, von einem Unternehmen

in großem Style wollen die Wenigsten mehr etwas hören —"

„Herr von Wiellinger zeigt sich etwas verzagt", spöttelte Karl von Jörger — „beiläufig nach Art des alten Herrn von Rödern".

„Verzagt und feige sind verwandte Begriffe", sagte Wiellinger etwas heftig — „und dem einen wie dem andern Worte mit meinem Namen zugleich ausgesprochen habe ich stets noch entgegenzutreten gewußt."

„Ruhig, Freunde!" rief Ritter Höritzer von Steinbach. — „Ihr werdet Euch doch nicht bei einer Berathung, die das allgemeine Beste betrifft, in Privatfehden verwickeln? — Herr von Wiellinger kann in einer Beziehung wol richtig urtheilen, soll aber nicht vergessen, daß wir der Bauern wirklich nur für die erste Zeit benöthigen, und daß bald Truppen Seiner Majestät des Königs Christian, des Grafen Mannsfeld und anderer Fürsten der Union ins Land rücken werden; — und Freund Karl hat wol dadurch gefehlt, daß er ihm von unsern Aussichten und bisher eingeleiteten Vorkehrungen nicht genügende Erklärung gegeben hat."

„Dieses zu thun habe ich Herrn Häberl von Weng überlassen, und glaubte ich, daß es geschehen sei", sagte Karl von Jörger; — „aber wo bleibt er denn? warum kommt er nicht herüber?" fragte er etwas heftig seinen Freund Riedesheim.

„Was von der Einmischung auswärtiger Mächte zur Sprache kommt“, sagte Wiellinger, der nun mit Beharrlichkeit auf einmal betretener Bahn fortzuschreiten gedachte — „so dürften wir wol überzeugt sein, daß wir uns in demselben Falle befinden, wie manche Andere, deren Eifer von fremden Fürsten dazu benutzt wurde, im Vaterlande Unruhen zu erregen, doch nicht um das Beste des Landes zu befördern, sondern weil es ihr eigener Vortheil erheischte; diesen wußten sie durch diese inneren Zwistigkeiten zu erringen, während die Werkzeuge dem Elende preisgegeben wurden. Wir sollen Ferdinand beschäftigen, damit sie, seine natürlichen Feinde, freieres Spiel haben; — wie es uns aber dabei und darnach ergeht, fragt ein König Christian, ein Mannsfeld, ein Gabor nicht, und keiner der Andern!“

„Junger Mann! Ihr sprecht mit Vernunft und Ueberlegung“, sagte Herr Helmhart von Jörger — „ich bin ganz Euerer Meinung und Ansicht.“

„Und ich“, sagte Herr von Rödern, wohlgefällig mit dem Kopfe nickend.

„Und ich!“ riefen die Herren, welche sich früher schon der gemäßigten Partei zugethan erklärt hatten.

Als der junge Ritter sah, welchen günstigen Erfolg seine Worte herbeizuführen versprachen — denn auch Höritzer von Steinbach und die beiden Sigmar hatten ihm aufmerksam zugehört, — da wollte er fort-

fahren in seinen Auseinandersetzungen, hervorrücken mit seinen Vorschlägen, wie sich die Angelegenheiten am schnellsten und sichersten zu einem guten Ende bringen ließen; aber der Freiherr, welcher einige Zeit vor sich hinsinnend dagestanden hatte, rief jetzt plötzlich:

„Sparet Eure Worte, junger Herr, — wir fragten Euch nicht um Euere Ansicht, nicht um Euer Urtheil, und um diese ungefragt abzugeben, dazu seid Ihr wol noch zu jung!“

„Was das Letztere betrifft, so habt Ihr, Freiherr von Jörger, Recht, doch bin ich bei aller Jugend doch reif genug zur Ueberlegung, um nicht sogleich die Worte zu vergessen, welche Ritter von Steinbach vor Kurzem von Berathung für das allgemeine Beste und von Unstatthaftigkeit einer Privatfehde gesprochen hat; — vielleicht fügt es sich zu einer andern Zeit, daß —“

„Nicht doch, meine Herren“, sagte Erasmus von Starhemberg, dazwischen tretend, — „keinen Streit unter Freunden, unter Männern, beseelt von dem gleichen Eifer für die gute Sache.“

„Zu was dieses lange Geplauder!“ rief jetzt Hanns von Jörger dazwischen, dessen Ungeduld bereits aufs Höchste gestiegen war. „Wir haben nicht Muße zur Unschlüssigkeit. Es ist die höchste Zeit, zu entscheiden, welcher Weg einzuschlagen ist.“

„Ich bleibe bei meinen zuerst ausgesprochenen Worten

stehen", sagte Herr Erasmus von Starhemberg — „ich stimme gegen jede Handlung der Gewalt!"

„Auch ich lasse mich nicht für das Gegentheil bestimmen", sagte Herr Helmhart von Jörger.

„Ich halte dafür, daß Voreiligkeit die ganze Sache verderben kann", sagte der Ritter von Steinbach — „mit den Bauern allein ist nichts anzufangen. Stehen einmal einige Regimenter der unirten Fürsten an der Grenze, wie es bis jetzt nur die Truppen der Ligue thun, dann ziehe ich mit Freuden mein Schwert für die gute Sache."

„Wir sind des Steinbachs Ansicht!" sagten die Gebrüder Sigmar.

„Ich sehe, meine Herren, Ihr habt Euern Entschluß gefaßt!" sagte Karl von Jörger — „und so will ich es denn allein sein, der von Hoffnung begeistert, im Bewußtsein des Rechtes und mit der Ueberzeugung, als Landstand von Oberösterreich nicht anders handeln zu können, sein Schwert erhebt!"

„Vetter, vergiß Hanns Jörger nicht!" rief der junge Mann, während er klirrend an sein Schwert schlug.

„Freunde, liebe Vettern, laßt Euch überzeugen", sagte Herr Helmhart von Jörger mit innigem Tone und sich den beiden Männern nähernd.

„Was ist das?" rief Herr von Rödern erbleichend. Er war in die Fenstervertiefung getreten und blickte in

den das Schloß umgebenden Baumgarten hinaus. Herr von Riedesheim und einige der Herren traten an die Fenster.

„Fackeln! Bewaffnete! der Garten ist rund umgeben!“ rief der Riediser — „Hölle und Teufel! wir sind verrathen!“

„Wir sind verrathen!“ seufzte Herr von Rödern und sank in einen nahestehenden Stuhl.

„Was ist zu thun?“ fragte Erasmus von Starhemberg.

„Wir werden uns doch nicht wegführen lassen, gleich gemeinen Dieben? — Ehrenvoller Widerstand! sei unsere Losung!“ rief Hanns von Jörger, zugleich sein Schwert aus der Scheide ziehend.

„Recht, Hanns!“ sagte Karl von Jörger, und sich zu den Uebrigen wendend, setzte er hinzu: „Dieses Ereigniß soll uns zum Fingerzeig dienen, was wir zu thun haben. Laßt die Verzweiflung den Bund schließen, welchen Klügelei und Unbestimmtheit störte. Wir sind unser ein Dutzend kräftiger und kampfgeübter Männer. Wir ziehen uns in den Thurm zurück, der wol fest genug ist, um uns ein paar Stunden gegen so eine Handvoll Söldlinge Schutz zu gewähren. Kaspar zündet das Strohdach des daranstoßenden Flügels an, und ich bin überzeugt, wenn die Feuersäule emporsteigt und die Finsterniß der Nacht zur Tageshelle in weitem Umkreise verkehrt, so ist auch der Spatt mit seinen Wildlingen da, und dann —“

Man hörte Tritte auf der Stiege.

„Da sind sie schon", sagte Herr Erasmus von Starhemberg.

„Die Schwerter gezogen und mir nach!" rief Karl von Jörger, das blanke Schwert durch die Luft schwingend und sich der Thüre nähernd, durch welche man zum Getreideboden und dann zum Thurme gelangte.

Hanns Jörger stand an seiner Seite, die Uebrigen verblieben auf ihrem Platze wie festgebannt.

„Hol' Euch der Henker!" rief Karl Jörger, und er und sein Vetter Hanns verschwanden.

Eben noch war unser Ritter Wiellinger im zweifelnden Ueberlegen, ob es gerathener sei, dem Beispiele der Herren zu folgen, welche es vorzogen, sich einer Untersuchung über ihre heutige nächtliche Zusammenkunft zu unterziehen, oder sich an den tollen Waghals anzuschließen; — da fiel ihm plötzlich Elisabeth und ihr alter Vater ein. Er eilte der Thüre zu; diese war aber ins Schloß gefallen, er konnte sie nicht öffnen. Dagegen that sich die entgegengesetzte Thüre auf, und — herein traten ein Offizier und mehre Bewaffnete, von denen zwei oder drei Fackeln trugen.

Zwölftes Kapitel.

„Hier bin ich mitten unter Feinden. —
— — . . . . . . Sieh, ich möchte
Gern einige Fragen an dich thun“.

Fr. v. Schiller.
Die Phönizierinnen. Fragment.

Der Eintretende war ein hoher, kräftiger Mann, mit echt militärischer, stolzer Haltung. Seine Kleidung war reich und gewählt. Er hatte den Federhut aus der Stirne gerückt, und mit scharfem, durchdringendem Blicke sah er jetzt im Kreise der Kavaliere umher, die ihn gleichsam wie den Todesengel anstarrten. Es war der Herberstorfer. Sein Schwert ruhte in der Scheide, die Arme übereinander geschlagen, so stand er — Grabesstille herrschte im Saale.

„Nun, meine Herren, Ihr empfanget mich in der That als einen ungeladenen Gast, als einen Eindringling bei dem Zechgelage“, sagte er endlich, — ein spöttisches Lächeln umzuckte dabei seine Lippen, — „und ein Zechgelage ist es doch, Herr von Riedesheim, — nicht so? Wenigstens stehen Krüge und Becher auf dem Tische, und gute Bekannte finde ich auch nur

beisammen. — Ei, Herr von Starhemberg, Herr Helmhard von Jörger, warum so stille? — Und Herr von Rödern hat sich auch der Nachtluft ausgesetzt? — Ja, was thut man nicht, guten Freunden zu Gefallen! — Doch laßt Euch nicht stören. Herr von Riedesheim ist wol nicht so karg, daß er nicht auch mir einen Becher Wein kredenzen sollte, ich weiß, er hat alten Klosterneuburger im Keller. — Wie? Niemand langt zu? Nun, so will ich den Anfang machen.“ Er schritt zum Tische hin, füllte sich einen Becher, und diesen erhebend, sagte er mit Nachdruck: „Auf noch langes Leben, dem ein süßer Tod folgen möge, — ich meine ein sanftes Ende im Bette des Friedens, oder ein ruhmvolles auf dem Schlachtfelde, — ein oder das andere hat der Mann von Ehre zu erwarten!“

Dieses Letztere sprach er mit einer ganz eigenthümlichen Betonung, die nicht mißverstanden werden konnte. Herr von Starhemberg mochte es auch einsehen, daß es gerathener sei, etwas zu erwidern, als fortan in dem Schweigen der Ueberraschung zu verharren. Er machte eine artige Verbeugung und sagte:

„Auf solchen Trinkspruch, von Euer Gnaden, Herrn Statthalter ausgebracht, Bescheid zu thun, lassen sich die Stände von Oberösterreich nicht zwei Mal auffordern!“

Er ergriff jetzt ebenfalls einen weingefüllten Becher, und sich den Uebrigen zuwendend, sagte er mit lauter

Stimme: „Auf die Gesundheit des Herrn Statthalters Grafen von und zu Herberstorf!"

Der Herberstorfer sandte wieder seinen scharf prüfenden Blick im Kreise herum, — dasselbe Lächeln wie früher umzuckte seinen Mund; die Herren aber ergriffen jeder seinen Becher.

„Ei, Herr von Rödern, Ihr verschüttet ja die Hälfte!" rief der Statthalter mit lautem Lachen. — „Schade um das gute Tröpfchen. Habt Ihr wirklich schon des Guten so viel gethan?

„Das Alter, — das Alter, Euer Gnaden!" stotterte Herr von Rödern mit zitternder Stimme.

„Das Alter? mag sein", sagte der Graf, — doch daß es nicht vor Thorheit schützt, habe ich Gelegenheit zu bemerken", setzte er mit Nachdruck bei.

Dies war denn doch etwas stark aufgetragen. — Herr Höritzer Ritter von Steinbach trat rasch einen Schritt vor. Sein Auge flackerte hell auf. — „Herr Graf", sagte er mit männlicher Festigkeit — „belieben weiter zu gehen, als es Männern, deren Name so gut wie höchst dero im Turnierbuche zu finden ist, zu ertragen zukäme".

„Oho, Herr Ritter! wie aufbrausend!" rief der Herberstorfer — „wie empfindlich eines leichten Scherzes wegen!"

Die Bahn war nun einmal gebrochen.

„Daß Se. Gnaden der Herr Statthalter nicht um

zu scherzen sich zur Nachtzeit auf den Auhof begeben haben, liegt vor Augen", sagte der Ritter entschlossen — „wir benöthigen nur eines Blickes auf seine Begleitung, und eines zweiten zum Fenster hinaus in den Garten. Was aber immer die Ursache seines Erscheinens sei, so werden sich die Adeligen des Landes doch nimmer zur Zielscheibe seines Witzes herleihen!"

„Pah!" sagte der Graf — „wenn Ihr keine Freunde des Witzes und Scherzes seid, nun, so wollen wir ein Wort des Ernstes sprechen. Sagt mir, meine Herrn, haltet Ihr den Adam von Herberstorf wirklich für einen so blödsichtigen Narren, daß er glauben könnte, Ihr seid hier eben nur des Trinkens wegen zusammengekommen. — Dann hätte der Ehrenmann, der mir davon erzählte, nicht so verdächtige Worte sollen fallen lassen. Was er mir aber erzählte, klang gar sonderbar; und nichts anderes blieb mir übrig, als mich selbst zu überzeugen. Oder hätte ich einen Hauptmann mit seiner Kompagnie sollen ausrücken lassen, um alle hier Versammelten zu verhaften? Das wollte ich nicht, — kam also in eigener Person. — Daß ich aber nicht allein kam, sondern in einer Begleitung, die wol einigen von den Herrn etwas Schrecken eingeflößt hat, ist doch auch erklärlich. Wenn mir jedoch die Herrn, deren Name in dem Turnierbuche aufzufinden ist, bei ihrer ritterlichen Ehre sagen, daß diese werthe Versammlung keinen andern Zweck hatte, als des Herrn von Riedes-

heim Klosterneuburger auszustechen, so trinke ich selbst noch einen Becher oder zwei davon und empfehle mich dann in Freundschaft."

Lächelnd betrachtete er sich die Gesichter der Versammelten. Diese warfen sich, Einer dem Andern, zweifelnde, fragende Blicke zu.

Ritter von Steinbach sagte aber nach einer kleinen Pause: „Ich fände es unmännlich und der Ehre unser's Standes geradezu entgegen, eitle Ausflüchte zu suchen, wo doch die Wahrheit zu sagen uns nimmer zur Schande gereichen kann. — Der Herr Statthalter haben ganz recht vermuthet: die hier Versammelten sind nicht des Zechens wegen zusammengekommen; — es galt eine ernste Berathung über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheiten. Es wird immer dringender nöthig, diese zu einem Ende zu bringen, wollen wir nicht erfahren, daß das Land zur Wüste wird, seine Bewohner zu völligen Bettlern verarmen; — die Demoralisirung nimmt zu, — Leute, die sonst ihr Feld bebaut, finden mehr Lust daran, ihrem Nächsten das Wenige, was er etwa noch besitzet, zu stehlen, — Plünderung, Brand, Mord erfüllen die Gesinnungen der ehedem fleißigen, gutmüthigen, gottesfürchtigen Oberösterreicher, — dem redlich denkenden Manne muß das Herz im Leibe bluten bei Betrachtung dieser Verhältnisse, — uns, den Landständen kommt es zu, einen Ausweg aus diesen Labyrinthe der Greuel und Bedrängnisse zu suchen."

„Und diese redlich denkenden, auf das Wohl ihres Landes bedachten Stände wählen sich zu ihrem Berathungen irgend einen entlegenen Winkel?“ fiel ihm der Herberstorfer ins Wort — „wozu haben sie dann den großen Landhaussnal?“

„Und ist es uns dort gestattet, frei und offen unsere Meinung und Ansicht auszusprechen?“ fragte der Ritter furchtlos — „sind da nicht immer Einige zugegen, die da zu verwirren suchen, wo Sichtung der Ansichten und Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Entschlusse so nothwendig wäre?“

„Ihr meint die Herrn, welche ich bestimmt habe, den Sitzungen der Stände stets beizuwohnen?“, fragte der Statthalter mit scharfem Tone, mit dem unverkennbaren Ausdrucke einer Aufwallung seines gähen, leidenschaftlichen Temperaments — „aber dann ersuche ich Euch, etwas mehr wählig in dem Gebrauche Eurer Worte zu sein. Es wird da von keiner beabsichtigten Verwirrung die Rede sein, mein Herr Ritter, wol aber von einer Ueberwachung Euerer Beschlüsse, die, wie mit Recht zu befürchten stünde, eher zu Gunsten des rebellirenden Gesindels als zum Nutzen und Frommen Eueres Landesherrn und seines gegenwärtigen Stellvertreters, meines allergnädigsten Herrn, des Churfürsten, gefaßt werden dürften.“

„Mit diesen Worten zeihet Ihr uns einer Gemeinschaft mit dem unglücklichen Volke, welches in der drän-

genden Verzweiflung keine andere Hilfe als offenen Aufstand kannte", rief der Ritter höchst erzürnt, — „ich entgegne Euch jedoch: Daß wir, die Stände von Oberösterreich, gerade das Gegentheil bewiesen haben. Wir haben jede Veranlassung zu Zwietracht, Streit und Aufstand nach unsern besten Kräften auszugleichen gesucht, so viele Gegenstände des Aergernisses uns auch selbst in den Weg geworfen wurden; wir haben, wenn uns geklagt wurde, stets zur Friedfertigkeit, Ruhe, Abwartung dessen, was die Zukunft bringen würde, ermahnt, — haben selbst dann noch zur Unterwürfigkeit gemahnt, wo wir vielleicht zur Widersetzlichkeit hätten aufregen sollen, haben Vorstellungen und Bitten empfohlen, wo wir selbst bitter entrüstet, — ich sage es frei und offen, es steigen jetzt Zweifel in meiner Seele auf, ob wir recht damit gethan haben, ob damit nicht der günstige Augenblick entschlüpft ist, den wir hätten benützen sollen, und ich fände uns dabei um so mehr im Rechte, als ich sehe, wie alle unsere Aufopferungen belohnt werden. Man droht nns mit Untersuchungen, Strafen! — und die Nachwelt wird uns der Feigheit beschuldigen, daß wir den Druck der Fremdherrschaft und den Stolz, die aufbrausende Hitze, den beleidigenden Argwohn derselben mit Geduld ertrugen, daß wir den fast unglaublichen Ausschweifungen seiner Soldaten ruhig zusahen und es duldeten, daß unser Land zu Grunde gerichtet wurde, — daß wir trotz der klaren Ueberzeu-

gung von der Saumseligkeit desjenigen, dem es zustünde, den uns und dem Lande zugefügten Unbilden abzuhelfen, uns dennoch stets bemühten, das Volk zu beruhigen, den Aufstand zu dämpfen, wie wir es noch bis zur Stunde gethan haben. — Jetzt, Herr Graf, habe ich gesprochen, als deutscher Mann, Ihr könnt darnach Euere Verfügungen über meine Person treffen!"

Die übrigen Herrn waren nicht wenig über die Sprache ihres Collegen erschrocken; der Eine rieb sich verlegen die Hände, ein Anderer erbleichte bis über die Stirne hinauf, ein Dritter griff mit bebender Hand nach dem weingefüllten Becher, — der Herberstorfer dagegen hatte mit einer Ruhe, die man sonst an ihm zu treffen nicht gewohnt war, zugehört; als aber der Edle von Steinbach geendet hatte, sagte er mit einem feinen Lächeln:

„Euere Worte, Herr Ritter, lauten sonderbar genug, ein nur etwas spitzfindiger Advokat brächte gar leicht etwas nach Hochverrath Klingendes heraus. Nun aber will ich Euch gerade zum Gegenbeweise von dem, was Ihr von Stolz und aufbrausender Hitze des Statthalters gesagt habt, erwähnen, daß ich so Manches, was Ihr habt fallen lassen, nicht gehört haben will, sondern nur, daß Ihr bis zur Stunde bereit seid, das Volk zu beruhigen und den Aufstand zu dämpfen, — dahin waren daher wol auch Euere heutigen, wenngleich am ungeeigneten Orte abgehaltenen Berathungen ge-

richtet? — Nun, ich denke so, und so wünsche ich nur, daß Ihr in dieser guten Stimmung verharren möget bis zum Ende dieses unheilvollen Zeitpunktes, welches jedoch, wie ich Euch zum Troste sagen kann, kein sehr fernes sein dürfte."

Die Herrn lebten neu auf, — der Ritter von Steinbach betrachtete sich jedoch die Züge Sr. Gnaden des Herrn Statthalters mit einem Blicke, der wol unzweideutig genug die Frage ausdrückte: „Läge da vielleicht nicht eine Schlange im Busche verborgen?"

Dieser schien dieses jedoch wirklich nicht zu bemerken, oder zeigte sich wenigstens so, als wenn er es nicht sähe, sondern schickte sich an, von den versammelten Herrn Abschied zu nehmen; — da öffnete sich die Thüre, und herein trat Herr Häberl von Weng, seine Tochter am Arme, gefolgt von einem Offiziere und einigen Soldaten.

„Unglücksvogel!" brummte Herr von Riedesheim vor sich hin, den Blick um sich werfend, ob denn wirklich nicht die Möglichkeit vorhanden sei, zu entkommen; denn er fühlte es wohl, daß für seine Person die Gefahr im Wachsen sei; — aber die Thüre, welche auf den Getreideboden zuführte, war ins Schloß gefallen, am andern Ausgange aus dem Saale standen Soldaten in Reih und Glied aufmarschirt, — sein Entweichen hätte unfehlbar Aufsehen erregt, und so entschloß er sich denn, ins Himmelsnamen abzuwarten, was da kommen werde.

„Ei, Herr Hauptmannn von Schmelzing, in welcher Begleitung kommt denn Ihr?“ rief der Statthalter dem kaiserlichen Offizier entgegen.

„Wir hatten nach erhaltener Ordre den Auhof umzingelt“, — rapportirte dieser — „ich selbst stand mit vier Mann im Hofe. Da sehe ich, wie sich eine niedere Thüre im Thurme öffnet, zwei Männer schleichen heraus, sie gehen raschen Schrittes über den Hof, ich trete ihnen entgegen, aber mit Einem Sprunge sind sie in der tiefen Finsterniß in eine offenstehende Scheune verschwunden. Ich rufe nach einer Fakel, aber vergebens durchsuchen wir mit dieser die Dreschtenne und die daranstoßende Wagenremise, die Beiden waren verschwunden.“

„Nicht möglich!“, rief der Statthalter, Ihr habt nur nicht überall nachgesucht, nicht jeden Winkel durchstöbert, ich hätte die Nachtvögel gewiß aufgejagt!“

„Doch jetzt gewiß nicht mehr!“ dachte der Riediser bei sich selbst; denn das waren die beiden Jörger, darauf wollte ich meine Seele verwetten“. Er war ans Fenster getreten und erblickte weit drüben über Wiese und Feld auf halber Höhe des Berges ein lustig gegen Himmel flackerndes Feuer.

„Wir verwendeten alle Sorgfalt“, sagte der Offizier — „aber es war umsonst. Nun, dachte ich mir, wo Zwei einen Ausweg finden, können noch Mehre den Versuch wagen, ich will mir denn doch diesen Thurm in Augenschein nehmen. Mit einigen Mann trete ich durch

dieselbe niedere Thüre ein, steige über eine Wendeltreppe hinauf, komme in ein kleines Gemach, aber die Stiege geht noch weiter hinauf, diese verfolgend, treffe ich auf eine eiserne Thüre; ich poche an, nichts ist zu vernehmen, was auf ein lebendes Wesen schließen ließe, und doch gelüstete es mich, gerade diese Thüre zu öffnen, wir machen alle Anstalten, sie aufzusprengen; aber soweit sollte es nicht kommen, — plötzlich geht sie auf, und in einem kleinen, mit einigen Einrichtungsstücken versehenen Gemache finde ich diesen Herrn und dieses Fräulein. Er hatte die Thüre freiwillig geöffnet und verlangte, nun sogleich vor seiner Gnaden den Herrn Statthalter geführt zu werden."

„Wer seid Ihr?" fragte der Herberstorfer, verwundert seinen Blick bald dem greisen Alten, bald der jugendlichen Frauengestalt zuwendend.

„Obwol meinen Namen auszusprechen mir bis jetzt noch wenig zu Gunsten gereichen wird, so will ich es doch in der Ueberzeugung thun, daß selbst der Eine Makel, der an ihm haftet, bald verwischt sein wird. — Ich heiße Christian Häberl von und zu Weng" — so sprach der Gefragte.

„Wie, Herr von Weng? Ei, Ihr habt Euch sehr verändert, hätte Euch kaum mehr erkannt", rief der Statthalter in großer Verwunderung aus.

„Die Jahre haben das Ihrige gethan, vielleicht Sorge und Kummer noch mehr", erwiderte Herr von Weng.

„Und wie kommt Ihr hieher?“ fragte der Herberstorfer weiter — „Ihr habt Euch ins Vaterland gewagt? Seid Ihr doch einer von den Wenigen, welchen es unter keiner Bedingung gestattet ist, je wieder Oesterreich zu betreten, Euch so wenig als dem Tschernembl, dem Karl Jörger.“ — —

„Ich habe jenen Ausspruch auch nicht vergessen“, sagte Herr von Weng, „ich meine jene Klausel des Pardonirungsdekretes von 27. Februar des Jahres Fünfundzwanzig, durch welche den entwichenen oder verstorbenen Rädelsführern, so stand es geschrieben, die allgemeine Verzeihung verweigert wurde.

Unser Hab und Gut blieb dem Kaiser verfallen, wir blieben der Ehre verlustig, unser Leib und Leben Jedem Preis gegeben, der sich daran wagen wollte.“

„Und doch kommet Ihr ins Land?“ rief der Statthalter.

„Ich konnte nicht auf fremder Erde sterben, konnte nicht sterben, ohne mein Kind noch ein Mal gesehen zu haben“, erwiderte der Greis mit einem liebevollen Blicke auf Elisabeth.

„Ihr wißt, was Euch hier erwartet“, fragte der Herberstorfer mit Nachdruck.

„Gott im Himmel! mein Vater, was habt Ihr gethan!“ rief Elisabeth mit den Schmerzenstönen der Angst. Sie umschlang mit beiden Armen den Vater,

und das Gesicht an seine Brust drückend, brach sie in ein lautes Weinen aus.

Unter den anwesenden Herren erhob sich eine unruhige Bewegung. Ritter von Steinbach trat aber nochmals vor und sagte:

„Herr Statthalter, Ihr werdet doch nicht den Greis dem Henker überliefern wollen?“

„Stille, meine Herrn!“ rief der Herberstorfer — „mischt Euch nicht in fremde Angelegenheiten, denkt auf Eure eigenen, die durch das Auftreten dieses Hochverräthers in Euerer Mitte sich weit übler gestaltet haben. — Saget mir, wer waren die beiden Männer, welche die Flucht genommen haben?“

Keiner antwortete.

„Ihr wollt sie mir nicht nennen?“ sagte der Statthalter — „nun, es ist auch nicht nöthig, bedarf es doch, um sie zu errathen, eben keines allzugroßen Scharfsinnes. Waren doch Tschernembl und Karl Jörger stete Begleiter des Herrn Häberl von Weng; der Erstere liegt in Genf begraben, der zweite mag wol erst in dieser Nacht sich von seinem alten Freunde getrennt haben“.

„Habt Ihr sonst niemand Verdächtigen aufgegriffen?“ wendete er sich mit rascher Frage an den Hauptmann.

„Ich stellte keine weitere Nachsuchungen an“, erwiderte dieser.

„Man sieht, daß der kaiserliche Hauptmann auch

ein Landstand von Oberösterreich ist", sagte der Statthalter beleidigend genug, „nun, so will ich selbst das Versäumte nachzutragen suchen."

Er warf einen forschenden Blick im Kreise herum. „Ei, seht! wie man sich durch einen oberflächlichen Blick täuschen kann!" rief er. „Ich glaubte hier nur alte Bekannte zu treffen, und siehe da, bei näherer Betrachtung begegne ich einer Physiognomie, die mir gänzlich fremd ist. — Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?" fragte er, mit zwei Schritten sich rasch unserm jungen Freunde nähernd.

Dieser hatte bis zu diesem Augenblicke etwas entfernt von den Uebrigen und so gestanden, daß er nicht eben die Aufmerksamkeit des Herberstorfer auf sich gezogen hätte, wenn dieser nicht, wie er es jetzt that, Jeden einzeln betrachtet haben würde. Nun aber, auf diese Weise angesprochen, trat auch er einen Schritt vor, und sich leicht verbeugend, sprach er mit mehr Unbefangenheit, als es dem Verhältnisse nach, in welchem er sich befand, zu erwarten gewesen wäre: „Hanns Ernst von Wiellinger, vor einigen Monaten noch Rittmeister im Dienste der Republik Genua, gegenwärtig außer Dienst."

„Herr von Wiellinger? Ei, da treffe ich ja eine sehr gewählte Gesellschaft beisammen!" rief der Statthalter mit einem höhnischen Lächeln — „der Herr Rittmeister außer Dienst sind gewiß aus dem Lager in der

Weiberau aufgebrochen, um bei den Berathungen der redlich denkenden, für das Wohl ihres Landes bedachten Herren Stände nicht zu fehlen? Natürlich, wo ein Karl von Jörger, da ist auch der Wiellinger, oder als Stellvertreter sein Sohn zu treffen! — Wäre doch der Graf Herberstorf ein gewaltiger Thor zu schelten, wenn er je der Treue und aufrichtigen Gesinnung der Landstände von Oberösterreich vertraut und sein Verfahren nicht auf festere Basis gegründet hätte! — Und was glaubt Ihr wol, meine Herren, welches Recht ihm jetzt zusteht, wo es klar am Tage liegt, daß diese heutige Zusammenkunft zu böslichen Zwecken dienen sollte. Ich finde da zwei oder drei Herren, denen der Kaiser aus angeborner Güte Ehre, Leib und Leben geschenkt hat, die aber ihre in billiger Bestrafung für früher begangene Verbrechen eingezogenen Güter nicht verschmerzen können, — ich finde ein Paar, welche sich bereit erklärt haben, sie würden für Beibehaltung des lutherischen Glaubens emigriren, — dann finde ich einen noch immer für vogelfrei erklärten Hauptrebellen aus dem Jahre Neunzehn, zwei solche Ehrenmänner haben sich davon gemacht, — und endlich treffe ich den Sohn des Oberfeldhauptmanns einer christlich-evangelischen Armee, — in Wahrheit: eine sehr gewählte Gesellschaft! Nun, meine Herren, was thäte wol der Eine oder der Andere von Euch an meiner Stelle?“

„Der Schein ist gegen uns“, sagte Helmhart von

Jörger — „und doch dürfte eine gepflogene Untersuchung unsere Unschuld beweisen; es dürfte an den Tag kommen, daß unsere Absicht keine andere war, als uns für das allgemeine Beste zu berathen.“

Der Statthalter warf einen durchdringenden Blick dem Herrn von Jörger, dem von Starhemberg zu, — dann sagte er nach einer kleinen Pause: „Gut, meine Herren, ich will nicht so handeln, wie es mir jedenfalls zustünde, und wie ich es auch vor Eurem Landesherrn verantworten könnte. Hebt diese Versammlung auf und begebt Euch ruhig nach Euern Wohnungen.“

So sehr auch die Landstände von Oberösterreich damals verdächtigt wurden, bei dem allgemeinen Aufstande der Bauern mit im Spiele zu sein, so gab man doch nach dessen Beendigung die Untersuchung hierüber auf, um das Verbrechen, welches in der Zukunft leicht Anhänger finden konnte, durch die Strafe nicht offenbar zu machen. In eben diesem Sinne schien auch der Herberstorfer diesmal handeln zu wollen; — die, welche diese Behandlung traf, waren aber nicht wenig überrascht hierüber.

„Wir können uns nach Hause begeben? wir Alle?“ rief der Herr von Rödern in einer freudigen Aufregung.

„Ja, Alle! ich meine alle, welche in Linz wohnen“, sagte der Statthalter lächelnd, — sich aber dann rasch den beiden am meisten Betheiligten zuwendend, sagte er:

„Die Herren von Weng und von Wiellinger sind jedoch bis auf Weiteres meine Arrestanten!“

„Mein Vater!“ rief Elisabeth mit einem herzzerreißenden Tone; — fast bewußtlos sank sie in die Arme des greisen Mannes.

„Sei getrost, mein Kind“, sagte dieser — „man wird mich nicht der Mittel berauben, um meine Unschuld zu erweisen.“

Es ist nicht zu sagen, ob es Mitleid mit dem Schmerze der Tochter oder ritterliche Galanterie gegen das schöne Fräulein war, was den Statthalter bestimmte, jetzt in einem weit mildern Tone, als der ihm sonst eigen war, zu sagen: „Herr von Weng, der Umstand, daß Eure Tochter doch nicht hier auf dem Auhof bleiben, aber auch nicht mit uns einen nächtlichen Ritt unternehmen kann, macht es nöthig, daß ich Euch meinen Wagen herausschicke.“

Elisabeth warf ihm einen flehenden Blick zu; er aber wendete sich rasch unserm Wiellinger zu, mit den Worten: „Herr Rittmeister, Ihr wollet Euer Schwert dem kaiserlichen Hauptmann Ludwig von Schmelzing übergeben. — Kommt bald nach, meine Herren!“ sagte er mit einer leichten Verbeugung gegen die Uebrigen, und hastig verließ er den Saal. Bald darauf hörte man ihn zum Thore hinaussprengen.

Es ist stets etwas Trauriges um das Abschiednehmen, besonders aber wenn Ungewißheit über die Zu-

kunft sich darein mischt. Wiellinger überreichte dem Hauptmann sein Schwert, dann näherte er sich Herrn von Weng; er ergriff seine Hand und drückte sie innig, er ergriff die Hand der Tochter, er versuchte Worte des Trostes zu sprechen; es gelang ihm nur schlecht, so daß Häberl endlich sagte:

„Laßt das, braver junger Mann; — wozu sich gegenseitig das Herz schwer machen? Das Recht ist auf unserer Seite, und so werden wir es wol auch zu behaupten wissen; — es ist ja kein Abschiednehmen auf ewig, sondern auf ein fröhliches Wiedersehen! Jetzt aber geht; man soll das Unangenehme nie in die Länge ziehen!“

Wiellinger drückte nochmals Elisabeths Hand, er schüttelte nochmals dem Vater die Rechte, auch dem wackern Riedesheim, und verließ in Begleitung des kaiserlichen Hauptmanns den Saal. Da bedeckte Elisabeth mit der einen Hand das Gesicht und brach in Thränen aus.

Wiellinger folgte in einem wirren Durcheinander von Gefühlen und Empfindungen seinem Begleiter. Sie gingen zu Fuß der Stadt zu, gefolgt von etwa zehn oder zwölf mit scharf geladenen Musketen bewaffneten Soldaten.

Als sie über die Donaubrücke schritten, sagte Wiellinger mit einem aus trüber Ergebung in sein Schicksal und stolzer Verachtung des Betragens des Statthalters

gemischten Gefühle: „Herr Hauptmann, Gefangenschaft ist dem Soldaten nicht so etwas Schreckliches; aber ich hoffe doch, daß ich einen meinem Stande angemessenen Arrest bekomme?"

„Ihr werdet ein Zimmer im Wasserthurm erhalten", erwiderte der Hauptmann — „aber ohne Zweifel seid Ihr bald im Stande, Euch vom Verdachte zu reinigen, um wieder auf freien Fuß zu kommen."

„Sicher, wenn ich einer unparteiischen Commission vorgestellt werde", sagte Wiellinger — „aber diesem Tribunal, aus Churfürstlichen zusammengesetzt, traue ich eben Unparteilichkeit nicht zu. Es nimmt mich Wunder, daß Ihr, als kaiserlicher Hauptmann, Euch den Befehlen eines Fremden unterordnet."

„Befehl von Sr. Majestät", erwiderte der Hauptmann — „der Soldat muß gehorchen, — doch hier sind wir am Wasserthurme."

In diesem war eine niedere Thüre, welche verschlossen war; doch wurde sie, nachdem der Offizier einige Male mit dem eisernen Klopfer tüchtig gepocht hatte, geöffnet. Der Mann, welcher mit einer Leuchte in der Hand in ihr erschien, zeigte sich, seiner Kleidung nach, als eine Art von militärischem Profos, und er machte auch sogleich die üblichen Honneurs, als er in dem Störer seiner nächtlichen Ruhe einen Offizier des Löbel'schen Regiments erkannte.

„Feldwebel Hartinger, ich bin von Sr. Gnaden

dem Herrn Statthalter beordert, Euch diesen Herrn zu überliefern. Er bezieht Nr. 6 im zweiten Stockwerke, eine Schildwache mit scharfgeladener Muskete vor seiner Thür, strenger Gewahrsam, sonst honette Behandlung; er ist ein Adeliger; — weitere Befehle werden nachfolgen."

So sprach der Hauptmann zum Profos, und sich dann dem Arrestanten zuwendend, fuhr er fort: „Lebt wohl, Herr von Wiellinger; ich bin überzeugt, daß Ihr mir nicht zürnen werdet, da ich meiner Pflicht gehorche, sowie ich aufrichtig wünsche, Euch bald wieder auf freiem Fuß zu sehen. — Halb rechts! Marsch!" kommandirte er und schritt mit seiner Truppe dem obern Theile des Stadtplatzes zu.

Wiellinger warf noch einen Blick in die Freiheit hinaus, dann wurde das Thürchen mit einem lauten Knarren geschlosseu, das in des Jünglings Seele eben nicht lieblich wiedertönte.

„Habt die Güte, mir zu folgen", sagte der Profos für seinen Stand immer noch artig genug — „ich werde Euch Euer Zimmer anweisen."

Wiellinger folgte schweigend, und der Andere führte ihn nun die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk, wo er bei einer der hier auf dem schmalen Gange befindlichen, schwer mit Eisen beschlagenen Thüren hielt. Der Riegel wurde weggeschoben und die Thür geöffnet; man trat in ein kleines, viereckiges Zimmer, das zwar

weit entfernt von Eleganz, doch in seinen Einrichtungsstücken eine vollkommene Berücksichtigung der Bequemlichkeit für Jeden zeigte, der hier für längere Zeit seine Wohnung aufzuschlagen hatte. Das Zimmer wäre selbst ein recht wohnliches zu nennen gewesen, wenn nicht die dicken Eisenstäbe an dem auf die Donau hinausgehenden Fenster und nicht die Riegel an der Thüre daran erinnert hätten, daß es ein Gefängniß sei.

„Macht es Euch bequem", sagte der Profos und verließ das Zimmer.

Mit gar seltsam widerstrebenden Gefühlen hörte der Ritter, wie die schweren Riegel rasselnd vorgeworfen wurden, und bald darauf den eintönigen, gleichförmigen Schritt der im Gange schildernden Wache; — er fühlte dabei gar schmerzlich den Verlust der Freiheit, und doch blickte er mit einiger Zufriedenheit in dem kleinen wohnlichen Zimmer umher, — wenigstens sah er sich in keinen Kerker geworfen. Er hielt dies für eine günstige Vorbedeutung.

Man hatte ihn ohne Licht gelassen, und die durch das Fenster einfallende Dämmerung erhellte nur sehr spärlich das Gemach. Für einige Augenblicke sah er auf die Donau hinaus, aber da stiegen Gedanken der verschiedensten Art in seiner Seele auf, — er wollte sich ihnen nicht überlassen und warf sich daher, angekleidet, wie er war, aufs Bett, um zu schlafen.

Einige Zeit wollte dieses nicht gelingen, doch allmälig verwirrten sich seine Gedanken, die Ermüdung wurde Oberherr, und er schlief ein.

Ende des zweiten Theils.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arming, Friedrich Wilhelm,

Die Wiellinger Historisches Gemälde aus der zeit des obderemisischen Bauernkrieges

Bd.: 2

1848

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 243(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11418935-3